

Landesbibliothek
Coburg

10,002^a
3.

43

P l a t o n s
R e p u b l i k

o d e r

Unterredung vom Gerechten.

In zehn Büchern.

Ü b e r s e t z t

v o n

Friedrich Carl Wolff.

Z w e i t e r B a n d.

VI—X^s Buch.

A l t o n a,
bei Johann Friedrich Hammerich.

1799.



Landesbibliothek
Coburg

Platons
R e p u b l i k
oder
vom Gerechten.

Sechstes Buch.

Platon
Republik

oder

von Gerson

Georgius

London: George

Platons Republik.

Sechstes Buch.

So hätten wir denn, sagte ich, lieber Glaukon, nicht ohne Mühe und viele Umschweife den wahren Unterschied zwischen Philosophen und Nicht-Philosophen gefunden.

Vielleicht, versetzte er, konnte es auf einem kürzern Wege nicht füglich geschehen.

So scheint es. Doch glaube ich, daß dieser Unterschied sich noch einleuchtender würde ergeben haben, wenn dies der einzige Gegenstand gewesen wäre, worüber wir zu reden nöthig gehabt hätten, und wir bei unsrer beabsichtigten Untersuchung, worin das Leben des Gerechten von dem Leben des Ungerechten verschieden ist, nicht noch sonst viele andre Dinge hätten berühren müssen.

Was bliebe uns denn jetzt noch zu betrachten übrig? sagte er.

Was anders, erwiederte ich, als was zunächst folgt? Da das die wahren Philosophen sind, welche

die Kenntniss des Unveränderlichen erreichen können, und diejenigen, welche es nicht vermögen, sondern um viele, bald so, bald anders gestaltete Dinge umirren, Nicht-Philosophen sind: welche von beiden sollen denn zu Oberhäuptern des Staates bestellt werden?

Wie sollten wir dieses, erwiederte er, wohl am richtigsten entscheiden?

Diejenigen, sagte ich, welche tauglich erfunden werden, die Gesetze und Gewohnheiten des Staates aufrecht zu erhalten, müssen als Hüter angestellt werden.

Du hast Recht, versetzte er.

Eben so, sagte ich, hätte auch die Beantwortung der Frage: ob der Hüter, um etwas zu bewahren, blind oder scharffsehend sein müsse, keine Schwierigkeit.

Natürlich nicht, sagte er.

Aber glaubst du, daß diejenigen sich von den Blinden unterscheiden, die aller Erkenntniss des wirklich Unabhängigen und Unveränderlichen beraubt, kein deutliches Vorbild in der Seele haben, die nicht, wie die Mahler, auf die reine Wahrheit hinschauen, und, nachdem sie hierauf alles bezogen, und hierauf, so genau, als möglich, ihre ganze Aufmerksamkeit gerichtet haben, nach diesem Urbilde, für das gegenwärtige Leben die Gesetze über das Schöne, Gute und Gerechte entwerfen, und eben so wenig die gegebenen durch die sorgfältigste Obhut erhalten können.

Bei Zeus, sagte er, der Unterschied ist nicht groß.

Wel-

Wollen wir nun diese lieber als Hüter anstellen, oder vielmehr diejenigen, die das Wesen von jeder Sache ergründet haben, und weder an Erfahrung von den andern übertroffen werden, noch ihnen sonst in irgend einem Theile der Tugend nachstehen?

Es wäre unvernünftig, erwiederte er, andre zu wählen, zumal wenn sie auch der übrigen Vollkommenheiten nicht ermangeln, da sie in demjenigen Theile, der unstreitig der wichtigste ist, so sehr über die andern hervorragen.

Jetzt müssen wir also wohl zeigen, durch welche Mittel sie sich beiderlei Arten von Vorzügen erwerben können?

Allerdings.

Das erste demnach, womit wir uns beschäftigen müßten, wäre, uns mit ihrer Natur bekannt zu machen: ein Geschäft, das wir gleich beim Anfange unserer Untersuchung für nothwendig hielten. Und ich glaube, wenn wir uns über ihre Natur hinlänglich verständiget haben; so werden wir auch einräumen, daß sie beides Erfahrung und Kenntniß des Wesentlichen in sich vereinigen können, und daß keinen andern die Oberherrschaft mit größerm Rechte gebühre, als ihnen.

Wie?

Zuförderst laßt uns gestehen, daß es eine Eigenschaft der philosophischen Natur ist, jede Wissenschaft zu lieben, die uns jenes Wesentliche enthüllt, das immer fortdauert, und sich nicht durch Entstehung und Untergang umwandelt.

Gut

Gut, wir wollen es einräumen.

Und auch dieses, fuhr ich fort, daß die Philosophen nach der Erkenntniß des ganzen unveränderlichen Urbildes trachten, und weder einen kleinen noch größern, weder einen wichtigen noch minder wichtigen Theil mit freiem Willen geringschätzen, den Liebhabern und Ehrgeitzigen ähnlich, an denen wir in dem vorigen ein gleiches Verhalten beobachteten.

Du hast Recht, sagte er.

Nun überlege weiter, ob diejenigen, welche solche Männer sein sollen, als wir sie verlangten, noch außerdem in ihrer Natur nothwendig etwas anders haben müssen.

Und was dürfte das sein?

Die Truglosigkeit, die Geneigtheit, sich nie freiwillig einer Lüge schuldig zu machen, sondern sie vielmehr zu verabscheuen, und dagegen die Wahrheit von ganzer Seele zu lieben.

Das ist natürlich, sagte er.

Es ist nicht blos natürlich, sondern durchaus nothwendig, daß derjenige, der durch seine Natur etwas zu lieben genöthiget wird, alles werth halte, was mit dem Gegenstande seiner Liebe in Verwandtschaft und Beziehung steht.

Allerdings, sagte er.

Kannst du dir nun etwas vorstellen, das mit der Weisheit näher verwandt wäre, als die Wahrheit?

Wie wäre das möglich? erwiederte er.

Ist es wohl ein gedenkbarer Fall, daß dieselbe Natur die Weisheit liebe und die Lüge?

Auf keine Weise.

Wer also ernstlich die Erkenntniß liebt, muß sich von Jugend auf in jeder Rücksicht der Wahrheit befleißigen?

Ohne allen Zweifel.

Aber je mächtiger die Begierden nach einer Sache hinneigen, desto schwächer sind sie, wie abgeleitete Bäche, in Ansehung der übrigen Dinge.

Unstreitig.

Wer folglich mit seinen Begierden zur Erkenntniß, und was mit ihr verwandt ist, hinstrebt, wird, glaube ich, nur für das selbstständige Vergnügen der Seele Sinn haben, und die Vergnügungen des Körpers dagegen gering achten, wenn er nicht bloß nach dem Schein eines Philosophen buhlt, sondern es wahrhaftig ist.

Das ist sehr nothwendig.

Ein Mann von solcher Beschaffenheit wird enthalten, und nichts weniger als geldgierig sein; denn der Zweck, um deswillen die Menschen mit so vieler Anstrengung nach Reichtum streben, dürfte für jeden andern der Bemühung werther sein, als für ihn.

Gewiß.

Und vielleicht verdient auch folgendes untersucht zu werden, wenn man die Natur des Philosophen und Nicht-Philosophen richtig beurtheilen will.

Und

Und das wäre?

Ob darin auch irgend eine Spur des Niederträch-
tigen versteckt liege; denn nichts geziemt sich weni-
ger als Kleinsinn für eine Seele, die das Ganze und
das All des Göttlichen und Menschlichen zu umfassen
strebt.

Sehr wahr, sagte er.

Wer aber einen grossen und edlen Geist besitzt,
und seine Betrachtung auf alle Zeiten und Wesen aus-
dehnt, glaubst du, daß ein solcher das menschliche
Leben für ein grosses Gut halten könne?

Das ist unmöglich, sagte er.

Ein solcher wird also auch den Tod für kein
furchtbares Uebel halten.

Ganz gewiss nicht.

Eine feige und sklavische Natur kann, wie es
scheint, mit der wahren Philosophie nichts gemein
haben?

So scheint es auch mir.

Laßt uns weiter folgern. Ein Mann, der die
Mäßigkeit liebt, nicht geldgierig, nicht sklavisch,
nicht übermüthig, nicht feige ist, könnte dieser un-
verträglich im Umgange und ungerecht sein?

Unmöglich.

Willst du demnach beurtheilen, ob sich eine See-
le zur philosophischen eignet oder nicht, so mußt
du schon von früher Jugend an Acht geben, ob sie
gerecht und sanft, oder unverträglich und wild ist.

Aller-

Allerdings.

Du wirst aber auch dieses nicht übersehen, glaube ich.

Was meinst du?

Ob ihr das Lernen leicht oder schwer wird. Oder erwartest du, daß einer mit Eifer eine Beschäftigung lieben werde, die er nur mit mühsamer Anstrengung, und ohne sonderlichen Fortgang ausrichtet?

Das läßt sich nicht denken.

Und weiter. Wenn er das Erlernte nicht im Gedächtniß bewahren kann, sondern sogleich alles wieder vergißt, muß er denn nicht nothwendig von aller Erkenntniß leer bleiben?

Unstreitig.

Wenn er aber immer ohne Nutzen arbeitet, meinst du nicht, daß er am Ende sich selbst und seine Beschäftigung zu hassen genöthiget sein werde?

Ohne Zweifel.

Einer vergessnerischen Seele demnach müssen wir die Fähigkeit zur wahren Philosophie absprechen; der Philosoph bedarf eines starken Gedächtnisses.

Nothwendig.

Aber so lange die Natur des Menschen durch keine Bildung und Zucht veredelt wurde, wird er, dürfen wir behaupten, zur Regellosigkeit fortgerissen.

Allerdings.

Glaubst

Glaubst du nun, dass die Wahrheit mit der Regellofigkeit oder Ordnungsliebe verwandt sei?

Mit der Ordnungsliebe.

Nicht genug also, auch von der Ordnungsliebe, und von der Empfindung des Schicklichen muss der Geist des Philosophen beseelt werden, damit sich in ihm die angeborene Anlage zum Anschauen des Wesentlichen entwickle.

Unstreitig.

Nun denn! scheinen dir alle die Forderungen, die ich erwähnt habe, nicht nothwendig und in einander gegründet, wenn eine Seele die Erkenntniss des Wesentlichen ganz und vollkommen ergreifen soll?

Gewiss sehr nothwendige Forderungen!

Könntest du nun noch aus irgend einer Rücksicht eine Beeiferung tadeln, wozu kein anderer taugt, als wer von Natur ein starkes Gedächtniss besitzt, leicht von Begriff, grosses und edeln Geistes, voll Empfindung des Schicklichen, ein Freund und Verwandter der Wahrheit, Gerechtigkeit, Mannhaftigkeit und Mässigkeit ist?

Momos selbst, sagte er, würde nichts daran zu tadeln finden.

Aber, fuhr ich fort, möchtest du solchen Männern, so bald sie durch Erziehung und Alter gereift sind, nicht die Verwaltung der Staaten allein anvertrauen?

Adeimantos sagte hierauf: Lieber Sokrates, hiergegen könnte freilich einer unmöglich etwas einwenden;

den; aber gleichwohl begegnet denen gewöhnlich etwas Aehnliches, die sich mit dir unterhalten; sie glauben, weil sie sich auf die Kunst des Fragens und Antwortens nicht verstünden, würden sie bei jeder Frage ein wenig von ihrer Behauptung abgeführt, und so zeige sich denn, wenn das leise Ableiten immer fortgesetzt würde, am Ende der Rede ein großer Irrtum, und ein einleuchtender Widerspruch mit der ersten Behauptung; und so wie diejenigen, die es mit geschickten Brettspielern zu thun haben, von allen Seiten eingeschlossen, am Ende nicht mehr wissen, wohin sie ziehen sollen: so würden sie auch von dir, durch ein andres Spiel, nicht mit Steinen, sondern mit Worten, so in die Enge getrieben, daß sie selbst nicht mehr wüßten, was sie sagen sollten, und demungeachtet sei die Wahrheit um nichts mehr auf deiner Seite. Ich erwähne dieses mit Rücksicht auf den gegenwärtigen Fall; denn es dürfte dir jetzt leicht einer sagen: mit Worten könne man freilich jede einzelne Frage nicht bestreiten; aber die Erfahrung lehre es augenscheinlich, daß die Männer, die sich der Philosophie beileisigten, nicht bloß um sich in der Kindheit einen leisen Anstrich davon zu verschaffen, und sie im spätern Jünglingsalter wieder zu verlassen, sondern um sich ihr auf längere Zeit ganz zu widmen, dem größten Theile nach, ganz wunderliche (um nicht zu sagen, sehr schlechte) Menschen würden, und daß selbst diejenigen, die noch die besten unter ihnen schienen, doch von der Beeiferung, die du lobpreist, den Nachtheil erfahren, daß sie für Staatsgeschäfte alle Brauchbarkeit verlören.

Nach-

Nachdem ich die Rede des Mannes gehört hatte, erwiederte ich: Meinst du, daß diejenigen, welche so urtheilen, die Unwahrheit reden?

Ich weiß es nicht, versetzte er, aber ich möchte gerne hören, wie du darüber urtheilst.

So dürftest du hören, daß sie mir die Wahrheit zu reden scheinen.

Aber, sagte er, wie läßt sich damit die Behauptung vereinigen, daß die Staaten nicht eher ihre Uebel beendigt sehen würden, als bis in denselben die Philosophen herrschten, deren Unbrauchbarkeit für die Staatenverwaltung wir so eben eingesehen?

Du thust eine Frage, die ich durch ein Gleichniß beantworten muß.

Das ist wohl, antwortete er, glaube ich, bei dir etwas Ungewöhnliches, in Gleichnissen zu reden.

Leicht möglich, sagte ich. Du spottest meiner Verlegenheit, daß du mich in eine Frage verwickelt hast, die so schwer zu beantworten ist. Aber höre doch das Gleichniß, damit du noch deutlicher einsehest, wie unglücklich ich meine Gleichnisse wähle. Denn so schlimm ist die Behandlung, welche die weisen Männer im Staate erfahren, daß sich kein ähnliches Beispiel auffinden läßt. Ich muß daher mein Gleichniß, das ich zu ihrer Rechtfertigung gebrauchen möchte, aus mehreren Theilen zusammensetzen, den Maltern ähnlich, welche Bockhirsche und andre vermischte Gestalten machen. — Stelle dir also einen Schiffsherrn vor über viele Schiffe oder auch nur über ein einziges, der zwar an GröÙe und Stärke über alle
im

im Schiffe hervorragt, übrigens aber etwas taub und kurzsichtig ist, und von der Schiffskunde wenig versteht. Die Schiffsleute streiten sich unter einander, über die Führung des Schiffs, denn jeder glaubt, ihm gebühre es, das Steuer zu lenken, obgleich er die Kunst niemals erlernt hat, und weder seinen Lehrmeister, noch eine Zeit, in welcher er sie erlernt hätte, anzugeben, vermag. Ja was noch mehr ist, sie halten es nicht einmal für eine Kunst, die erlernt werden müsse, und machen Miene, denjenigen niederzustoßen, der das Gegentheil behauptet. Sie selbst aber drängen sich unaufhörlich um den Schiffsherrn, und suchen ihn durch Bitten und alle mögliche Mittel dahin zu vermögen, daß er ihnen das Ruder überlasse; und wenn es ihnen nicht gelingt, ihn zu überreden, sondern andre es besser verstehen, so tödten sie wohl gar diese, oder stoßen sie aus dem Schiffe heraus; und nachdem sie den ehrlichen Schiffsherrn mit Mandragoras oder Wein oder durch ein andres Mittel betäubt haben, reißen sie die Herrschaft des Schiffes an sich, gebrauchen des Vorrathes, und nur auf das Zechen und Schmausen bedächt, schiffen sie dahin, wie man es von solchen Leuten erwarten kann. Weiter wer ihnen behülflich zu sein vermag, dem Eigenthümer des Schiffes, es sei durch Ueberredung oder Gewalt, die Herrschaft zu entziehen, der wird von ihnen gelobt, und ein erfahrner, des Seewesens kundiger Schiffer und Steuermann genannt, und wer es nicht versteht, den verhöhnen sie als einen unbrauchbaren Menschen. Von der Beschaffenheit des wahren Steuermanns haben sie nicht den mindesten Begriff, und ahnden nicht einmal, daß ein solcher nothwendig eine genaue

genaue Kenntniss des Jahres, der Jahreszeiten, des Himmels, der Gestirne, der Winde und aller übrigen Dinge, welche die Kunst betreffen, haben müsse, und dass es ihm gebühre, mit und ohne Zustimmung des einzelnen Mitschiffenden, das Steuer zu führen; denn sie halten es nicht für möglich, dass einer die Steuer-
mannskunde besitzen, und zugleich die erworbene Geschicklichkeit anwenden könne. Da es im Schiffe so zusteht, wie meinst du, dass man dort über den wahren Piloten urtheilen würde? Ich glaube, man dürfte sich eben nicht wundern, wenn er von seinen Mitschiffen für einen Schwätzer und unnützen Menschen erklärt würde, der über den Himmel die Erde vergessen habe.

Das würde gewiss der Fall sein, sagte Adeimantos.

Ich glaube nun, fuhr ich fort, du wirst nicht nöthig haben, das Gleichniss sorgfältiger zu untersuchen, um zu erkennen, in wie ferne es auf das Verhältniss der Staaten gegen die wahren Philosophen trifft; du wirst schon verstehen, was ich meine.

Allerdings, erwiederte er.

Fürs erste demnach, wenn einer sich wundern sollte, dass die Philosophen in den Staaten nicht geehrt werden; so theile ihm dies Gleichniss mit, und suche es ihm begreiflich zu machen, dass man noch weit grössere Ursache hätte, sich zu wundern, wenn sie geehrt würden.

Ich will deinen Rath befolgen.

Und so kannst du ihm einräumen, dass die weisen Männer dem grossen Haufen wirklich keinen Nutzen

tzen gewähren; aber du mußt ihm zugleich darthun, daß die Schuld dieser Unnützlichkeit an den Nicht-Brauchenden liege, nicht an den Philosophen selbst. Denn es ist nicht der Natur gemäß, daß der Steuermann die Schiffsleute bitte, sich seiner Herrschaft anzuvertrauen, oder daß die Philosophen an den Thüren der Reichen umhergehen. Wer dieses behauptete, hätte vielmehr eine Unwahrheit geäußert. Im Gegentheil die Wahrheit ist: wenn der Reiche oder Arme krank ist, so ist es nothwendig ihre Pflicht, die Thüren der Aerzte zu besuchen; und überhaupt gebührt es jedem, welcher der Leitung bedarf, sich an den zu wenden, der sie ihm geben kann; aber nicht den Herrschenden, wenn er wirklich einige Würdigkeit besitzt, daß er selbst die andern bitte, sich seiner Leitung anzuvertrauen. Du wirst daher kein fehlerhaftes Gleichniß gebrauchen, wenn du die jetzigen Staatenbeherrscher mit den eben erwähnten Schiffsleuten, und diejenigen, welche von jenen unbrauchbare Schwärmer genannt werden, mit den wahrhaften Steuermännern vergleichst.

Du hast vollkommen Recht, sagte er.

Aus solchen Ursachen und unter solchen Umständen kann nun natürlich die edelste BEEIFERUNG nicht leicht bei denjenigen Beifall finden, die entgegengesetzten Beschäftigungen obliegen. Doch bei weitem die größte und heftigste Verläumdung der Philosophen wird durch solche veranlaßt, die sich für Philosophen ausgeben, denn diese sind es eigentlich, welche die Feinde der Philosophie meinen, wenn sie behaupten, die meisten unter denjenigen, welche sich der Philosophie

sophie befeifsigten, wären sehr schlechte Menschen, und die besten wenigstens ohne Nutzen: eine Anklage, die ich selbst gerecht fand. Nicht wahr?

Allerdings.

Haben wir nun nicht eben die Ursachen erkannt, warum die wahren Philosophen als unnütz betrachtet werden können?

Das haben wir.

Ist es dir recht, wenn wir jetzt auch die Ursachen auffuchen, warum nothwendig der große Haufe der Philosophen ausartet, und zugleich, wenn wir es können, uns darzuthun bemühen, daß nicht die Philosophie an dieser Ausartung schuld ist.

Ich bin damit sehr zufrieden.

Wir wollen also damit anfangen, uns nun an dasjenige zu erinnern, wovon wir ausgingen, und uns die Eigenschaften zu vergegenwärtigen, die sich einer nothwendig erwerben muß, wenn er dereinst ein guter und biedrer Mann zu werden hofft. Seine Führerin war, wenn du dich befinnst, zuerst die Wahrheit, die er nie unter keinerlei Vorwande aus den Augen verlieren durfte; denn als ein unlautrer Mensch konnte er an der wahren Philosophie keinen Theil haben.

Ja dies behaupteten wir.

Ist aber dieses Eine nicht schon ganz mit der gewöhnlichen Meinung im Widerspruch?

Allerdings.

Wir werden also vielleicht die Vertheidigung des Philosophen am besten so führen, wenn wir sagen:
der

der wahrhaft Lehrbegierige habe ein natürliches Verlangen, nach dem Unabhängigen zu streben, und bleibe nicht stehen bei den vielen einzelnen Dingen, die den Schein des Wirklichen haben, sondern schreite fort auf seiner Bahn mit ungebrochener Kraft, und lasse nicht nach von seiner Liebe, bevor er die eigene Natur des unabhängigen Wesens berührt habe, mit dem Theile der Seele, dem es gebührt; es gebührt aber dem verwandten; mit diesem nähere er sich, umarme das unabhängig Bestehende, erzeuge die Einsicht und Wahrheit, und gelange so zu richtiger Erkenntniß, zum wahrhaften Leben und zu unvergänglicher Nahrung; und erst dann, aber nicht früher, werde ihm Ruhe von Geburtsschmerzen vergönnt.

Dies wird unstreitig die beste Vertheidigung sein.

Wie nun? Ist es möglich, daß ein solcher der Lüge hold sei, oder muß er sie im Gegentheil mit ganzer Seele verabscheuen?

Ja verabscheuen.

Die Wahrheit aber, glaube ich, wird, sobald sie die Führung übernimmt, keine Laster in ihrem Gefolge dulden.

Gewiß nicht.

Sondern eine gesunde und wohlgeordnete Gemüthsverfassung, von der Mäßigkeit begleitet, wird ihr nachfolgen.

Du urtheilst richtig, sagte er.

Und wozu habe ich es nöthig, den ganzen Chor der übrigen Tugenden, welche die unzertrennlichen

Gefährten der philosophischen Natur sind, von neuem aufzuführen? Denn du erinnerst dich wohl, daß wir ihr die Mannhaftigkeit, die Großherzigkeit, die Gelehrigkeit und das Gedächtniß als nothwendige Eigenschaften zuordneten. Du erwiedertest hierauf: jeder sei freilich genöthiget, in unsere Behauptungen einzustimmen; aber sobald man das Vernünfteln aufgebe, und nur auf die Menschen selbst, wovon die Rede wäre, die Aufmerksamkeit richtete, so lehre es der Augenschein, daß einige von ihnen unbrauchbar, die meisten aber durchaus verdorben seien. Und jetzt da wir die Ursache dieser Beschuldigung untersuchen, sind wir so weit gekommen, daß wir uns die Frage vorgelegt haben, warum doch die meisten Philosophen so entartet sind. Und deswegen haben wir die Natur des wahren Philosophen noch einmal vorgenommen, und sie mit nothwendiger Genauigkeit bestimmt.

Die Sache verhält sich so, sagte er.

Wir müssen also nun betrachten, wie diese Natur so sehr in Verderbnis geräth, daß sie in den meisten ausartet, und nur einige wenige der Ansteckung entinnen, die man zwar nicht schlechte, aber doch unnütze Menschen nennt; dann müssen wir uns auch mit jenen Gemüthsarten bekannt machen, die sich einen Anstrich von der philosophischen Natur zu geben suchen, und sich eine Beschäftigung anmaßen, die für diese allein gehört; ich meine solche Gemüthsbeschaffenheiten, die sich mit einer Beschäftigung befassen, die ihnen nicht ansteht, und für ihre Kräfte zu hoch ist, die daher auch vielfach anstoßen, und über-

all

all und bei allen der Philosophie den Vorwurf erzeugt haben, den du zur Sprache bringst.

Was meinst du mit deiner Verderbnis? sagte er.

Ich will es dir, erwiederte ich, wenn ich es vermag zu entwickeln suchen. Das, glaube ich, wird uns jeder einräumen, daß eine solche Natur, die alles, was wir zu einem vollendeten Philosophen verlangen, in sich vereinigt, nur selten und bei einer kleinen Anzahl von Menschen bemerkt wird. Oder bist du andrer Meinung?

Nein ich bin vollkommen derselben Meinung.

Und nun bedenke, wie viele und bedeutende Ursachen zum Verderbnis dieser wenigen zusammenwirken.

Und die wären?

Was am allerwunderbarsten lautet ist dieses, daß jeder einzelne Vorzug, den wir an der philosophischen Natur gerühmt haben, das seinige mit dazu beiträgt, die Seele desjenigen, der ihn besitzt, zu verderben, und von der Philosophie abzuziehen: ich meine, die Mannhaftigkeit, die Mäßigkeit, und alle übrigen Vorzüge, deren wir gedacht haben.

Das lautet freilich, sagte er, seltsam genug.

Außer den eben erwähnten Vorzügen können wir auch alle vermeintlichen Güter als Ursachen der Verschlimmerung und des verringerten Eifers ansehen, die Schönheit, der Reichtum, die körperliche Stärke, eine mächtige Verwandtschaft im Staate, und alles,

was damit Aehnlichkeit hat. Du verstehst, was ich meine?

Ich verstehe, sagte er; doch möchte ich gern deine Meinung noch etwas umständlicher hören.

Mache dir denn, erwiederte ich, von dem Ganzen eine richtige Vorstellung; dann wird dir die Sache klar werden, und selbst die vorige Aeußerung nicht mehr seltsam scheinen.

Wie verstehst du das?

Es ist bekannt, daß Samen und Sprößlinge, es sei von Erdgewächsen oder Thieren, denen keine angemessene Nahrung oder Witterung, oder denen ein ungünstiger Boden zu Theil wurde, je vorzüglicher sie sind, um desto mehr einer eigenthümlichen Wartung bedürfen; denn dem Guten ist ein Uebel nachtheiliger, als dem Nicht-Guten.

Unstreitig.

Es hat also Grund, daß die vortrefflichste Natur bei einer unangemessenen Nahrung sich übler befinde, als die schlechtere.

Allerdings.

So dürfen wir denn auch, sagte ich, lieber Adeimantos, mit Fug annehmen, daß die Seelen von der besten Anlage, wenn ihnen eine schlechte Bildung verliehen wurde, sich vor andern verschlimmern. Denn glaubst du, daß die großen Frevel und die vollendete Bosheit, aus einer schlechten, oder vielmehr aus einer trefflichen Anlage, die nur durch Erziehung verdorben ist, entstehe, und daß eine schwache Anlage

lage je etwas Grosses, es sei im Guten oder Bösen hervorbringen könne?

Nein, sagte er, ich stimme dir bei.

Ein Gleiches gilt von der philosophischen Anlage; wenn ihr eine angemessene Unterweisung vergönnt wurde, muß sie nothwendig, glaube ich, allmählich die erhabenste Stufe der Vortrefflichkeit erreichen; wurde sie aber auf einen ungünstigen Boden verpflanzt und dort von unlautern Säften genährt, muß sie eben so sehr zur höchsten Verschlimmerung ausarten, wenn nicht etwa ein Gott hülfreich über ihr wacht. Bist auch du, wie die meisten andern, der Meinung, daß die Jünglinge durch die Sophisten verdorben würden, daß diese einzelnen Männer, welche man Sophisten nennt, überhaupt eine bedeutende Verderbnis veranlassen könnten? oder glaubst du nicht vielmehr, daß diejenigen, welche solche Beschuldigungen vorbringen, selbst die grössten Sophisten sind, die sich vollkommen darauf verstehen, Jünglinge und Alte, Männer und Weiber nach Willkühr zu bilden, und sie zu solchen Menschen zu machen, als sie es wünschen?

Wann thun sie dieses?

Wenn in Volksversammlungen, oder auf Gerichtsplätzen oder Schauplätzen, oder in Lägern oder bei andern öffentlichen Zusammenkünften, die zahlreich bei einander sitzende Menge, mit lautem Getöse einige Worte und Thaten entweder tadelt oder lobt, und mit übermässigem Ungestüm bald Beifall zuruft, bald auszifchet, so daß die Felsen und der Versammlungsplatz das Getöse zwiefach zurückhallen. Welche Fassung,

fung, wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt, meinst du, werde der Jüngling bei dieser Gelegenheit behalten? Oder welche häusliche Erziehung wird ihm hinreichende Stärke gewähren können, dem heranwogenden Strome des Tadels oder Lobes zu widerstehen, ohne von der Fluth desselben mit fortgerissen zu werden? Wird er nicht vielmehr mit jenen über das Schöne und Hässliche gleiche Urtheile aussprechen, und mit ihnen einerlei Beschäftigungen lieben, und kurz ihnen in allen Stücken gleich werden?

Das ist gewiss, sagte er, eine nothwendige Folge, lieber Sokrates.

Und doch habe ich das wirksamste Mittel, das man, um sie zu verderben, anwendet, noch nicht erwähnt.

Und das wäre?

Es besteht darin, daß diese Erzieher und Sophisten, wenn ihre Worte allein nicht den erwünschten Erfolg haben, durch ihre Handlungen die Wirkung vollenden. Oder weist du nicht, daß sie den Widerstrebenden durch den Verlust der Ehre, des Vermögens und des Lebens strafen?

Das thun sie allerdings, sagte er.

Welcher andre Sophist, meinst du, oder welche Belehrung des Einzelnen könnte gegen eine solche Gewalt obliegen?

Ich glaube, sagte er, es ist kein Widerstand möglich.

Gewiss

Gewiss keiner, versetzte ich, ihn nur zu versuchen, ist schon unvernünftig; denn nie wird man weder jetzt, noch in der Vergangenheit, noch in der Zukunft die Seele auffinden, die, ungeachtet der Bildung von jenen Lehrmeistern, für die Tugend erhalten würde; ich rede von Menschen, die sich selbst überlassen sind; das Göttliche, wie das Sprichwort sagt, macht allerdings eine Ausnahme. Denn du darfst mit Zuversicht behaupten, dafs, wenn einer bei der jetzt bestehenden bürgerlichen Verfassung dem Verderben entrinnt, und dasjenige wird, was er sein soll, er durch eine göttliche Fügung errettet ward,

Ich urtheile, wie du, sagte er.

So wirst du, fuhr ich fort, auch hierin mir deine Zustimmung nicht versagen.

Worin meinst du?

Dafs die einzelnen für Lohn unterweisenden Lehrmeister, welche die Leute Sophisten nennen, und von denen sie glauben, dafs sie ihren Lehren entgegen arbeiten, keine andern Grundsätze verbreiten, als die Meinungen, welche der grofse Haufe in seinen Versammlungen äufsert, und dafs ihre sogenannte Weisheit nichts anders enthalte. Es hat damit eine gleiche Beschaffenheit, als wenn einer sich mit den Trieben und Begierden eines grofsen und starken, irgendwo gefütterten, Thieres bekannt machte, und zugleich ausforschte, wie man am sichersten sich demselben nähern, und es berühren, durch welcherlei Mittel man bei ihm den höchsten Grad des Ungestüms oder der Sanftmuth erregen könne, welche Laute es jedesmal bei

bei besondern Gelegenheiten hervorzutönen pflege, und durch welcherlei fremde Töne es befänftiget oder zur Wildheit erhitzt werde; dann, nachdem er alles dieses durch Erfahrung und lange fortgesetzte Beobachtung erlernt hätte, die gesammelte Kenntniss mit dem Namen Weisheit benennete, sie in eine wissenschaftliche Form brächte, und sie hierauf auch andern durch Unterricht mitzutheilen anfänge, obgleich er sich noch keinen geläuterten Begriff von dem Schönen und Hässlichen, von dem Guten und Bösen in diesen Urtheilen und Wünschen verschafft hätte, sondern alle seine Benennungen nur nach den Neigungen des grossen Thieres auswählte, dasjenige gut nannte, was diesem angenehm, böse, was ihm zuwider wäre, und sonst keine weitem Rücksichten beobachtete, als dass er alles gerecht und schön hiesse, was auf die Befriedigung eines Bedürfnisses abzweckt, weil er den Unterschied zwischen dem, was durch sich selber gut ist, und nur zur Befriedigung eines Bedürfnisses dient, weder selbst gefasst hat, noch einem andern mitzutheilen vermag. Bei Zeus, ich bitte dich, würde dir ein solcher nicht ein wunderlicher Lehrmeister dünken?

Allerdings, sagte er.

Aber kannst du zwischen ihm und demjenigen einen Unterschied bemerken, der die Geschicklichkeit, die Leidenschaften und das Vergnügen des grossen gemischten Haufen in den Versammlungen zu erregen, es sei vermittelt der Mahlerei oder der Musenkunst oder der Staatskunst, für Weisheit hält? Denn wenn einer nach Volksgunst buhlt, und öffentlich entweder ein Gedicht oder ein andres Kunstwerk vorzeigt,

oder

oder seine Dienste für den Staat anpreiset, und darüber die Menge zum Schiedsrichter macht, so wird er nicht bloß durch Nothwendigkeit, sondern, wie es im Sprichworte heist, durch eine Diomedische Nothwendigkeit gezwungen, alles so abzufallen, daß es der Menge gefallen könne. Aber haß du je einen aus der Menge andre, als lächerliche Gründe anführen hören, daß jenes, was ihm gefällt, wirklich gut und schön genannt zu werden verdiene?

Bisher noch nicht, erwiederte er, und ich werde ihn, glaube ich, auch wohl nimmer hören.

Zu diesen Betrachtungen füge noch eine andre. Ist es möglich, daß die Menge sich überzeuge, es könne ein unabhängiges Schöne, verschieden von den mannigfaltigen schönen Gegenständen, etwas Einfaches, verschieden von den einzelnen uns umgebenden Gegenständen gedacht werden?

Gewiß unmöglich, sagte er.

Die Menge, fuhr ich fort, ist also durchaus für die Philosophie nicht empfänglich.

Durchaus nicht.

Sie muß folglich auch nothwendig diejenigen, welche sich mit der Philosophie beschäftigen, herabwürdigen.

Nothwendig.

Und eben dieses müssen auch die einzelnen Männer thun, die vor dem Volke auftreten, und ihm zu gefallen trachten.

Das

Das ist einleuchtend.

Dieses vorausgesetzt, welche Möglichkeit siehst du, daß die philosophische Anlage, in ihrer Beeiferung ausharrend, das Ziel erreiche? Du kannst die Sache nach unsern vorigen Aeußerungen beurtheilen. Nicht wahr? wir haben ausgemacht, daß Gelehrigkeit, Gedächtniß, Mannhaftigkeit und Großsinn nothwendige Eigenschaften der philosophischen Anlage wären?

Allerdings.

Sollte nun ein Mann, der solche Vorzüge besitzt, nicht bald vor allen übrigen hervorragen, besonders wenn er ähnliche Vorzüge des Körpers, als der Seele hätte?

Wie sollte er nicht? sagte er.

Es werden demnach, glaube ich, sowohl seine Verwandten als Mitbürger, ihn für ihre Angelegenheiten zu gebrauchen wünschen?

Ganz gewiß.

Sie werden ihn daher schon frühe mit Bitten und Ehrenbezeugungen überhäufen, um seinen künftigen Einfluß zum voraus zu gewinnen und zu erschmeicheln.

Ja, sagte er, so pflegt es zu geschehen.

Was meinst du nun, fuhr ich fort, daß unter solchen Umständen aus ihm werde, vorzüglich, wenn er in einer großen Stadt wohnt, und darinn viele Reichtümer besitzt, von angesehenen Voreltern abstammt, von schöner Gestalt und statlichem Wuchse ist? Wird er nicht in unbegrenzte Hoffnungen ausschwei-

schweifen, und sich Kräfte genug zutrauen, Griechen und Barbaren seiner Herrschaft zu unterwerfen? Meinst du nicht, er werde sich bei solchen Vorstellungen stolz erheben, strotzend von leerem Eigendünkel und vernunftlosem Uebermuth?

Das ist allerdings sehr zu befürchten.

Wenn nun einer, während er sich in einer solchen Gemüthslage befindet, leise hinzuträte, und ihm wie es die Wahrheit ist, sagte: es fehle ihm an Vernunft, aber er könne sie nicht entbehren; doch könne man sie nicht anders erlangen, als wenn man für ihren Erwerb alle Kräfte aufbiete: glaubst du wohl, daß er von so vielen Uebeln umringt, ihm ein aufmerksames Ohr leihen werde?

Das ist kaum zu erwarten.

Und sollte auch einer, fuhr ich fort, vermöge seiner guten Anlage, durch die Kraft dieser so natürlichen Wahrheiten zur Aufmerksamkeit gereizt und gerührt, und für die Philosophie gewonnen werden: was glaubst du wohl, daß jene thun werden, die seinen Umgang und seine Freundschaft zu verlieren fürchten? Werden sie nicht ihre ganze Beredsamkeit und Thätigkeit aufbieten, nicht weniger, um ihn vor fremder Ueberredung zu sichern, als des Ueberredenden Bemühungen zu vereiteln, theils durch heimliche Nachstellungen, theils durch öffentliche Anklagen?

Das wird unfehlbar erfolgen.

Wird er also, ungeachtet seiner Anlage, ein wahrer Philosoph werden?

Gewiß

Gewiß nicht.

Du siehst demnach, fuhr ich fort, daß wir nicht mit Unrecht behaupteten, die Eigenschaften der philosophischen Naturanlage, sobald sie durch schlechte Erziehung ausarteten, wären gewissermaßen selbst schuld daran, daß die Beeiferung um Weisheit keinen Erfolg habe, eben so sehr, als die sogenannten Güter, Reichthum und was man sonst zu den Gaben des Glücks rechnet.

Du hast vollkommen Recht.

Durch solcherlei Ursachen, und auf solche Art wird die edelste Naturanlage, die noch dazu nur selten ist, für die achtungswürdigste Beeiferung verdorben und untüchtig gemacht; und von solchen Menschen wird den Einzelnen sowohl, als ganzen Staaten das meiste Böse zugefügt, aber auch das meiste Gute, wenn das Schicksal sie vor der Entartung beschützt; denn die schwache Naturanlage kann, wie wir schon gesagt haben, nie etwas Großes weder für die Einzelnen, noch den gesammten Staat ausführen.

Sehr richtig bemerkt, sagte er.

Diese Männer nun, die so die Philosophie, für welche sie vor allen übrigen geboren sind, wüste und unangebaut zurücklassen, führen selbst ein ungeziemendes und verkehrtes Leben, die Philosophie aber, wie eine Waife, ihrer Stütze beraubt, wird die Beute der Unwürdigen, die sie verunstalten, und ihr jene üble Nachrede zuziehen, deren du gedachtest: daß diejenigen, welche sich mit ihr beschäftigten, zum Theil gar keinen Werth hätten, größten Theils aber
wegen

wegen des Unheils, das sie stifteten, hart gestraft zu werden verdienten.

Solche Vorwürfe hört man freilich' genug, sagte er.

Und sie haben ihren guten Grund, fuhr ich fort. Denn sobald man den Platz, der schöne Namen und ein glänzendes Ansehen verheißt, leer findet, stürzen sich nichtige Menschen, Verbrechern ähnlich, die aus ihrem Kerker entsprungen, in irgend ein Heiligtum flüchten, freudig aus ihren Künsten in das Heiligtum der Philosophie, und um so eifriger, je nachdem sie sich in ihrer kleinen Kunst auszeichneten. Denn obgleich der Philosophie ein so trauriges Schicksal widerfährt, behält sie doch in Vergleichung mit den übrigen Künsten immer noch ein glänzendes Ansehen. Dieser Schimmer verblendet viele, nach dem Besitz derselben zu streben, ungeachtet ihrer mangelhaften Naturanlagen, und obgleich ihre Seelen eben so sehr durch niedrige Arbeiten gelähmt und entnervt wurden, als ihre Körper die nachtheiligen Wirkungen ihrer bisherigen Künste und Gewerbe erfuhren. Kann es wohl anders sein?

Gewiss nicht, sagte er.

Findest du, versetzte ich, die Aehnlichkeit nicht treffend, wenn wir diesen Menschen mit einem kahlköpfigen und kleingewachsenen Sklaven vergleichen, der sich durch Schmiedearbeiten Geld erwarb, und jetzt, so eben aus den Fesseln gelöst, in der Badstube, vom Schmutze gereinigt, und mit einem neuen Gewande ausgeschmückt, als ein stattlicher Bräutigam,
im

im Begriffe steht, die Tochter seines verarmten und hilflosen Herrn zu heirathen?

Ich finde die Vergleichung nicht unpassend, sagte er.

Aber was für Kinder sollten wohl in einer solchen Ehe erzeugt werden? Natürlich nur Baltarde und misrathene Kinder.

Ohne Zweifel.

Und jene Menschen, die ungeachtet ihrer Unwürdigkeit mit der Philosophie widerrechtlichen Umgang pflegen, was für Gedanken und Meinungen werden sie wohl erzeugen? Nicht wahr? solche, die man mit Recht Sophismen nennt, Meinungen, die nichts Gesundes und wahrhaft Vernünftiges enthalten?

Allerdings, versetzte er.

So bleibt denn, fuhr ich fort, lieber Adeimantos, nur eine sehr geringe Anzahl von würdigen Freunden der Philosophie übrig, etwa ein Mann von vorzüglichem, durch Erziehung veredeltem Geiste, der aus seinem Vaterlande verbannt wurde, und, weil ihn seine Lage vor den Verderbern seiner Naturkräfte sichert, in der Beeiferung um Weisheit ausharrt; oder vielleicht irgendwo eine erhabene Seele, die in einem kleinen Staate geboren, weil sie die Ehrenämter ihres Staates, und den unbedeutenden Ruhm, der ihr aus irgend einer andern Kunst erwachsen könnte, mit Geringschätzung betrachtet, ihre trefflichen Anlagen der Philosophie widmet. Vielleicht möchte auch der Zaum unsers Freundes Theages stark genug sein, um jemanden zurückzuhalten. Bei dem Theages kamen alle
Um-

Umstände zusammen, ihn von der Philosophie abzu-
ziehen, aber durch die Kränklichkeit seines Körpers,
welche ihm die Verwaltung der Staatsgeschäfte un-
möglich machte, wurde er für die Philosophie erhal-
ten. Denn von dem, was mich unterstützt, von
meinem warnenden Genius, verlohnt es sich nicht
der Mühe zu reden, weil ein solches Hülfsmittel viel-
leicht nur einem Einzelnen, oder wer weiß, ob je-
mals irgend einem Menschen der Vorzeit verliehen
wurde. Und diese wenigen, welche die Annehmlich-
keit und Glückseligkeit in dem Besitz der Weisheit em-
pfinden und empfunden haben, hinlänglich überzeugt,
daß die Menge vom Wahnsinn beherrscht wird, daß
kein einziger, um es kurz zu sagen, etwas Gefundes
für das Wohl der Staaten ausrichtet, und daß ihnen
keine Mitkämpfer zur Seite stehen, mit denen verei-
nigt, sie ohne Gefahr die Sache der Gerechten ver-
theidigen könnten, sondern, daß sie, Menschen ähn-
lich, die unter reißende Thiere gefallen sind, bei dem
festen Entschluß, keinen Theil an den Freveln zu
nehmen, und doch, ohne hinlängliche Kraft, als
Einzelne gegen die vereinigte Wuth von allen Obstand
zu halten, eher umkommen würden, bevor sie dem
Staate oder ihren Freunden Hülfe, oder sich selbst
Nutzen verschafft hätten: diese wenigen, sage ich,
von solchen Betrachtungen erfüllt, halten sich stille,
treiben in der Verborgenheit ihr eignes Geschäft, und
Wanderern ähnlich, die, wenn sie ein Ungewitter
überfällt, und der Wind Staubwolken und Gestöber
auf sie herstürmt, sich freudig unter ein Schutzdach
flüchten, sind sie, da sie alle übrigen von Gesetzlosig-
keit erfüllt sehen, gerne damit zufrieden, wenn sie
nur

nur selbst ihr Leben hienieden rein von Ungerechtigkeiten und frevelnden Handlungen dahin leben, und dereinst, durch schöne Hoffnungen und durch ein frohes Bewußtseyn erheitert, abscheiden können.

Wenn sie so aus der Welt scheiden können, sagte er, haben sie wahrlich in ihrem Leben nicht wenig geleistet.

Und doch nicht das Höchste, sagte ich, was sie vermochten, sobald sie eine angemessene Verfassung vorfänden. Denn in einem solchen würden sie nicht nur sich selbst mehr vervollkommen, sondern auch für das Ganze und die Einzelnen wohlthätige Beglückter werden. — Die Ursachen nun, warum die Philosophie, und zwar mit Unrecht in eine üble Nachrede gekommen ist, glaube ich, zur Genüge aufgedeckt zu haben, wenn du nicht anders urtheilest.

Nein, sagte er, du hast mich befriediget; aber sage mir nun, welche der jetzigen Staatsverfassungen dir die Philosophie zu begünstigen scheint.

Auch nicht eine einzige, erwiederte ich. Das ist es ja eben, worüber ich klage, daß nicht eine einzige der jetzt bestehenden Staatsverfassungen für die Entwicklung der philosophischen Anlage taue, daß sie deshalb auch allerlei Auswüchse und Veränderungen annehme, und so wie ein ausländischer Samen, der in einen fremden Boden gestreut wurde, durch die mächtigere Natur des jetzigen Bodens allmählig seine vorige Eigenschaft zu verlieren pflegt, so auch das Geschlecht der Philosophen seine eigentümliche Kraft nicht erhalte, sondern in eine fremde Beschaffenheit aus-

ausarte. Sollte aber diese philosophische Natur eine Staatsverfassung antreffen, die nicht weniger vortreflich ist, als sie es selber ist, dann erst wird sich in Wahrheit zeigen, daß sie etwas Göttliches enthält, alles übrige hingegen, es mögen Anlagen oder Beschäftigungen sein, der Menschlichkeit angehöre. — Doch ich merke wohl, du wirst mich nun fragen, welche Staatsverfassung das sei?

Du hast es nicht getroffen, sondern ob es der Staat ist, den wir gegründet haben, oder ein anderer?

Beinahe derselbe, erwiederte ich; aber wir haben schon damals gesagt, daß dem Staate immer dieselben Grundsätze über Staatsverfassung einwohnen müssen, nach welchen du als Gesetzgeber deine Gesetze entwarfst.

Ich erinnere mich dessen, sagte er.

Aber die Sache, versetzte ich, ist noch nicht zur Genüge von uns aufgeheilt worden, weil ihr Besorgnisse äußert, daß die Untersuchung zu weitläufig und schwierig sein dürfte, zumal da dasjenige, was uns noch zu entwickeln übrig ist, auch einige Schwierigkeiten hat.

Wovon redest du?

Ich meine, wie man es anfangen müsse, daß die Philosophie sich in unserm Staate erhalte; denn alles Große ist mit Gefahr verknüpft, und, wie es im Sprichwort sehr richtig heißt, das Schöne wird nicht ohne Schwierigkeiten erreicht.

Aber gleichwohl darfst du dich nicht abschrecken lassen; denn du kannst deine Untersuchung nicht eher vollenden, als bis dieser Punkt aufgeklärt ist.

An meinem Willen, sagte ich, soll es auch nicht fehlen; aber am Können, fürchte ich, wird es mangeln. Denn um dir von meiner Bereitwilligkeit einen Beweis zu geben, so sieh nur, mit welchem Muth und mit welcher Gefahr ich jetzt die Behauptung wage, daß man die Sache ganz anders, als es bisher geschehen ist, angreifen müsse.

Wie verstehst du das?

Nach der jetzt üblichen Sitte, sagte ich, pflegt man sich in früher Jugend mit der Philosophie zu beschäftigen, doch so, daß man zugleich eben so viele Zeit auf die Verwaltung des Hauswesens und auf die Geschäfte des Erwerbs verwendet; aber selbst diejenigen, welche das meiste zu versprechen scheinen, treten zurück, sobald sie zum schwersten Theil der Philosophie, ich meine, zur Dialektik, gekommen sind. In der folgenden Zeit glauben sie schon etwas Großes gethan zu haben, wenn sie durch viele Ermahnungen sich bereden lassen, den Vorträgen andrer Philosophen beizuwohnen, weil sie der Meinung sind, man müsse die Philosophie nur als Nebengeschäft behandeln. Im Alter aber, wenn ich einige wenige ausnehme, erlischt ihr Eifer noch weit mehr, als die Sonne des Herakleitos, weil er sich nicht, so wie diese, von neuem entzündet.

Und wie muß man es denn anfangen? sagte er.

Gerade auf die entgegengesetzte Art. Kinder und zarte Jünglinge sollen mit einer Unterweisung und Philosophie beschäftigt werden, die sich für ihr Alter geziemen, aber für ihren Körper soll man in der Zeit, wenn er noch wächst und Stärke gewinnt, vorzügliche Sorge tragen, damit sie an ihm dereinst einen Gehülfen für die Philosophie erhalten. Wenn sie aber in den Jahren weiter fortgerückt sind, und ihre Seelen schon eine grössere Reife erlangt haben, dann müssen sie sich solcher Uebungen beeifern, die für jenes Alter die anständigsten sind. Wenn endlich die körperliche Stärke ermattet, und dem Menschen nicht mehr erlaubt ist, an den Aemtern des Staates Antheil zu nehmen, dann ist es Zeit für ihn, der Fesseln entledigt, in den Gefilden der Philosophie zu lustwandeln, und keine andre Geschäfte, es wäre denn als Nebensache, zu besorgen, wenn er hier ein glückliches Leben führen, und nach dem Tode ein Schicksal erwarten will, das seines gegenwärtigen Lebens würdig ist.

Ich muß gestehen, sagte er, lieber Sokrates, du hast mit Muth geredet; aber gleichwohl glaube ich, daß viele, die dich hören (ich will nur des einzigen Thrasymachos gedenken) mit noch größerm Muth gegen dich aufstehen, und dir nicht das mindeste zugeben werden.

Entzweie mich nicht, versetzte ich, mit dem Thrasymachos; wir sind so eben Freunde geworden, und wir waren auch vorher nicht einmal Feinde. Wir wollen vielmehr nichts unversucht lassen, bis wir entweder ihn und die übrigen überredet, oder wenigstens

für das künftige Leben vorbereitet haben, wo sie vielleicht auf ähnliche Unterhaltungen gerathen könnten.

Du redest, sagte er, von einer Zeit, die nicht weit mehr entfernt ist.

Sage vielmehr, sie bedente soviel als nichts, wenn sie mit der ganzen Zeitfülle verglichen wird. Dafs übrigens solche Behauptungen bei der Menge wenigen Eingang finden, darf uns nicht wundern; denn noch niemals sahe man die Sache so ausgeführt, als wir sie entwickelt haben, noch nie hörte man über diesen Gegenstand so einfache, gleichsam von selbst entstandene Reden, wie die unsrigen, sondern nur solche, die künstlich nach ähnlichen Verhältnissen zusammengesetzt wurden, und noch nie erkannte man einen Mann, der sich dem Urbilde der Tugend bis zur höchsten Möglichkeit verähnlicht und gleich gemacht, und in einem andern ihm ähnlichen Staate mit Worten und Thaten geherrscht hätte; man fand von solcher Beschaffenheit weder einen Einzelnen, noch mehrere. Oder meinst du?

Nein, ich glaube nicht.

Auch ist die Menge, mein Theurer, nicht daran gewöhnt, edle und freie Männer reden zu hören, welche mit Anstrengung und auf allen möglichen Wegen Wahrheit suchen, in keiner andern Absicht, als sie um ihrer selbst willen zu erkennen, welche die prunkenden und spitzfindigen Reden, wodurch man zu schimmern oder Zank zu erregen sucht, es sei vor Gericht oder in Gesellschaften, ganz ihrer Würde zuwider achten.

Das ist wahr, sagte er.

Aus solchen Rücksichten, obgleich ich Einwürfe genug vorausfah, und befürchtete, wagte ich dennoch, durch Wahrheitsliebe gedrungen, die Aeussere: es würde weder ein Staat, noch eine Verfassung, so wenig als ein einzelner Mann jemals zur Vollkommenheit gelangen, bevor nicht diesen wenigen Philosophen, die jetzt, wenn sie gleich nicht für verdorbene, doch für unnütze Menschen geachtet werden, durch irgend ein Schicksal die Nothwendigkeit auferlegt würde, es sei freiwillig oder unfreiwillig, die Obhut des Staates zu übernehmen, und sich gegen den allgemeinen Wunsch ihrer Mitbürger folgsam zu beweisen; oder bevor nicht den Söhnen der jetzigen Machthaber und Könige, oder ihnen selbst aus Eingebung die wahre Liebe zur ächten Philosophie eingeflößt würde. Dafs eines von beiden, oder beides unmöglich sei; dafür kenne ich wenigstens keinen Beweis; denn sonst, wenn wir uns blofs mit leeren Wünschen belustigten, verdienten wir allerdings Verachtung.

Ohne Zweifel.

Hat also in dem unermesslichen Zeitraum der Vergangenheit der Fall einmal statt gefunden, dafs den vollkommenen Philosophen durch eine Fügung des Schicksals die Obhut im Staate verliehen wurde, oder sollte er noch jetzt irgendwo in einer, weit von unserm

unserm Anblick entfernten, Gegend des Auslandes statt haben, oder künftig einmal wirklich werden: so bin ich bereit, es mit allen möglichen Gründen zu vertheidigen, daß die geschilderte Verfassung entweder jetzt entsteht, oder schon ehemals entstanden ist, oder künftig ein wirkliches Dasein erlangen wird, sobald diese Muse die Herrschermacht im Staate verwaltet; denn unmöglich ist die Sache nicht, welche wir behaupten, obgleich sie, wie wir gerne gestehen, ihre Schwierigkeiten hat.

Ich urtheile, wie du, sagte er.

Aber die Menge, wirst du sagen, urtheilet nicht so.

Vielleicht, sagte er.

O mein Theurer, fuhr ich fort, urtheile nicht gar zu ungünstig von der Menge. Wie verkehrte Meinungen sie auch habe, streite nicht mit ihr, sondern rede zu ihr ein freundliches Wort; suche die Philosophie gegen den Vorwurf, den man ihr zu machen pflegt, zu rechtfertigen; erkläre, was du unter Philosophen verstehst, und bestimme, wie eben geschehen ist, ihre Natur und BEEIFERUNG, damit sie nicht glauben, daß du von denen redest, welche sie meinen. Denn wenn sie die Philosophen mit dir aus einerlei Ansichten betrachten sollten, meinst du, daß sie darüber anders, als du urtheilen, und sich erklären würden? Oder glaubst du, daß ein Mensch von neidloser und sanfter Natur sich neidisch und zornig gegen einen andern beweisen werde, der gegen ihn weder Neid noch Zorn äußert? Ich wenigstens versichre,
daß

dafs ich nur wenigen Menschen, und nicht der Menge eine so bösertige Gefinnung zutraue.

Auch meine Meinung ist gewifs dieselbe, sagte er.

So wirst du auch hierüber ohne Zweifel gleichstimmig mit mir urtheilen, dafs an der ungünstigen Meinung, welche so viele gegen die Philosophie hegen, blofs jene Ungeweihten schuld sind, die sich widerrechtlich in das Heiligtum eindringen, immer gegen die Menge ungeziemende Spöttereien und Schmähungen ausstossen, immer die Menschen in ihren Reden herabwürdigen, und folglich ein Verhalten beobachten, das der Philosophie so wenig anständig ist.

Du hast sehr Recht, sagte er.

Denn wahrlich, lieber Adeimantos, wer mit Ernst das Wahre der Dinge zu ergründen trachtet, dem gebicht es an Mufse, auf die Verhandlungen der Menschen hinabzublicken, und durch Streitigkeiten mit ihnen sein Herz mit Haß und Bitterkeit zu erfüllen; sondern vertieft in der Betrachtung und in dem Anschauen der Dinge, die immer einerlei Ordnung und Verhältnifs haben, die gegenseitige Kränkungen weder sich zufügen, noch durch einander erleiden, sondern immer in gleicher Harmonie und Beziehung fort dauern, hat er genug damit zu thun, dafs er diese unabänderliche Ordnung in seinem Verhalten nachahme, und in seiner eignen Seele so ähnlich, als möglich, hervorbringe. Oder hältst du es für denkbar, dafs einer das nicht nachahme, was der Gegenstand seiner unaufhörlichen Bewunderung ist?

Das

Das ist unmöglich, sagte er.

Der Philosoph demnach, weil er mit dem Göttlichen und Harmonischem im Umgange lebt, wird selbst ein gottähnlicher Mann, voll innerer Harmonie, so weit es nemlich für einen Menschen möglich ist; denn so ganz über allen Tadel kann er sich freilich nicht erheben.

Allerdings.

Sollten ihn nun, fuhr ich fort, die Umstände nöthigen, nicht bloß auf seine eigene Bildung Fleiß zu verwenden, sondern auch dafür zu sorgen, daß die Sitten sowohl der einzelnen Bürger, als auch des gesammten Staates mit dem Vorbilde übereinstimmen, das er durch die Anschauung des Wesentlichen erkennt: glaubst du, er werde ein schlechter Anführer zur Mäßigkeit, Gerechtigkeit, und überhaupt zu jeder bürgerlichen Tugend sein?

Wie wäre dieses denkbar? sagte er.

Wenn nun die Menge einsieht, daß wir von den Philosophen eine richtige Schilderung gemacht haben, wird sie dann noch auf die Philosophie unwillig sein, und uns ihren Glauben versagen können, wenn wir behaupten, der Staat dürfte sich nicht eher einer glücklichen Verfassung rühmen, als bis sie von solchen Mahlern entworfen ist, die nach einem göttlichen Vorbilde arbeiten.

Sie wird ihren Unwillen aufgeben, sagte er, sobald sie zu dieser Ueberzeugung gelangt ist. Aber wie werden jene Mahler nach deiner Meinung die Zeichnung einrichten?

Sie

Sie werden zuerst, sagte ich, damit anfangen, den Staat und die Sitten der Menschen zu reinigen, und sie als eine Tafel ansehen, die man nicht eher brauchen kann, als bis man sie gereinigt hat. Dieses ist nun freilich kein leichtes Geschäft; aber eben hierdurch schon, mußt du wissen, unterscheiden sich die Philosophen von den übrigen Gesetzgebern, daß sie nicht eher mit der Bildung eines Einzelnen oder des Staates anfangen, als bis sie ihn entweder schon gereinigt vorgefunden, oder selbst gereinigt haben.

Und das mit Recht, sagte er.

Wenn dies geschehen ist, dann erst werden sie den Entwurf ihrer Staatsverfassung anlegen.

Allerdings.

Hierauf, denke ich, werden sie während der Arbeit hinschauen, bald auf das ursprüngliche Gerechte, Schöne, Mäßige und auf alle übrigen verwandten Tugenden, bald auf jenes Abbild, das sie in den Menschen darstellen wollen, und durch die geschickte Mischung und Vereinigung der verschiedenen Pflichten und Beschäftigungen, werden sie ein Muster von Menschenwürde hervorbringen, nach jenem geformt, das auch Homer an den Menschen, in welchen es sich zeigt, ein Bild und einen Abdruck göttlicher Vollkommenheit nannte.

Gut, sagte er.

Und bald dürfen sie, glaube ich, einiges auslö-
schen, bald etwas anders hineinzeichnen, so lange bis
sie die Sittlichkeit des Menschen, so viel möglich, zu
dem

dem Grade der Vollkommenheit gebracht haben, daß sie des göttlichen Beifalles würdig ist.

So würde, sagte er, das Gemähld die möglichste Schönheit erreichen.

Sollten wir ietzt, fuhr ich fort, jene, die, um mit dir zu reden, in geordneten Schaaren auf uns eindringen, wohl überreden können, daß der Bildner der Staatsverfassungen, den wir damals gegen sie lobten, ein Mann von solcher Beschaffenheit sei? Damals wurden sie unwillig, als wir ihm die Verwaltung des Staates vertrauen wollten. Werden sie jetzt, da sie dieselbe Aeufserung hören, vielleicht mehr Sanftmuth beweisen?

Unstreitig, erwiederte er, wenn sie der Vernunft Gehör geben.

Worüber sollten sie jetzt noch Zweifel hegen? Etwa ob die Philosophen die Erkenntniß des Wesentlichen und der Wahrheit auch lieben dürften?

Das wäre seltsam, sagte er.

Oder daß ihre Natur, so wie wir sie entwickelt haben, sich dem Urbilde der möglichsten Vortreflichkeit nähere?

Auch hierüber nicht.

Und worüber denn? Etwa daß eine solche Natur, vorausgesetzt daß sie mit der gehörigen Sorgfalt gebildet wurde, nicht vor jeder andern eine vollkommene Tugend und Weisheitsliebe erreichen dürfte? Oder meinst du, daß jene, die wir als Untüchtige ausgeschlossen haben, größere Fähigkeit dazu besitzen?

Kei-

Keinesweges.

Sollten sie denn jetzt noch in Eifer gerathen, wenn sie uns behaupten hören, daß nicht früher an ein Aufhören der Uebel weder für den Staat, noch für die Bürger, und eben so wenig an die wirkliche Begründung der Staatsverfassung, die wir in der Unterhaltung willkührlich entworfen, zu denken sei, bevor das Geschlecht der Philosophen die Herrschermacht im Staate erhält?

Vielleicht, antwortete er, jetzt weniger.

Wollen wir nicht lieber sagen, fuhr ich fort, sie seien nicht bloß weniger unwillig, sondern ganz befähigt, und von unsrer Meinung überzeugt worden, so daß sie, könnten wir auch weiter nichts über sie gewinnen, uns wenigstens voll Beschämung Recht geben?

Allerdings, sagte er.

Gut, fuhr ich fort, in dieser Rücksicht also dürfen wir sie für überzeugt halten. Doch bezweifelt vielleicht mancher die Möglichkeit, daß von Königen oder Machthabern solche Sprösslinge abstammen können, die Anlage zur Philosophie besitzen?

Gewiß kein einziger, erwiederte er.

Aber, dürfte man sagen, wenn es auch möglich ist, daß solche Kinder von ihnen abstammen, so müssen sie doch nothwendig verdorben werden. Daß es schwer sei, sie vor aller Verschlimmerung zu bewahren, haben wir schon eingeräumt, daß aber in der ganzen Zeitfolge unter allen auch nicht ein einziger
vor

vor der Verschlimmerung bewahrt werden könne: wer dürfte das bezweifeln?

Das ist nicht denkbar.

Aber, fuhr ich fort, wäre es denn auch nur ein einziger, der sich rettete: er allein würde, wenn er folgsame Bürger anträte, schon Fähigkeit genug haben, alles zur Ausführung zu bringen, was man jetzt für unmöglich hält.

Das würde er.

Denn, fuhr ich fort, wenn ein Herrscher solche Gesetze und Anordnungen macht, als wir angeführt haben, so ist es doch wohl nichts Unmögliches, daß die Bürger sie auch auszuüben geneigt sind?

Keinesweges.

Aber daß andre einmal mit uns gleiche Gedanken hegen, ist vielleicht etwas Befremdendes und Unmögliches.

Ich wenigstens, erwiederte er, glaube das nicht.

Daß es die beste Staatsverfassung sei, die wir entworfen, wenn sie anders nur ausführbar ist, haben wir, glaube ich, oben zur Genüge entwickelt.

Ja zur Genüge.

Jetzt also dürfen wir, scheint es, den Schluss machen, daß die Gesetzgebung, wovon wir reden, die beste sei, wenn sie sich ausführen läßt, und daß die Ausführung derselben, wenn sie gleich große Schwierigkeiten hat, doch nicht unmöglich sei.

Der Schluss ist richtig, sagte er.

Jetzt,

Jetzt, nachdem wir endlich so weit gekommen sind, müssen wir wohl auch das übrige nachfolgen lassen und bestimmen, auf welche Weise und vermittelt welcher Wissenschaften und Beeiferungen, die Bürger für die Erhaltung der entworfenen Staatsverfassung tüchtig gemacht werden, und in welchem Alter sich ein jeder der einzelnen Wissenschaften zu beflüssigen anfangen müsse.

Ja, das müssen wir bestimmen, sagte er.

Das war eben kein kluges Benehmen von mir, fuhr ich fort, daß ich vorher die Schwierigkeiten bei dem Besitz der Weiber, der Kindererzeugung und der Anordnung der Obrigkeiten überging, weil ich nur zu sehr fühlte, wie gehässig und bedenklich die Sache sein dürfte, wenn sie nach der Strenge ausgeführt würde. Denn nun können wir es doch nicht vermeiden, die Sache zu untersuchen. Wie es mit den Weibern und Kindern gehalten werden müsse, ist nun freilich bereits gezeigt worden; was aber die Obrigkeiten betrifft, darüber steht uns noch die ganze Untersuchung bevor. Wir sagten nemlich, wenn du dich erinnerst, unsre Herrscher müßten von Vaterlandsliebe beseelt, durch Vergnügungen und Kümmernisse erprobt sein, und ihre unerschütterliche Sinnesart weder in Mühseligkeiten, noch Gefahren, noch überhaupt bei irgend einem Wechsel des Schicksals verläugnen. Wer dieses nicht vermöchte, den müßten wir entfernen. Den aber, der lauter aus jeder Probe hervorginge, wie Gold, das die Feuerprobe bestand, müßten wir zum Herrscher anstellen, und ihn im Leben und Tode durch Ehrengeschenke und Preisbelohnun-

nungen verherrlichen. Dieses war es ungefähr, was wir sagten, oder vielmehr so im Vorbeigehen und obenhin andeuteten, aus Furcht, wir möchten in die Verlegenheit gerathen, worin ich mich jetzt sehe.

Du hast vollkommen Recht, ich erinnere mich dessen.

Ich scheute mich damals, fuhr ich fort, mein Lieber zu sagen, was ich jetzt zu sagen mich erkühne. Jetzt also sei die dreiste Erklärung gewagt: die wachsamsten Hüter, welche man bestellen kann, müssen Philosophen sein.

Ich gebe meine Zustimmung, sagte er.

Doch du kannst leicht denken, daß du von dieser Anzahl nur wenige treffen wirst; denn die Bestandtheile der Natur, die wir dem Philosophen zueigneten, pflegen selten in einer Person vereinigt zu sein; man findet sie gewöhnlich unter den Einzelnen vertheilt.

Wie meinst du? sagte er.

Du weißt doch, daß solche Menschen, bei denen man Leichtigkeit des Begriffs, ein glückliches Gedächtniß, Lebhaftigkeit und Schärfe des Geistes und andre diesen ähnliche Vorzüge wahrnimmt, selten auch zugleich Stärke und Seelengröße genug besitzen, um ein ruhiges, geordnetes, gleichförmiges Leben führen zu wollen, sondern daß sie sich gewöhnlich von der Lebhaftigkeit ihres Geistes fortreißen lassen, wohin das Ungefähr sie treibt, ohne die geringste Festigkeit in ihren Schritten zu beobachten.

Du redest die Wahrheit, sagte er.

Auf

Auf der andern Seite sind die Standhaften unerschütterlichen Naturen, auf welche man sich am sichersten verlassen kann, und die in Kriegsgefahren am wenigsten der Furcht empfänglich sind, eben so unempänglich für die Wissenschaften; sie sind unbeweglich, schwer von Begriffen, und sie lassen sich nicht aus ihrer gähnenden Schlaffucht aufwecken, sobald es darauf ankömmt, für solche Dinge den Fleiß anzuwenden.

Du hast Recht, sagte er.

Wir aber behaupteten, wer zum Herrscher bestimmt sei, müsse beiderlei Vorzüge im vollkommenen Mafse besitzen; sonst verdiene er nicht, weder daß man ihm eine so sorgfältige Bildung ertheile, noch daß man ihn der Ehre und Herrschaft würdige.

Wohlgesprochen, sagte er.

Glaubst du nun nicht, daß man solche Menschen nur sparsam trifft?

Ohne Zweifel.

Sie müssen also erprobt werden, nicht allein, wovon wir oben redeten, in Mühseligkeiten, Schrecknissen und Vergnügungen, sondern wir setzen jetzt noch hinzu, was wir vorher übergingen; man muß sie auch in vielen Wissenschaften üben, um zu sehen, ob sie auch die erhabensten Wissenschaften zu fassen vermögend sind, oder ob sie den Muth sinken lassen, wie die Menschen es wohl bei andern Schwierigkeiten zu thun pflegen.

Es ist allerdings schicklich, sagte er, solche Untersuchungen anzustellen; aber sage mir doch, welche Wissenschaften nennst du die erhabensten?

Du erinnerst dich wahrscheinlich, daß wir drei Grundkräfte in der Seele unterschieden, und uns darauf über die einzelnen Begriffe von Gerechtigkeit, Mäßigkeit, Mannhaftigkeit und Weisheit vereinigten.

Wenn ich mich dessen nicht erinnerte, so verdiente ich das übrige nicht zu hören.

Aber auch dessen, was diesen Erörterungen vorherging?

Was meinst du?

Wir sagten, es wäre möglich, diese Tugenden in dem hellesten Lichte zu erkennen; aber der Weg, auf welchem man zu dieser deutlichen Einsicht gelange, sei entlegner; man könne sich jedoch von ihnen schon einigen Begriff machen, wenn man die Folgerungen aus dem vorher Entwickelten nur weiter fortsetze; und ihr wart mit diesem kürzern Wege zufrieden. So wurde nun damals über die Sache geredet, doch, wie es mir schien, nicht mit hinlänglicher Genauigkeit. Ob euch die Untersuchung befriedigte, darüber könnt ihr euch selbst am besten erklären.

Mich wenigstens, sagte er, befriedigte sie, und die andern schien sie es auch.

Aber, mein Theurer, fuhr ich fort, bei so wichtigen Dingen ist jedes Maafs, das auch nur ein wenig von der Richtigkeit abweicht, nicht im geringsten befriedigend; denn nie sollte das Unvollkommene zum

Maafse

Maasse für irgend etwas gebraucht werden, wiewohl einige sich damit begnügen, und weitere Untersuchungen für unnöthig halten.

Ja freilich, sagte er, ist dies bei vielen der Fall, weil sie die Anstrengung scheuen.

Aber dieser Fall sollte wenigstens nie statt haben, wenn es die Sicherheit des Staates und der Gesetze betrifft.

Natürlich, sagte er.

Den längern Weg also, mein Lieber, fuhr ich fort, muß derjenige gehen, den wir zum Hüter bestimmen, und nicht weniger für die Erlernung der Wissenschaften, als für die Uebungen des Körpers die Kräfte anstrengen; sonst wird er sich nie von jener erhabensten und vor allen preiswürdigsten Wissenschaft eine vollständige Kenntniss erwerben können.

Sind denn, sagte er, jene Tugenden nicht die erhabensten, und giebt es noch etwas Höheres, als Gerechtigkeit und die übrigen Tugenden, deren wir gedacht haben?

Ja noch etwas Erhabneres, erwiederte ich. Und sogar von diesen Tugenden muß man nicht bloß den flüchtigen Umriss, wie wir neulich thaten, anschauen, sondern das vollendete Meisterwerk selbst nicht aus den Augen verlieren. Oder sollte es nicht lächerlich sein, für andre geringfügige Dinge alle Kräfte aufbieten und anstrengen, um uns eine so genaue und richtige Kenntniss als möglich zu verschaffen, und dagegen in Rücksicht der wichtigsten sich nicht der möglichsten Genauigkeit befehligen zu wollen?

Dein Urtheil, sagte er, ist allerdings der Aufmerksamkeit würdig. Aber meinst du, man werde dir die Antwort auf die Frage, was denn jene erhabenste Wissenschaft sei, und worauf sie sich beziehe, erlassen?

Das glaube ich eben nicht, erwiederte ich. Du magst immer die Frage thun. Doch hast du die Sache schon mehr, als einmal von mir gehört, und du erinnerst dich entweder nicht daran, oder, welches mir wahrscheinlicher ist, du denkst nur durch deine Frage mich in neue Verlegenheiten zu bringen. Denn du hast ja schon oft gehört, daß die Kenntniß von dem Urbilde des Guten die erhabenste Wissenschaft ist, wodurch sowohl das Gerechte, als die übrigen Dinge für uns zum Gebrauch heilsam und nützlich werden. Und jetzt kannst du leicht errathen, daß ich dieses ungefähr sagen will, wozu ich noch die Aeußerung hinzufügen möchte, daß wir jenes Urbild nicht hinlänglich kennen. Aber ohne Kenntniß desselben mögen wir in allen übrigen Dingen noch so einsichtsvoll sein; du weißt, es kann uns zu nichts nützen, so wenig als jeder Besitz ohne das Gute. Oder glaubst du, daß irgend ein Besitz Werth habe, wenn es nicht eine gute Sache ist, die wir besitzen, oder irgend eine Einsicht, die nicht mit der Kenntniß des Guten und Schönen verbunden ist?

Bei Zeus, erwiederte er, das glaube ich nicht.

Aber auch dieses wirst du wissen, daß die meisten das höchste Gut in dem Vergnügen, die edler gesinnten in der Erkenntniß zu finden glauben.

Allerdings.

Und

Und daß diejenigen, mein Lieber, welche das Letztere glauben, nicht angeben können, welche Erkenntniß sie meinen, sondern am Ende einzustehen genöthiget sind, es sei die Erkenntniß des Guten.

Das ist freilich lächerlich genug, sagte er.

Ja wohl lächerlich, versetzte ich, zuerst werfen sie uns vor, daß wir das Gute nicht kennen, und dann reden sie wieder so mit uns, als wenn wir es kennten. Sie sagen nemlich, es sei die Erkenntniß des Guten, als wenn wir nun schon, sobald sie nur das Wort Gut aussprechen, wüßten, was sie darunter verstehen.

Vollkommen wahr, sagte er.

Wie aber? Sind diejenigen, nach deren Erklärung das Gute in dem Vergnügen besteht, freier von Irrthum, als die übrigen? Sind nicht auch diese genöthigt einzugestehen, daß es böse Vergnügungen giebt?

Unstreitig.

Sie kommen also, scheint es, in den Fall zu stehen, daß dieselben Dinge zugleich gut und böse sind. Nicht wahr?

Wie anders?

Ist es nun nicht einleuchtend, daß die Sache große und mancherlei Bedenklichkeiten hat?

Unstreitig.

Weiter ist es nicht gleichfalls einleuchtend, daß viele, wenn es die Wahl des Gerechten und Schönen

betrifft, sich mit dem bloßen Schein begnügen, und wenn es auch wirklich weder schön noch gerecht sein sollte, es doch so ausüben, besitzen und sich vorstellen, als wenn es etwas Wirkliches wäre. Betrifft es hingegen den Besitz des Guten, so ist keiner durch den bloßen Schein befriedigt, sondern alle suchen das wirklich Gute, und der Schein wird hier fast gar nicht geachtet.

Allerdings.

Ein solches Gut nun nicht zu kennen, wornach jede Seele trachtet, um deswillen sie alles thut, die Beschaffenheit desselben nur durch Muthmaßungen zu ahnden, ohne eine befriedigende und sichere Ueberzeugung von dem, was es ist, sich verschaffen, und über den Gebrauch desselben standhaft urtheilen zu können, wie sie es bei andern Dingen vermag, und deshalb auch der Vortheile zu entbehren, die sie etwa aus andern Dingen entlehnen könnte: über ein solches und so wichtiges Gut, meine ich, in Unwissenheit leben, sollte auch denen erlaubt sein, die wir als die besten im Staate anerkennen, denen wir alles anvertrauen wollen?

Gewiß ihnen am wenigsten.

Ich glaube nun, fuhr ich fort, daß der Besitz des Schönen und Gerechten für einen Hüter, so lange er nicht weiß, in wie ferne beides gut ist, von keinem erheblichen Nutzen sein könne, vorausgesetzt nemlich, daß es überhaupt für einen möglich ist, das Schöne und Gerechte zu erkennen, so lange man nicht weiß, warum es gut ist. Ich vermuthe aber, daß

dafs man das eine nicht eher zu erkennen vermöge, bevor man das andre erkannt hat.

Du muthmallest richtig, sagte er.

Werden wir demnach unsrer Staatsverfassung nicht die höchste Vollkommenheit ertheilen, wenn wir einen solchen Hüter zu ihrer Bewahrung anstellen, der solcher Wissenschaften kundig ist?

Nothwendig, sagte er. Aber, lieber Sokrates, worin besteht nach deinem Urtheile das Gute, in der Wissenschaft oder im Vergnügen?

Ei, sagte ich, du bist mir ein trefflicher Mann, und ich habe es dir schon lange abgemerkt, dafs dir die Meinungen andrer über diese Dinge nicht genügen würden.

Natürlich, sagte er; denn es scheint mir nicht recht, lieber Sokrates, dafs einer, der sich mit diesen Dingen so lange beschäftigt hat, nur die Meinungen anderer, und nicht seine eigenen zu sagen wisse.

Wie? erwiederte ich, scheint es dir recht, dafs einer über Dinge, die er nicht weifs, so rede, als ob er sie wüfste?

Nicht als ob er sie wüfste, sagte er, soll er darüber reden; aber als Meinung sollte er doch, was er meint, vortragen wollen.

Aber, versetzte ich, solltest du nicht wissen, dafs ohne Wissenschaft alle Meinungen wenig rühmliches haben? Denn die besten unter ihnen sind doch blind. Oder glaubst du, dafs diejenigen, die ohne Einsicht des Verstandes in ihren Meinungen die Wahrheit getroffen-

troffen haben, sich von den Blinden unterscheiden, die durch ein Ungefähr die richtige Straße wandeln?

In nichts, sagte er.

Willst du denn lieber lauter hässliche, blinde und schiefe Gegenstände anschauen, da es dir vergönnt ist, von andern die Sache in ihrem vollen Glanze und in ihrer ganzen Schönheit zu erkennen.

Bei Zeus, nahm Glaukon das Wort, lieber Sokrates; begieb dich noch nicht zur Ruhe, als wenn du schon das Ziel erreicht hättest. Wir sind es zufrieden, wenn du uns die Natur des Guten nur so erklärst, wie du uns die Natur der Gerechtigkeit, Mäßigkeit und die andern Tugenden erklärt hast.

Ich wäre es auch zufrieden, mein Lieber, erwiderte ich; aber ich fürchte, daß ich es nicht vermag, und daß ich, wenn ich mich gleichwohl dazu erdreistete, mich beschimpfen und dem Gelächter bloßstellen dürfte. Doch, geliebte Freunde, was immer das Gute sein mag, wir wollen es für jetzt nicht untersuchen (denn die Sache scheint mir von größerm Umfange, als daß ich auf dem gegenwärtigen Wege, was ich jetzt darüber urtheile, euch mittheilen könnte) was mir aber ein Sprößling des Guten, und ihm am ähnlichsten zu sein dünket, will ich euch sagen, wenn ihr es wünschet; wenn nicht, so wollen wir es unterlassen.

Rede nur, sagte er. Wir wollen dich schon einmal erinnern, daß du uns noch den Vater zu zeigen schuldig bist.

Ich

Ich wünschte, sagte ich, daß ich euch die Schuld selbst entrichten könnte, und daß ihr sie selbst empfanget, und nicht, wie jetzt, bloß die Zinsen. Doch diesen Zins oder diesen Sprössling des Guten sollt ihr empfangen. Nur nehmt euch in Acht, daß ich euch nicht wider Willen hintergehe, und euch den Zins in falscher Münze auszahle.

Wir wollen uns möglichst in Acht nehmen, sagte er. Rede nur!

Ja, antwortete ich; aber nicht eher, als bis ich euch dasjenige wiederholt und ins Gedächtniß zurückgerufen habe, was in dem Vorigen und anderswo schon oft gesagt worden ist.

Und das wäre? sagte er.

Wir sagen von vielen Dingen, daß sie schön, von vielen, daß sie gut sind, und so geben wir überhaupt den einzelnen Dingen gewisse Namen, und unterscheiden sie dadurch in der Rede.

Das thun wir.

Aber wir nennen auch etwas das Schöne selbst, etwas das Gute selbst, und so vereinigen wir überhaupt alle übrigen Dinge, die wir als viele annahmen, wieder unter eine einzige Idee, und nach dieser einzigen Idee bestimmen wir, was jedes einzelne sei; und von den vielen einzelnen Dingen sagen wir, daß sie durch die Sinne empfunden, durch den Verstand aber nicht erkannt, von den Ideen hingegen, daß sie erkannt, aber nicht empfunden werden.

Aller-

Allerdings.

Mit welchem Sinn bemerken wir die sichtbaren Gegenstände?

Durch das Gesicht, sagte er.

So auch durch das Gehör, was gehört wird, und so durch die andern Sinne alles Sinnliche.

Allerdings.

Aber hast du es wohl bemerkt, daß der Werkmeister für die Kraft des Sehens und der Sichtbarkeit den meisten Aufwand gemacht hat?

Nicht sonderlich, sagte er.

So überzeuge dich jetzt davon auf folgende Weise. Bedarf das Gehör und die Stimme noch etwas von andrer Art, das eine, um zu hören, die andre um gehört zu werden, so daß wenn nicht ein drittes zugegen wäre, das eine nicht hören, die andre nicht gehört werden würde?

Nichts, sagte er.

Ich glaube aber, fuhr ich fort, daß auch die meisten andern Sinne (um nicht zu sagen alle) der Mittel Dinge nicht bedürfen. Oder kannst du einen nachhaft machen?

Ich nicht, sagte er.

Daß aber das Sehen und die Sichtbarkeit eines dritten bedürfe, erkennst du nicht?

Wie?

Wenn

Wenn gleich den Augen die Sehkraft einwohnet, und der Besitzer sie auch gebrauchen will, und die Gegenstände nicht weniger eigenthümliche Farben haben: so wird doch das Gesicht, wie du weißt, nichts sehen, so werden doch die Farben nicht sichtbar sein, wenn nicht ein drittes hinzukömmt, das eigentlich zu dem Zweck der Vermittlung erschaffen ist.

Und was wäre denn dieses, nach deinem Urtheile? sagte er.

Was du das Licht nennst, erwiederte ich.

Du hast Recht, sagte er.

Nicht geringe demnach ist der Vorzug, den der Sinn des Gesichts und das Vermögen der Sichtbarkeit haben, da das Band, welches sie verbindet, viel schätzbarer ist, als die andern verbindenden Mitteldinge, wenn anders das Licht wirklich etwas schätzbares genannt zu werden verdient.

Gewiss mit allem Recht verdient es diese Benennung, sagte er.

Wem unter den himmlischen Göttern, meinst du, verdanken wir es, daß unser Auge, vermittelt des Lichtes am deutlichsten sieht, und die Gegenstände für uns sichtbar sind.

Ich meine keinen andern, als du und alle übrigen Menschen, sagte er; denn offenbar bezieht sich deine Frage auf die Sonne.

Ist nun das natürliche Verhältniß, worin beide das Gesicht und dieser Gott mit einander stehen, ein solches?

Ich

Ich wünsche es zu hören.

Das Gesicht ist nicht die Sonne, eben so wenig als das Werkzeug, worin es einwohnt, und das wir Auge nennen.

Das freilich nicht.

Aber es hat, glaube ich, unter den Werkzeugen der Sinne mit der Sonne die meiste Aehnlichkeit.

Unstreitig.

Und diese Kraft, welche es besitzt, ist sie nicht von der Sonne entlehnt, von ihr gleichsam ausgeflossen?

Allerdings.

Aber auch die Sonne ist nicht das Gesicht, sondern sie ist die Ursache des Sehens, und kann von dem Gesichte angeschauet werden.

Ohne Zweifel, sagte er.

So wisse nun, sagte ich, die Sonne meinte ich, als ich von einem Sprössling redete, den das Gute sich selber ähnlich gezeugt habe; denn was das Gute im Gebiete des Geistigen in Rücksicht auf den Verstand und die Verstandeswesen ist, eben das ist die Sonne in der Sinnenwelt in Rücksicht auf das Gesicht und die sichtbaren Dinge.

Wie? sagte er, das mußt du mir erklären,

Du weißt doch, erwiederte ich, daß die Augen, wenn sie auf solche Gegenstände gewandt werden, deren Farben nicht von dem Tageslichte, sondern nur
von

von dem Schimmer der Nachsterne bestrahlt werden, abgestumpft werden, und beinahe blind scheinen, gleichsam als wenn ihnen das reine Anschauungsvermögen fehle.

Allerdings.

Sobald sie hingegen solche Gegenstände anschauen, die von der Sonne erleuchtet werden, dann sehen sie, glaube ich, deutlich, und das Vermögen zur Anschauung scheint in den Augen selbst zu sein.

Unstreitig.

So denke dir auch das Verhältniß in Rücksicht auf die Seele. Sobald sie auf solche Gegenstände die Aufmerksamkeit richtet, die von der Wahrheit und dem wesentlichen Sinn erleuchtet werden, so begreift sie und erkennt sie; dann äußert sich ihre Verstandesfähigkeit; richtet sie hingegen die Vorstellung auf Gegenstände, die durch Dunkelheit entstellt sind, bald entstehen, bald untergehen; dann ist ihr Blick stumpf, dann hat sie nur Meinungen, die bald diese, bald jene Gestalt annehmen, und sie scheint keine Verstandesfähigkeit zu haben.

Das scheint sie.

Dasjenige demnach, was den erkennbaren Dingen Wahrheit, und dem erkennenden Wesen das Vermögen zur Erkenntniß mittheilt, nenne das Urbild des Guten, die Ursache der Wissenschaft und Wahrheit, die durch den Verstand erkannt wird. Obgleich nun beide Erkenntniß und Wahrheit schon so vortrefflich sind, so wirst du doch richtig urtheilen,

wenn

wenn du das unabhängige Gute für noch vortrefflicher hältst. Und so wie wir dort Licht und Sehkraft für sonnenähnlich, aber mit Unrecht für die Sonne selbst hielten: so ist es auch hier nicht weniger Recht, zu glauben, daß beides Wissenschaft und Wahrheit dem Guten ähnlich sind, aber unrecht würde es sein, wenn wir eins von beiden für das Gute selbst halten wollten, da vielmehr das Grundwesen des Guten einer noch höhern Achtung werth ist.

Unausprechlich muß die Schönheit des Guten sein, sagte er, da es nicht nur Wissenschaft und Wahrheit gewährt, sondern auch diese noch an Schönheit übertrifft. Denn gewiß wirst du unter dem Guten nicht das Vergnügen verstehen.

Das wolle Gott nicht! Aber betrachte doch das Bild desselben auf diese Art noch sorgfältiger.

Wie?

Du wirst eingestehen, glaube ich, daß die Sonne den sichtbaren Dingen nicht bloß das Vermögen der Sichtbarkeit mittheile, sondern auch zur Erzeugung, zum Wachsthum und zur Ernährung behülflich ist, ohne jedoch die Erzeugung selbst zu sein,

Wie wäre das möglich?

So wirst du auch zugeben, daß die erkennbaren Dinge dem Guten nicht bloß die Möglichkeit, erkannt zu werden, sondern auch ihr Dasein und Wesen schuldig sind, obgleich das Gute nicht selbst dieses Wesen ist, sondern alle Wesen erkennbarer Dinge an Würde und Kraft weit übertrifft.

O Apollon, sagte Glaukon laut lachend, was für eine unnatürliche Uebertreibung?

Daran bist du selbst schuld, antwortete ich, weil du mich gezwungen hast, meine Meinung hierüber zu sagen.

Lass dich ja nicht abschrecken, das Gleichniß mit der Sonne durchzuführen, wenn noch etwas daran fehlt.

Ja, erwiederte ich, es mangelt noch viel daran.

So übergehe, sagte er, auch nicht das geringste.

Es wird wohl vieles, versetzte ich, unberührt bleiben: aber willentlich will ich, so weit es mir jetzt möglich ist, nichts übergehen.

Darum bitte ich dich.

Denke dir nun die beiden Dinge, die wir einander gegenüberstellen, als zwei Könige, wovon der eine das Gebiet der Verstandeswesen, der andre die Sinnenwelt beherrscht: ich sage Sinnenwelt und nicht Himmel, damit du nicht glaubst, daß ich mich hinter Zweideutigkeiten verstecken wolle.

Du hast also zwei Gattungen von Wesen, sichtbare und geistige.

Gut.

Stelle dir jetzt vor, ich hätte dir eine Linie gegeben, die in zwei gleiche Abschnitte getheilt wäre, wovon der eine das Gebiet der sichtbaren Dinge, der andre das Gebiet der Verstandeswesen anschaulich machen sollte. Jetzt theile wiederum jeden der beiden

Ab.

Abschnitte nach demselben Verhältnisse in zwei gleiche Theile, dann wirst du Klarheit und Dunkelheit neben einander haben. Der eine Abschnitt im Gebiete des Sichtbaren umfaßt die Bilder. Ich verstehe unter Bildern zuerst die Schatten, dann die scheinbaren Gestalten, die sich im Wasser und in festen, sowohl glatten, als durchsichtigen Körpern abbilden, und überhaupt alles, was hiermit Aehnlichkeit hat. Du verstehst mich doch?

Ja, ich verstehe.

Stelle dir nun auch den zweiten Abschnitt vor, der die Gegenstände selbst umfaßt; denen die Bilder ähnlich sind: ich meine, die Thiere, die uns umgeben, alle Körper des Pflanzenreichs, und die ganze Gattung der Körper, die durch Kunst hervorgebracht sind.

Ich begreife, sagte er.

Wärst du auch wohl geneigt zuzugeben, daß diese Abtheilung das Verhältniß der Wahrheit und des Scheins ausdrücke, und daß, so wie das Meinbare zu dem Erkennbaren sich verhält, so auch das Verähnlichte zu dem Gegenstande der Verähnlichung?

Das gebe ich gerne zu, sagte er.

Nun überlege auch, wie wir das Gebiet der Verstandeswesen eintheilen. Der eine Theil umfaßt die Arten von Verstandeswesen, welche die Seele durch Hülfe von solchen Bildern, wie sie in der vorigen Eintheilung vorkamen, aus willkürlich angenommenen Sätzen zu suchen genöthiget ist, nicht um bis zum
ersten

ersten Urgrunde hinaufzusteigen, sondern um zu einer gewissen letzten Folgerung zu gelangen. Der andre Theil enthält die Idee von einem ersten schlechterdings unabhängigen Urgrunde, zu dessen Erkenntniß die Seele freilich auch einer gewissen vorgängigen Annahme (Hypothese) bedarf, aber keiner Bilder, sondern wohin sie durch ein Feld von lauter reinen Begriffen gelangt.

Ich verstehe das, was du sagst, nicht hinlänglich.

Nur einen Augenblick Geduld; du wirst es schon leichter verstehen, wenn ich nur erst einige Erläuterungen vorausgeschickt habe. Du weißt doch, daß die Geometrer und Arithmetiker gewisse Dinge voraussetzen, wie zum Beispiel eine grade und ungrade Zahl, Figuren, drei Arten von Winkeln und andre ähnliche Dinge, und daß sie, nachdem sie diese angenommenen Sätze, für welche sie weder sich noch andern Rechenschaft zu geben brauchen, weil sie nach ihrem Urtheile allgemein bekannt und von unmittelbarer Einsicht sind, zum voraus festgestellt haben, dann von diesen Sätzen ausgehen, und die Kette der Folgerungen so lange fortsetzen, bis sie endlich mit unwiderstehlicher Ueberzeugung zu der Schlussfolgerung gekommen sind, um derentwillen sie die Untersuchung anfangen.

Das weiß ich allerdings.

So weißt du auch, daß sie gewisse sichtbare Figuren gebrauchen, und an diese die Schlusskette anknüpfen, obgleich sie eigentlich nicht diese, sondern jene in Gedanken haben, denen sie ähnlich sind.

Denn

Denn ist zum Beispiel die Rede von einem Viereck und seinem Durchmesser, so beziehen sich ihre Schlüsse nicht auf das Viereck, das sie verzeichnen, sondern auf ein Viereck an sich. Ein gleicher Fall ist es mit allen übrigen Figuren; diejenigen, welche sie bilden und zeichnen, wohin auch die Schatten und Abbildungen im Wasser gehören, gebrauchen sie als Bilder, um durch ihre Hülfe diejenigen Figuren kennen zu lernen, die niemand anders, als in der Vorstellung anschauen kann.

Du hast Recht, sagte er.

Dies wäre nun die eine Gattung von Verstandeswesen. Um diese zu erkennen, ist die Seele genöthiget, gewisse Annahmen vorauszusetzen, die nicht in der Absicht, um zum Urgrunde aufzusteigen (denn sie kann nicht über ihre Annahmen hinaus gehen) sondern um durch die Hülfe gewisser Bilder, die aus der Sinnenwelt entlehnt und ihnen verähnlicht sind, und die, obgleich sie der Gestalt und Eintheilung nach, nur eine Sache der Meinung sind, ihr dennoch als deutliche Bilder gelten, um zur Einsicht in die Beschaffenheit der wahren Figuren zu gelangen.

Ich begreife, daß dies das Eigenthümliche der Geometrie, und überhaupt der mathematischen Wissenschaften ist.

So höre denn nun auch, was ich unter dem zweiten Theil der Verstandeswesen verstehe. Diese ergreift die Denkkraft der Seele unmittelbar, indem sie etwas Bedingtes voraussetzt, das sie aber nach ihrem dialektischen Vermögen, nicht als den letzten Grund der

Er-

Erkenntniß, sondern als etwas wahrhaft Bedingtes ansieht, das ihr gleichsam zur Stufe und Stütze dient, um bis zu dem ersten schlechterdings unabhängigen Grunde aller Erkenntniß hinaufzusteigen. Und nachdem sie diesen erreicht hat, und die Schlüsse verfolgt, die unmittelbar hiervon abhängen, steigt sie endlich wieder bis zu den letzten Zwecken hinab, ohne die geringste Beihülfe von etwas Sinnlichen, allein vermittelt reiner Begriffe, von denen sie ausgeht, zu denen sie fortschreitet, und bei welchen sie endigt.

Ich verstehe dich, sagte er, aber noch nicht vollständig; denn du scheinst mir von einer sehr verwickelten Sache zu reden. Doch glaube ich, du willst darthun, daß die Erkenntniß, vermittelt der dialektischen Wissenschaft, von dem Wesentlichen und Reingeistigen mehr Gewissheit habe, als die Erkenntniß, die wir den genannten Wissenschaften verdanken, wo gewisse willkürlich angenommene Sätze die Stelle der ersten Gründe vertreten, und wo die Anschauung nicht durch die Sinne, sondern nur durch den bloßen Verstand möglich ist. Weil aber die Mathematiker in der Untersuchung nicht bis zu einem ersten unbedingten Grunde hinaufgehen, sondern aus angenommenen Sätzen folgern, scheinen sie dir keine reine Vernunft-erkenntniß zu besitzen, welche sie doch haben würden, sobald sie von einem unabhängigen Grundsatz ausgingen. Verstandesanschauung scheint du mir die Wissenschaft der Mathematiker zu nennen, die, wenn ich nicht irre, nach deinem Urtheile die Mitte zwischen der Meinung und reinen Vernunft-erkenntniß hält.

Du hast mich völlig gefaßt, sagte ich. Nun unterscheide nach den vier Abtheilungen auch vier Beschaffenheiten in der Seele. Oben an setze die Vernunftserkenntniß; dann folge die Verstandesanschauung; den dritten Platz bewillige dem Glauben, den letzten der Muthmaßung. Und bestimme, dieser Eintheilung gemäß, nach dem Grade, wie sie mehr oder weniger Wahrheit enthalten, auch den Grad ihrer Deutlichkeit.

Ich verstehe dich, sagte er, und gebe dir Recht, und bestimme ihr Verhältniß, wie du sagst.

Platons
R e p u b l i k
oder
vom Gerechten.

Siebentes Buch.

Plato

Republic

Book I

Chapter I

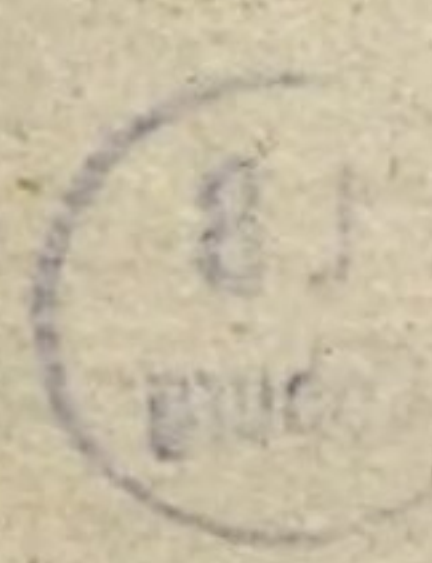
Platons Republik.

Siebentes Buch.

Da wir so weit sind, sagte ich, so stelle dir den Zustand unsrer Natur in Rücksicht auf Wissenschaft und Unwissenheit unter folgendem Bilde vor. Denke dir Menschen in einer unterirdischen Höhle, die, der ganzen Länge nach, einen gegen das Licht geöffneten Eingang hat; in dieser die Menschen, von Kindheit auf gefesselt am Halse und an den Schenkeln, so daß sie immer in derselben Stellung verweilen müssen, und nur grade vor sich hinsehen können, unvermögend der Fesseln wegen, die Häupter herumzudrehen. Hinter ihnen strahle in einer gewissen Höhe und Entfernung das Licht eines Feuers; zwischen dem Feuer aber und den Gefesselten erhebe sich ein aufgeworfner Weg. Neben dem Wege denke dir eine Mauer aufgeführt, den Scheidewänden ähnlich, welche die Gankler zwischen sich und den Zuschauern zu ziehen pflegen, worauf sie ihre Wunderdinge den Augen darstellen,

Gut, sagte er, ich denke mir alles so.

Längst



Längst dieser Mauer tragen nun Menschen allerlei Kunstgeräthe, die über der Wand hervorstehen, hölzerne und steinerne Bildnisse von Menschen und Thieren und sonst allerlei Kunstwerke. Unter den Tragenden, wie natürlich, reden einige, andre gehen schweigend vorüber.

Ein seltsames Gemählde, sagte er, Gefangene von eigner Art!

Gefangene, erwiederte ich, die uns ähnlich sind. Denn zuerst glaubst du wohl, daß Menschen in diesem Zustande von sich und von den andern in ihrer Nähe je etwas anders gesehen haben, als die Schatten, die von dem Feuer auf die ihnen gegenüberliegende Seite der Höhle fallen?

Wie wäre das möglich, wenn sie ihr ganzes Leben hindurch die Häupter in unverrückter Stellung zu erhalten genöthiget sind.

Und von den vorübergetragenen Dingen werden sie wohl auch nichts anders sehen können, als die Schattenbilder? Nicht wahr?

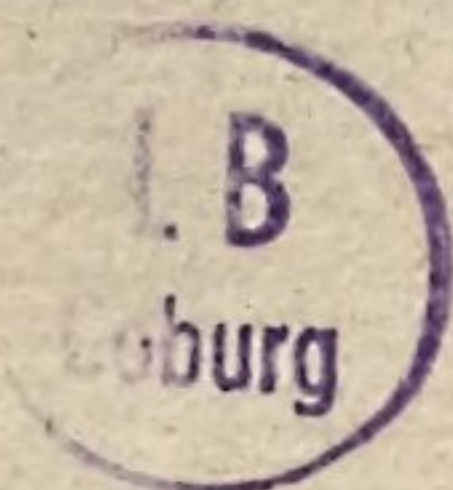
Unstreitig.

Wenn sie nun sich mit einander unterreden könnten, meinst du nicht, daß sie die gegenwärtigen Schatten der Gegenstände nach dem, was sie sähen, benennen zu müssen glauben würden?

Das wäre wohl nothwendig.

Und wenn ein Echo aus der ihnen gegenüberstehenden Seite die ausgesprochenen Worte wiederhallte; glaubst du, daß sie die gehörten Laute einem andern

zu-



zueignen würden, als dem vorübergehenden Schatten?

Bei Zeus, das glaube ich nicht, sagte er.

In jeder Rücksicht also, versetzte ich, würden Menschen in einem solchen Zustande nichts anders für wahr halten, als die Schatten der Kunstwerke.

Ohne Zweifel, sagte er.

Nun überlege, was für Wirkungen entstehen dürften, wenn sie durch irgend einen natürlichen Zufall, ihrer Fesseln entledigt, und von ihrer Unwissenheit geheilt würden. Wenn einer von ihnen zum Beispiel nach der Entfesselung plötzlich aufzustehen, den Nacken umherzudrehen, fortzuschreiten und in das Licht zu schauen genöthiget würde, und er bei allen diesen Bewegungen Schmerzen empfände, und wegen des blendenden Lichtglanzes jene Gegenstände nicht sehen könnte, deren Schatten er vormals sah: was glaubst du, werde er sagen, wenn einer ihn überreden wollte, vormals habe er lauter nichtige Dinge gesehen, jetzt hingegen schaue er richtiger, weil er die Gegenstände in der Nähe, mehr entkleidet von ihrem Schein und nach der Wirklichkeit beobachte. Und wenn man ihm zugleich jedes der vorübergetragenen Dinge vorzeigte, und ihn durch Fragen zu antworten nöthigte, was es wäre: meinst du, er werde nicht verlegen sein, und glauben, was er vormals gesehen, sei wahrer, als was ihm jetzt gezeigt würde?

Ganz gewiß, sagte er.

Und wenn man ihn ins Licht zu schauen nöthigte, würde er nicht Schmerzen an den Augen leiden,
wür-

würde er nicht zurückweichen, sich zu dem umwenden, was er anschauen kann, und urtheilen, die Schattenbilder seien in Wahrheit deutlicher, als die wirklichen Gegenstände, die ihm vorgezeigt werden?

Unstreitig, sagte er.

Wenn aber einer, fuhr ich fort, ihn von dannen gewaltsam den rauhen und steilen Pfad hinanschleppte, und nicht eher abliesse, als bis er ihn ans Sonnenlicht heraufgezogen hätte, sollte er dann nicht Pein empfinden, und über den unbarmherzigen Führer unwillig werden? Und wenn er endlich zum Lichte gelangt wäre, und die Strahlen desselben in übergroßer Fülle auf die Augen eindringen; würde er wohl das geringste von den Gegenständen zu sehen vermögen, die man gewöhnlich für die wirklichen zu halten pflegt?

In den ersten Augenblicken gewiss nicht, sagte er.

Der Angewöhnung, glaube ich, würde es bedürfen, ehe er die Gegenstände der Oberwelt anschauen könnte; und zuerst würde es ihm wohl das leichteste sein, die Schatten zu betrachten, etwas später dürfte es ihm möglich sein, in dem Wasser die Bilder der Menschen und übrigen Dinge anzuschauen, und dann endlich auch die Gegenstände selbst; und jetzt würde er die Himmelskörper und den Himmel selbst bei Nacht, den Blick gegen das Licht der Sterne und des Mondes gerichtet, leichter beobachten können, als bei Tage die Sonne und den Glanz der Sonne.

Natürlich.

Zu-

Zuletzt aber, glaube ich, wird er die Sonne nicht bloß auf dem Wasser oder auf einer andern Fläche ihr Bild, sondern sie selbst nach ihrer eignen Beschaffenheit, an ihrem eigentümlichen Orte zu betrachten und anzuschauen vermögen

Ohne Zweifel, sagte er.

Und erst dann dürfte er Folgerungen ziehen und urtheilen, daß sie es sei, welche den Wechsel der Zeiten und die Jahre bewirkt, und alles in der sichtbaren Welt regiere, und von allen den Dingen, die sie vorher sahen, gewissermaßen die Urheberin sei.

Es ist offenbar, daß er allmählig zu solchen Betrachtungen kommen würde.

Wie nun? wenn er sich jetzt seiner vorigen Wohnung erinnerte, seiner dortigen Weisheit und seiner damaligen Mitgefangenen, glaubst du nicht, er werde sich wegen der Veränderung glücklich preisen, und jene Menschen dagegen bemitleiden?

Ganz gewiß.

Und wenn damals bei den Mitgefangenen gewisse Ehren, Lobpreisungen und Geschenke für den bestimmt waren, der die vorübergehenden Bilder am schärfsten sah, und am besten sich erinnern konnte, was sonst zuerst und zuletzt oder neben einander vorüberzuziehen pflegte, und hieraus am sichersten zu muthmaßen vermochte, was künftig erfolgen würde: glaubst du, er werde jetzt nach einem solchen Ruhme noch Verlangen hegen, und diejenigen beneiden, die bei jenen in Achtung und Ansehen sind? oder meinst du

du nicht vielmehr, er werde fühlen, was Achilleus beim Homer sagt, und lieber wollen

das Feld als Tagelöhner bestellen

Einem Manne, der ohn' eigenes Erb' in Dürftigkeit lebte.

Odyss. Gef. 11, 491, 492.

und überhaupt jeden andern Zustand lieber wählen, als in jenen Zustand der Meinungen und in ein so nichtiges Leben zurückzukehren.

Jeder andre Zustand, antwortete er, würde ihm, glaube ich, weniger hart scheinen, als ein solches Leben.

Ueberlege auch dieses, fuhr ich fort. Wenn ein solcher Mann wieder in seinen vorigen Kerker hinabstiege, und seinen vorigen Wohnsitz einnähme: würden dann seine Augen nicht durch den plötzlichen Uebergang aus dem Sonnenlicht in die Dunkelheit, völlig verfinstert werden?

Unstreitig.

Und sollte er jetzt von neuem jene Schattenbilder beurtheilen, und sich mit jenen beständig Gefesselten darüber in Erörterungen einlassen: würde er nicht, so lange seine Augen noch blinzten, und ehe sie Festigkeit erlangt hätten (und darüber würde nicht wenig Zeit hingehen) ein Gelächter veranlassen? Würde man nicht sagen, seine Augen wären durch den Hinaufgang verdorben worden; es sei nicht der Mühe werth, den Versuch zum Hinaufgehen zu machen, und wenn einer es unternehme, sie zu lösen und hinaufzuführen, müsse man ihn, sobald man seiner nur habhaft werden könnte, ergreifen und tödten?

Gewiss

Gewiß würden sie ihn tödten.

Diese ganze Schilderung, fuhr ich fort, mußt du, lieber Glaukon, auf das vorhin Gesagte anwenden. Wenn du die sichtbare Sinnenwelt mit dem unterirdischen Kerker, das Licht des Feuers in demselben mit der Kraft der Sonne, und den Hinaufgang und das Anschauen der obern Dinge mit der Erhebung der Seele in die Verstandeswelt vergleichst: so dürftest du meine Meinung, die du doch zu hören so begierig bist, nicht verfehlen. Aber Gott mag es wissen, ob sie der Wahrheit gemäß ist. Meine Gedanken sind nun folgende. In der Verstandeswelt ist das Urbild des Guten das erhabenste, das aber nur durch Anstrengung erkannt wird. Doch kaum hat man es erkannt, so ist man zu urtheilen genöthiget, daß es überall die Urquelle alles Guten und Schönen sei, in der sinnlichen Welt das Licht und den Stern, von dem es ausströmt, erzeugt habe, in der geistigen selbst herrsche, und Wahrheit und Einsicht austheile; und daß jeder dieses Urbild erkennen müsse, wer in der Verwaltung des Staates und seiner eignen Geschäfte vernünftig handeln wolle.

Ich habe mit dir gleiche Gedanken, sagte er, so weit ich dich verstehe.

Wohlan denn, fuhr ich fort, so laßt uns noch weiter unsre Meinungen vereinigen. Wundre dich nicht, daß die Seelen, welche diese Höhe erreicht haben, sich nun weiter um menschliche Angelegenheiten nicht kümmern mögen, sondern bei dem, was droben ist zu verweilen trachten, denn das ist ganz
natür-

natürlich, wenn anders die Aehnlichkeit mit dem vorigen Gleichniß auch hier zutrifft.

Allerdings natürlich, sagte er.

Wie? Meinst du, es verdiene Verwunderung, wenn einer, der so eben von der Anschauung des Göttlichen auf die menschlichen Erbärmlichkeiten herabgekommen ist, nun eine klägliche Rolle spielt, und lächerlich erscheint, wenn er, während sein Auge noch blinzt, und ehe er sich an die ihn umgebende Dunkelheit gewöhnt hat, genöthiget wird, vor den Gerichten oder anderswo über die Schatten des Gerechten oder die Bilder, wodurch diese Schatten entstehen, zu kämpfen, und darüber zu rechten nach den Vorstellungsarten derjenigen, welche die Gerechtigkeit selbst nie angeschaut haben.

Das verdient nicht die geringste Verwunderung, sagte er.

Doch jeder vernünftige Mensch, fuhr ich fort, dürfte sich erinnern; daß es in Rücksicht auf die Augen eine zweifache Art der Verblendung giebt, die aus zwei entgegengesetzten Ursachen zu entstehen pflegt, die eine, wenn man aus dem Lichte in die Finsterniß, die andre, wenn einer aus der Finsterniß zum Lichte hinübergeht. Wollte nun einer diese Bemerkung auf den ähnlichen Zustand der Seele anwenden, so würde er, wenn er eine Seele gewahr würde, die vor Verblendung etwas nicht zu erkennen vermöchte, nicht unvernünftiger Weise lachen, sondern vorher überlegen, ob sie aus dem Zustande der größern Erleuchtung käme, und jetzt nur durch die sie umgebende

bende Unwissenheit umnebelt würde, oder ob sie aus übergroßer Unwissenheit in übergroße Lichthelle hinübergegangen wäre, und jetzt durch die mächtigen Strahlen des Lichtstromes geblendet würde; und so würde er die eine über das, was sie erfährt, und ihres neuen Zustandes wegen glücklich preisen, die andre bemitleiden; und wenn er auch über die Verblendung der unwissenden lachen wollte, so würde sein Lachen weniger thöricht sein, als wenn er über die Seele, die aus der Lichtgegend herabkäme, ein Gelächter erhöhe.

Was du sagst, versetzte er, finde ich sehr angemessen.

Wenn dieses nun wahr ist, so müssen wir darnach unsere Urtheile bestimmen, und nicht glauben, es verhalte sich mit der Unterweisung in der Wissenschaft so, wie es einige versichern. Denn sie rühmen sich, sie könnten einer Seele, die keine Wissenschaft habe, dieselbe einpfropfen, gleichsam als wenn sie blinden Augen das Gesicht einpfropfen könnten.

Ja dessen rühmen sie sich, sagte er.

Nach unserer Entwicklung dagegen folgt, daß in jeder Seele eine Kraft und ein Werkzeug einwohnt, wodurch der Mensch erkennet, und daß, so wie das Auge, wenn es nicht für sich beweglich wäre, sich mit dem ganzen Körper aus der Finsterniß nach dem Lichthelle umwenden müßte, so auch diese Erkenntniskraft mit der ganzen Seele so lange von den wandelbaren Dingen abgewandt werden müsse, bis sie sich zu dem Selbständigen und zu dem erhabensten Lichte
des

des Selbständigen, das wir das Gute genannt haben, mit der Anschauung zu erheben vermag. Nicht wahr?

Allerdings.

Darin, fuhr ich fort, dürfte also die ganze Kunst bestehen, daß man den Menschen lehre, wie er am leichtesten und wirksamsten anderswohin den Blick richte, nicht daß man ihm die Kraft des Sehens mittheile; denn diese besitzt er schon; es kommt nur darauf an, daß man ihr, weil sie eine verkehrte Richtung hat, und nicht dahin blickt, wohin sie blicken sollte, eine bessere Richtung gebe.

So scheint es, sagte er.

Die andern sogenannten Tugenden der Seele scheinen mit den Vollkommenheiten des Körpers Aehnlichkeit zu haben (darin nemlich, daß es keine ursprüngliche, sondern durch Angewöhnung und Uebung entstandene Fertigkeiten sind); das Denkungsvermögen im Gegentheil scheint etwas göttlicheres an sich zu haben, weil es seine Kraft nie verliert, sondern nur durch die verschiedene Anwendung, bald nützlich und heilsam, bald unnütz und schädlich wird. Hast du nie bemerkt, wie scharf die kleine Seele der sogenannten klugen Bösewichter sieht, wie schnell sie alles durchschaut, wohin sie den Blick richtet? Denn schwach ist ihr Gesicht nicht, aber gezwungen, der Bosheit zu dienen, so daß sie um so mehr Böses anstiftet, je schärfer sie sieht.

Allerdings, sagte er.

Wür-

Würden nun, fuhr ich fort, in einer solchen Natur, gleich von Kindheit an jene Neigungen ausgerottet, die ihr wie Bleigewicht anhängen, wodurch sie zur Völlerei und zu andern groben sinnlichen Vergnügungen und Ergötzlichkeiten fortgerissen, und ihr Blick auf die Erde hinabgezogen wird; würde sie, sage ich, von jenen Neigungen befreit, und ihr Blick auf die Wahrheit der Dinge gewandt: so würde dieselbe Seele derselbigen Menschen die wahren Gegenstände eben so schnell erkennen, als die Gegenstände, worauf jetzt ihre Aufmerksamkeit gerichtet ist.

Das läßt sich vermuthen, sagte er.

Wie? sagte ich, ist es nicht natürlich, und folgt es nicht nothwendig aus dem Vorigen, daß weder Ungebildete und Unwissende, noch solche, welche die Erkenntniß der Wahrheit zum einzigen Gegenstande der Beschäftigung gewählt haben, sich zur Staatenverwaltung eignen? Die ersten nicht, weil ihnen die Einheit des Zweckes fehlt, um darnach alle ihre Handlungen sowohl für ihr eigenes Beste, als für das allgemeine anzuordnen; die andern nicht, weil sie ungerne die Angelegenheiten des Lebens besorgen wollen, da sie schon in den Inseln der Seligen zu wohnen glauben.

Das ist wahr, sagte er.

Unsere Pflicht ist es demnach, fuhr ich fort, da wir einen Staat zu gründen beabsichtigen, daß wir die vortrefflichsten Naturen nöthigen, nach jener Wissenschaft zu streben, die wir vorhin für die wichtigste erklärten, das reine Gute zu schauen, und jenen erhabnen Pfad hinaufzuklimmen, und daß wir, nachdem

dem sie die Höhe erklimmen und sattfam geschaut haben, ihnen nicht gestatten, was wir ihnen jetzt gewöhnlich vergönnen.

Was dürfen wir ihnen nicht gestatten?

Dafs sie in den Lichthöhen verweilen, und nicht wieder zu ihren Mitgefangenen hinabsteigen; und an den Mühseligkeiten und Ehren dort unten, sie mögen nun des Bestrebens werth oder unwürdig sein, nicht theilnehmen wollen.

Aber, sagte er, wir werden uns einer Ungerechtigkeit gegen sie schuldig machen, wenn wir sie zwingen, das bessere Leben, das ihnen vergönnt ist, mit dem schlechtern zu vertauschen.

Du hast wieder vergessen, dafs der Gesetzgeber sich nicht darum bekümmere, ob eine einzelne Gattung von Menschen sich im Staate wohl befinde, sondern dafs er des ganzen Staates Wohlfart beabsichtige, dafs er zu diesem Zweck die Bürger vereinige, und bald durch Ueberredung, bald durch Zwang sie dahin vermöge, sich unter einander die Vortheile zu leisten, die jeder zum gemeinen Besten herzugeben vermag; und dafs er dahin arbeite, nützliche Bürger für den Staat zu bilden, nicht um jedem Einzelnen freie Willkühr zu gestatten, seine Betriebsamkeiten zu richten, wohin er wünscht, sondern um durch den zweckmäßigen Gebrauch der Bürger das gesellschaftliche Band zu befestigen.

Du hast Recht, sagte er; ich hatte es vergessen.

Erwäge nun, fuhr ich fort, lieber Glaukon, ob wir den Philosophen, die bei uns geboren werden, etwas Ungerechtes zumuthen, oder vielmehr, was recht ist, gegen sie anführen, um sie dadurch zu nöthigen, für die andern die Sorge und Obhut zu übernehmen. Wir werden aber folgendes zur Sprache gegen sie bringen. „In andern Staaten ist es billig, daß Männer „von euerm Gehalt sich den Lasten derselben entziehen (denn diese erhabenen Männer entstehen dort „durch eignes Verdienst, ohne daß die Staatsverfassung das geringste dazu beiträgt, und es ist der Billigkeit gemäß, daß dasjenige, was durch eigene Kraft „aufwuchs, und keinem andern Pflege verdankt, auch „niemanden durch Vorforge den Lohn für die Pflege „entrichte) euch aber haben wir nicht bloß für euch „selber, sondern auch für den ganzen übrigen Staat, „als Anführer und Könige in Bienenschwärmen, erzeugt, besser und vollkommener, als alle andern, „durch Erziehung und Unterricht gebildet, und hierdurch vor den übrigen tauglich gemacht, beides zu „beschaffen, die Erkenntniß der Wahrheit und die „Verwaltung der Staaten. Jeder von euch muß daher, so wie die Reihe ihn trifft, in die gemeinschaftliche Wohnung der andern hinabsteigen, und sich „gewöhnen, das Dunkle anzuschauen. Denn sobald „ihr euch an diese Dunkelheit gewöhnt habt, werdet „ihr unendlich besser sehen, als jene dort, und jedes „Schattenbild nach seiner Beschaffenheit und seinem „Ursprunge erkennen, weil ihr die Urbilder des Schönen, Gerechten und Guten in eigner Gestalt geschaut „habt. Und so wird zu unserm Besten und dem eurigen der Staat von Wachenden regiert werden, und

„nicht von Träumenden, wie jetzt so viele regiert werden, von solchen Menschen, die um Schatten kämpfen und der Herrschaft wegen gegen einander aufstehen, als wäre sie ein großes Gut. Und doch treffen wir gewiss die Wahrheit, wenn wir behaupten, daß der Staat, worin die Männer, welche zum Herrschen bestimmt sind, die wenigste Neigung zur Herrschaft haben, nothwendig am besten und ruhigsten, wo hingegen die Herrschenden entgegengesetzte Gesinnungen hegen, am schlechtesten verwaltet werden müssen.“

Allerdings, sagte er.

Was meinst du? Werden unfre Zöglinge, wenn sie eine solche Sprache hören, uns den Gehorsam weigern, und nicht gern an den Lasten des Staates, so wie einen jeden die Reihe trifft, Theil nehmen wollen, oder lieber die längste Zeit unter einander in der Höhe des reinen Lichts zu wohnen wünschen?

Das ist unmöglich, denn gerecht sind unfre Forderungen, und wir machen sie an gerechte Männer. Doch übernimmt jeder die Herrschaft nur als eine nothwendige Bürde, nicht aus Neigung, wie es bei den jetzigen Herrschern in den einzelnen Staaten der gewöhnliche Fall ist.

Richtig getroffen, versetzte ich, mein Freund. Wenn du dir ein Leben zu denken vermagst, das die Männer, welche zur Herrschaft bestimmt sind, der Herrschaft selbst vorziehen: so verzweifle nicht länger an der Möglichkeit, einen gut verwalteten Staat zu finden. Denn in diesem Staate allein werden die wahrhaftig-

haftigen Reichen herrschen, nicht die es an Gelde find, sondern die reich sind an solchen Gütern, woran es der glückliche Mann sein muß, an Rechtfchaffenheit und Lebensweisheit. Bemächtigen sich dagegen die Dürftigen, denen es an eigenen Gütern mangelt, der Staatsverwaltung, und betrachten sie diese als das Mittel, den Schatz der Glückseligkeit an sich zu reißen; so läßt sich keine gute Verwaltung hoffen. Denn nun wird die Herrschaft ein Gut, das einer dem andern durch Kampf zu entreißen sucht, und ein solcher innerer Kampf macht nicht bloß die Kämpfer selbst, sondern den ganzen übrigen Staat unglücklich.

Das ist vollkommen wahr, sagte er.

Kennst du nun, fuhr ich fort, eine andre Art von Menschen, welche die öffentlichen Würden gering achten, als die wahren Freunde der Weisheit?

Bei Zeus, ich kenne keine, sagte er.

Und gleichwohl dürfen nicht solche der Herrschaft vorstehen, die aus Neigung nach derselben trachten; denn sonst werden sich andre, von gleicher Neigung beseelt, zum Kampfe wider sie erheben.

Ganz gewiß.

Wie könntest du denn wohl andre Männer nöthigen wollen, die Obhut des Staates zu übernehmen, als solche, welche die meiste Kenntniß von den Dingen besitzen, die sich auf die beste Staatsverwaltung beziehen, und noch andre Ehren und noch ein besseres Leben kennen, als ihr bürgerliches?

Keine andern, erwiederte er.

Findest du jetzt Vergnügen, mit mir zu untersuchen, durch welche Mittel Männer von solchem Werthe gebildet werden, wie man sie ans Licht hinaufführe, wie einige Verdienstvolle aus dem Schattenreiche zu dem Wohnsitz der Götter emporgestiegen sein sollen.

Wie sollte ich das nicht wünschen? sagte er.

Es ist hier aber, wie es scheint, nicht von dem Umschwung einer Scherbe die Rede, sondern von der Umlenkung der Seele, daß sie aus der Finsterniß eines nachtähnlichen Tages zu der Höhe der Wahrheit und des Selbständigen emporsteige, auf einem Wege, den wir die wahre Philosophie zu nennen genöthiget sein werden.

Allerdings.

Wir müssen also untersuchen, welche Wissenschaft solche Wirkungen hervorzubringen vermag.

Unstreitig.

Und was dürfte denn das für eine Wissenschaft sein, welche die Seele von dem Wandelbaren des Entstandnen zu dem Unwandelbaren des Selbständigen erhebt. Doch während ich rede, fällt mir ein Gedanke ein. Sagten wir nicht einmal, unsre Hüter müßten in der Jugend nothwendig auch tapfere Kriegskämpfer sein?

Ja, das sagten wir.

Wir müssen folglich dahin sehen, daß die Wissenschaft, außer dem eben erwähnten Vortheil, noch einen andern in sich vereinige.

Und

Und der wäre?

Dass sie Kriegsmännern nicht unnütz sei.

Das müssen wir, sagte er, wenn es anders möglich ist, eine solche Wissenschaft zu finden.

Nicht wahr? Vorher bildeten wir unfre Hüter durch Gymnastik und Musenkunst?

Richtig.

Die Gymnastik nun bezog sich auf Dinge, die anheben und vergehen; denn sie lehrt, was die Kräfte des Körpers stärkt oder vermindert.

Es scheint.

Die Gymnastik kann also nicht die Wissenschaft sein, die wir suchen.

Das kann sie nicht.

Vielleicht ist es denn die Musenkunde, wie sie im vorigen erklärt wurde?

Aber, erwiederte er, jene stand, wenn du dich erinnerst, mit der Gymnastik in gleichem Verhältniß, obgleich sie ihr entgegengesetzt war; sie hatte die Absicht, die Hüter zur Sittlichkeit zu bilden, durch Harmonie ihre Neigungen harmonisch zu stimmen, durch Rhythmus ihre Bewegungen nach schönem Verhalte zu ordnen, aber nicht die Absicht, Wissenschaft mitzutheilen; und durch die Erzählungen, worüber sie Vorschriften ertheilte, sie mochten sich auf Gegenstände der Fabel oder der Wirklichkeit beziehen, wollte sie ähnliche Absichten erreichen. Aber eine Wissenschaft, wie du sie jetzt suchst, die zur Erkenntniß des
un-

unabhängigen Guten leitet, fanden wir nicht darin.

Deine Erinnerung ist sehr treffend; sie enthielt wirklich nichts von der Art. Aber, mein theurer Glaukon, was wäre denn das für eine Wissenschaft? denn eine der Künste kann es doch nicht sein; sie schien uns für diesen Zweck zu unedel.

Allerdings. Bleibt denn aber noch eine andre Wissenschaft übrig, wenn wir die Musenkunde, Gymnastik und die Künste ausschliessen?

Nun denn, sagte ich, wenn wir keine auffinden können, die von diesen getrennt ist, so wollen wir eine von denen nehmen, die sich auf alles verbreiten.

Welche meinst du?

Jene allgemeine, deren man bei allen Arten der Künste, Erkenntnisse und Wissenschaften bedarf, und die daher auch jeder vor allen übrigen Dingen erlernen muß.

Von welcher redest du? sagte er.

Von jener gemeinen, wodurch man Eins, Zwei und Drei unterscheiden lernt. Ich nenne sie kurz die Wissenschaft der Zahlen und des Rechnens. Nicht wahr? Steht nicht jede Kunst und Wissenschaft mit ihr in nothwendiger Verbindung?

Allerdings, sagte er.

Nicht auch die Kriegskunst?

Ohne allen Zweifel, erwiederte er.

Agamemnon erscheint also, fuhr ich fort, nachdem, was Palamedes zuweilen in den Tragödien sagt, als ein sehr lächerlicher Heerführer. Denn hast du nie gehört, wie er sich rühmt, daß er, nach Erfindung der Zahl, das Heer vor Ilium in Schlachtordnungen gestellt, und die Schiffe und alle übrigen Dinge gezählt habe. Hieraus würde folgen, daß man die Dinge vorher nicht zählen konnte, und daß Agamemnon, wie es scheint, nicht einmal wußte, wie viele Füße er hatte, wenn er anders nicht zählen konnte. Aber was meinst du, war das für ein Heerführer?

Ein seltsamer, meine ich, wenn dies gegründet ist.

Kann also, nach unserm Urtheil, für einen Kriegesmann etwas nothwendiger sein, als die Geschicklichkeit zu rechnen und zu zählen?

Gewiß die nothwendigste von allen, sagte er, wenn er nur das mindeste von Schlachtordnungen verstehen, ja nur ein Mensch sein will.

Denkst du nun über diese Wissenschaft eben so wie ich?

Wie meinst du?

Sie scheint mir eine solche Wissenschaft zu sein, als wir suchen, welche die Seele zu reiner Vernunft-erkenntniß erhebt, aber nicht so gebraucht zu werden, als sie es verdient, obgleich sie die Erkenntniß des Wesentlichen so sehr zu befördern geschickt ist.

Wie verstehst du das? sagte er.

Ich

Ich will versuchen, erwiederte ich, dir hierüber meine Gedanken zu erklären. Betrachte mit mir, wie ich die Dinge unterscheide, die ich zu diesem Zweck für förderlich und nicht förderlich halte, und gieb mir entweder Beifall, oder verlange ihn, damit wir deutlicher einsehen, ob die Sache sich so verhält, als ich vermuthe.

So rede denn, sagte er.

Gut! Du bemerkst, daß unter den Dingen, die wir mit den Sinnen wahrnehmen, einige den Verstand nicht zur Untersuchung auffordern, weil sie schon durch die Sinne deutlich genug erkannt werden, und wiederum andere, welche die Erwägung desselben durchaus erfordern, weil die Sinne nichts Gefundes über sie lehren.

Du meinst ohne Zweifel, sagte er, die Gegenstände, die aus der Ferne gesehen werden, und die Bilder der perspectivischen Malerei.

Du hast nicht ganz getroffen, erwiederte ich, was ich sagen will.

Was meinst du denn? sagte er.

Unter Gegenstände, welche den Verstand nicht zur Thätigkeit auffordern, verstehe ich diejenigen, welche nicht zugleich entgegengesetzte Vorstellungen in der Seele erregen; diejenigen aber, welche es thun, veranlassen das Nachdenken, wenn nemlich durch die Empfindung nicht erkannt wird, ob sie mehr dieses oder das Gegentheil sind, sie mögen nun in der Nähe oder in der Ferne bemerkt werden. Durch ein Beispiel

spiel wirst du meine Meinung deutlicher einsehen. Nicht wahr? Hier sind drei Finger, der kleinste, der zweite und der mittellste?

Allerdings.

Bedenke, daß sie in der Nähe gesehen werden; aber stelle mit mir darüber folgende Betrachtungen an.

Welche?

Ein jeder von ihnen scheint auf gleiche Weise ein Finger, und in dieser Rücksicht ist kein Unterschied, der Finger mag in der Mitte oder am äußersten Ende, er mag weiß oder schwarz, dick oder dünne, oder überhaupt gesehen werden, wie es sich trifft. Durch keine von allen diesen Ansichten wird die Seele genöthiget, den Verstand zu fragen, was ein Finger ist; denn nie hat dieselbe Anschauung gezeigt, daß etwas zugleich ein Finger und kein Finger ist.

Gewiß nicht, sagte er.

Mit Recht also können wir sagen, daß so etwas den Verstand nicht zum Nachdenken auffordere.

Mit Recht.

Wie aber vermag der Sinn des Gesichtes die Grö-
ße und Kleinheit der Finger hinreichend zu erkennen,
und ist es für denselben gleichgültig, ob der Finger in
der Mitte oder am Ende steht? Und eben so wenig
vermag über Dicke und Magerkeit, über Weiche und
Härte das Gefühl zu urtheilen. Und geben nicht auch
die andern Sinne über solche Dinge nur mangelhafte
Vorstellungen? Hat es mit den Sinnen nicht eine sol-
che Beschaffenheit? Zuerst der Sinn, der für die Wahr-
neh-

nehmung des Harten bestimmt ist, muß nothwendig auch für die Wahrnehmung des Weichen bestimmt sein, und er berichtet daher der Seele, daß er dasselbe als hart und weich empfunden habe.

Richtig.

Muß nun die Seele nicht nothwendig in Verlegenheit sein, zu bestimmen, was der Sinn mit dem Harten meine, wenn er dasselbe auch weich nennt; und nicht weniger verlegen, wenn sie nach dem Bericht des Sinnes, der für die Wahrnehmung des Leichten und Schweren bestimmt ist, beurtheilen soll, was leicht und schwer ist, wenn der Sinn das Schwere als leicht, das Leichte als schwer bezeichnet?

Allerdings müssen das wunderbare Berichte für die Seele sein, die einer weitem Erörterung bedürfen,

Mit Recht also, sagte ich, ruft die Seele in solchen Fällen das Urtheil und den Verstand zu Hülfe, und versucht zu ergründen, ob es ein oder zwei Gegenstände sind, wovon ihr die Sinne Bericht erstatten.

Unstreitig.

Und wenn sie nun urtheilt, daß es zwei Gegenstände sind, urtheilt sie dann nicht auch, daß jeder einzelne etwas für sich Bestehendes und von den andern Verschiedenes sei?

Allerdings.

Wenn sie also jeden einzelnen von zwei Gegenständen für einen einzigen, und beide zusammen für zwei hält; so wird sie auch in der Vorstellung beide
von

von einander absondern; denn ohne diese Absonderung würde sie die Gegenstände nicht als zwei, sondern als einen einzigen denken.

Du hast Recht.

Das Gesicht, können wir sagen, schaut das Große und Kleine an, aber nicht in abgeordneten Vorstellungen, sondern in einer verworrenen Vorstellung. Nicht wahr?

Allerdings.

Um nun eine deutliche Erkenntniß zu erlangen, ist der Verstand auch genöthiget, das Kleine und das Große zu betrachten, aber auf eine entgegengesetzte Art, wie das Gesicht, nicht unter einander, sondern jedes für sich.

Das ist wahr.

Und wenn dieses geschehen, dann erst kommen wir auf den Gedanken, uns die Frage vorzulegen, was das Große und Kleine ist.

Allerdings.

In dieser Rücksicht nun nannten wir in den Gegenständen einiges erkennbar, andres sichtbar.

Sehr richtig.

Dies wollte ich andeuten, als ich sagte, einige Gegenstände der Sinnlichkeit reitzten den Verstand zur Thätigkeit, andre nicht. Die Dinge, welche nach dem sinnlichen Eindruck zugleich zwei entgegengesetzte Vorstellungen erregen, bezeichnete ich als solche, welche den Verstand zur Beachtung auffordern,
und

und die es nicht thun, als solche, welche die Thätigkeit des Verstandes nicht erregen.

Jetzt verstehe ich dich, sagte er, und ich gebe dir Beifall.

Wie nun? Zahl und Einheit, zu welcher von beiden Arten der Dinge scheinen sie dir zu gehören?

Ich sehe es noch nicht ein.

Urtheile hierüber, versetzte ich, nach dem, was vorausgegangen ist. Wenn die Einheit durch das Gesicht oder durch einen andern Sinn nach ihrer wahren Beschaffenheit erkannt würde, so würde sie zur Erkenntniß des Wesentlichen eben so wenig auffordern, als wir es oben von dem Finger gesagt haben. Wenn aber mit der Einheit auch die entgegengesetzte Vorstellung erregt wird, und sie eben so gut das Gegenheil, als Einheit scheint: so würde sie schon einer beurtheilenden Kraft bedürfen, und die Seele wäre genöthiget, dabei anzustoßen, und unter Beihülfe des Verstandes zu untersuchen und zu fragen, was denn wohl die Einheit, für sich betrachtet, wäre; und so würde die Wissenschaft, welche sich auf die Einheit bezieht, zu den Dingen gehören, welche zur Betrachtung des Wesentlichen hinleiten und auffordern.

Ja gewiß, sagte er, die Einheit gehört vorzüglich zu dieser Gattung von Dingen. Denn derselbe Gegenstand erweckt in uns die Vorstellung der Einheit und einer unendlichen Zahl.

Mit der Einheit, versetzte ich, verhält es sich ja wohl nicht anders, als mit jeder Zahl?

Nicht

Nicht anders.

Aber die Kunst zu rechnen und zu zählen, bezieht sich ja ganz auf die Zahl.

Allerdings.

Diese Kunst also befördert die Erkenntniß der Wahrheit.

Ja im vorzüglichem Grade.

Dies wäre also, wie es scheint, eine von den Wissenschaften, die wir suchen; denn sowohl der Kriegermann muß sie verstehen, um Schlachtglieder zu ordnen, als auch der Philosoph, um sich aus dem Gebiete des Wandelbaren und Entstandnen zur Betrachtung des Wesentlichen zu erheben, und reine Vernunftserkenntniß zu erlangen, die er ohne ihre Beihülfe nie erlangen würde.

Die Sache verhält sich so, sagte er.

Aber unser Hüter ist zugleich Krieger und Philosoph.

Allerdings.

Diese Wissenschaft nun ist unsern Hütern, lieber Glaukon, so angemessen, daß wir sie, die an den wichtigsten Geschäften des Staates Theil haben sollen, durch Gesetze und Ueberredung antreiben müssen, sich der Rechenkunst zu befeßigen, und sich mit derselben nicht oberflächlich, sondern so lange zu beschäftigen, bis sie, vermittelt der reinen Anschauung des Verstandes, zu richtiger Einsicht von der Natur der Zahlen gelangt sind, und sie zu erlernen, nicht
des

des Kaufes und Verkaufes wegen, wie die Handelsleute und Krämer, sondern für den Gebrauch im Kriege, und um der Seele die Erhebung von dem Wandelbaren des Erzeugten zur Erkenntniß des Wahren und Wesentlichen zu erleichtern.

Du redest vortrefflich.

Ja, sagte ich, jetzt sehe ich ein, wie schön und von wie mannichfaltigem Nutzen die gedachte Wissenschaft der Zahlen ist für den Zweck, wofür wir sie wünschten, wenn einer sie zu erlernen sucht, um dadurch die Erkenntniß, und nicht bloß sein Gewerbe zu erleichtern.

In welcher Rücksicht? sagte er.

Deswegen weil sie, wie wir eben sagten, der Seele einen höhern Schwung giebt, und sie nöthiget, über das Wesen der Zahlen selbst nachzudenken, und nicht gestattet, daß man ihr die vorgehaltenen sichtbaren und fühlbaren Körper für wahre Zahlen ausgiebt. Du weißt ja, daß die Kundigen in dieser Wissenschaft zu lachen anfangen, wenn einer die Einheit in Gedanken zu theilen versucht, und es nicht gestattet, und daß sie, wenn du die Einheit theilen willst, sie multipliciren, damit die Einheit nur als Einheit und nicht als viele Theile erscheine.

Du redest sehr wahr.

Wenn einer sie fragte, lieber Glaukon. „Ihr Unbegreiflichen, von welchen Zahlen redet ihr, worin eine solche Einheit ist, als ihr sie verlangt, eine Einheit, die der andern vollkommen ähnlich ist, und
sich

„sich durch nichts von ihr unterscheidet, die durchaus nichts Theilbares in sich enthält?“ was, meinst du würden sie antworten?

Sie würden antworten, glaube ich, daß sie von solchen Zahlen redeten, die bloß gedacht werden, aber für die sinnliche Wahrnehmung kein möglicher Gegenstand sind.

Du siehst also, daß die Wissenschaft für uns durchaus nothwendig zu sein scheint, da es erhellt, daß sie die Seele zwingt, ihres Verstandes zu gebrauchen, um zur Erkenntniß der Wahrheit zu gelangen.

Ja das thut sie im vorzüglichen Grade, sagte er.

Ferner hast du nicht bemerkt, daß diejenigen, welche von Natur Anlage zur Rechenkunst haben, für alle Wissenschaften, um es kurz zu sagen, Fähigkeit zu besitzen scheinen, und daß selbst die langsamen Köpfe, die in dieser Wissenschaft unterrichtet und geübt werden, wenn sie auch sonst keinen Nutzen davon haben, doch alle so viel dadurch gewinnen, daß sie schneller von Begriff, als vorher werden.

Die Sache verhält sich so.

Und doch, glaube ich, würde man nicht leicht viele Wissenschaften anführen können, die dem Lernenden so viel Fleiß und Anstrengung kosten, als diese.

Schwerlich.

Aller dieser Ursachen wegen muß man eine solche Wissenschaft nicht vernachlässigen, sondern die Menschen

schen von der besten Anlage müssen darin unterwiesen werden.

Ich gebe dir Beifall.

Dies wäre nun eine Wissenschaft, die wir uns aussondern wollen. Jetzt laßt uns untersuchen, ob wir auch die andere, die mit dieser verwandt ist, gebrauchen können.

Welche? sagte er; meinst du etwa die Geometrie?

Ja, erwiederte ich, eben diese.

In Rücksicht auf den Krieg, versetzte er, ist es offenbar, daß sie für uns brauchbar ist. Denn um ein Lager aufschlagen, Plätze einnehmen, das Heer zusammenziehen oder ausdehnen, oder sonst die Stellung des Heeres, es sei auf Märschen oder in Schlachten geschickt anordnen zu können, ist es nicht gleichgültig, ob einer der Geometrie kundig oder unkundig ist.

Doch für diesen Zweck, sagte ich, dürfte schon ein kleiner Theil der Geometrie und Rechenkunst hinreichen. Aber wir müssen auch ihren größern und höhern Theil betrachten, ob wir uns dadurch die Erkenntniß von dem Urbilde des Guten erleichtern können. Nun aber sagten wir, daß alle Wissenschaften dazu beitragen, welche die Seele nöthigten, ihren Blick auf jene Gegend zu richten, wo das seligste der Wesen wohnt, das von allen Seiten zu betrachten ihre Pflicht ist.

Wohlgesprochen, sagte er.

Wenn

Wenn also die Geometrie die Seele zur Anschauung des Wesentlichen antreibt, so geziemt sie uns; wenn aber nur zur Betrachtung des Veränderlichen in der Sinnenwelt, so geziemt sie uns nicht.

Allerdings.

Nun wird wohl niemand, der nur ein wenig in der Geometrie sich umgesehen hat, uns abstreiten, daß es mit dieser Wissenschaft sich ganz anders verhält, als diejenigen in ihren Reden vorgeben, die sich mit derselben beschäftigen.

Wie? sagte er.

Sie reden darüber sehr lächerlich und dürftig. Denn wenn sie von der Verfertigung eines Vierecks, vom Verlängern und Hinzufügen, oder von ähnlichen Dingen reden, so sprechen sie davon, als wollten sie sinnliche Erscheinungen darstellen, und als wenn es nur auf diese sinnliche Darstellung ankäme, da sich doch diese Wissenschaft auf reine Erkenntniß bezieht.

Allerdings, sagte er.

Müssen wir nicht auch dieses noch eingestehen?

Was denn?

Daß die Geometrie auf die Erkenntniß des ewig Unveränderlichen, und nicht auf die Erkenntniß der Gegenstände, die bald entstehen, bald wieder zu sein aufhören, abzwecke?

Das können wir gerne zugeben, denn gewiß die Geometrie ist die Wissenschaft von etwas ewig Unveränderlichen.

Sie reizt also, mein edler Freund, die Seele zur Erkenntniß der Wahrheit, erweckt in ihr den philosophischen Geist, und bewirkt, daß wir unsern Blick,

den wir, wie es sich nicht geziemt, bisher zur Erde hinablenkten, in die Höhe richten.

Ja so sehr, als möglich, sagte er.

Wir müssen also auch, fuhr ich fort, so sehr als möglich dafür sorgen, daß in deinem so vortrefflich eingerichteten Staat die Geometrie nicht vernachlässiget werde; denn auch ihre Nebenvortheile sind von keiner geringen Bedeutung.

Welche meinst du? sagte er.

Die Vortheile, deren du eben gedachtest, die sie für die Kriegswissenschaft und überhaupt für alle Wissenschaften darbietet; denn wir wissen, wie viel, um sie leicht zu erlernen, bei jedem ohne Ausnahme darauf ankömmt, ob er in der Geometrie bewandert ist oder nicht?

Ja bei Zeus, sagte er, für jeden ohne Ausnahme.

Wir wollen also diese Wissenschaft gleichfalls für unsre Jünglinge bestimmen.

Das laßt uns, sagte er.

Wie weiter? sollen wir drittens die Astronomie auch für eine Hülfswissenschaft halten; oder meinst du nicht?

Ja, sagte er, mir scheint es gut; denn eine genauere Kenntniß von den Jahreszeiten, Monaten und Jahren zu besitzen, scheint mir nicht bloß für den Landbau und die Schiffart, sondern nicht weniger für des Heerführers Wissenschaft nützlich zu sein.

Wie besorgt du doch bist, versetzte ich, daß die Menge dir vorwerfen möge, wir verlangten unnütze Wissenschaften. Aber gewiß der Vortheil überwiegt alle

alle übrigen, daß durch jede dieser Wissenschaften ein gewisses Werkzeug der Seele gereinigt wird, und zum Leben erwacht, ein Werkzeug, das durch die andern Beeiferungen unterdrückt und geblendet wird, und an dessen Erhaltung doch mehr gelegen ist, als an der Erhaltung von noch so vielen Augen; denn durch dasselbe erkennen wir allein die Wahrheit. Diejenigen nun, die mit uns gleiche Meinungen hegen, werden dir völligen Beifall schenken; diejenigen aber, deren Erfahrungen nicht so weit reichen, werden natürlich glauben, daß du nichtige Dinge redest, weil sie in diesen Wissenschaften keinen andern Nutzen sehen, als der in die Sinne fällt. Ueberlege also, zu welchen von beiden du redest. Aber vielleicht redest du zu keinen von beiden, sondern führst das Gespräch größtentheils nur zu eigner Belehrung, wiewohl du es niemanden verargen würdest, wenn er auch für sich Belehrung daraus schöpfen wollte.

Ja, sagte er, es gefällt mir, das meiste meiner eignen Belehrung wegen zu reden, ich mag fragen oder antworten.

Wohlan denn, fuhr ich fort, laßt uns wieder zur Sache kommen. Wir nahmen so eben nicht die Wissenschaft, die zunächst auf die Geometrie folgt.

Wie? sagte er, thaten wir das nicht?

Nachdem wir die Wissenschaft genommen hatten, die sich auf die Flächen bezieht, wählten wir schon die Wissenschaft von den Körpern, die eine kreisförmige Bewegung haben, da wir doch erst die mathematischen Körper für sich allein hätten betrachten sol-

len. Nachdem wir vorher dasjenige genommen hatten, was eine zwiefache Ausdehnung hat; so hätten wir nach der natürlichen Ordnung das nehmen sollen, was eine dreifache Ausdehnung hat, das heißt die Ausdehnung des Würfels und alles dessen, was eine Tiefe hat.

Das ist wohl wahr, lieber Sokrates, sagte er; aber die Wissenschaft, die sich hierauf bezieht, scheint noch nicht bearbeitet zu sein.

Daran sind zwei Ursachen schuld, erwiederte ich, die erste ist, weil sie in keinem Staate nach Verdienst geehrt, und wegen ihrer Schwierigkeiten nur mit Lässigkeit gesucht wird; die zweite ist, weil die Suchenden eines Führers bedürfen, ohne den sie schwerlich ihren Zweck erreichen werden. Nun aber ist ein solcher Führer nicht leicht zu finden; und gesetzt, es gäbe auch einen solchen, so würden doch, nach der jetzigen Lage der Dinge, die Männer, welche Nachforschungen anstellen, aus Hochmuth seiner Leitung nicht folgen wollen. Wenn indessen ein ganzer Staat die Sache ihrer Vorforge und Achtung werth hielte, so würden jene Männer sich gewiss bereden lassen, durch anhaltende und angestrengte Untersuchungen, die Wissenschaft nach ihrem wahren Verhältnisse aufzuklären. Denn sogar jetzt, obgleich sie von der Menge verachtet und gemißhandelt wird, und wiewohl diejenigen, welche in ihrem Gebiete Nachforschungen anstellen, ihren eigentlichen Nutzen zu bestimmen nicht vermögen, fesselt sie doch durch ihre innre Annehmlichkeit den Forscher, und wird unaufhörlich durch neue Entdeckungen bereichert; und es würde
mich

mich daher nicht wundern, wenn sie endlich ganz aufgeklärt würde.

Allerdings, sagte er, hat das Forschen in dieser Wissenschaft einen vorzüglichen Reiz. Aber erkläre mir doch, was du eben sagtest, noch deutlicher. Nicht wahr? die Geometrie oder die Wissenschaft der Flächen setztest du voran?

Allerdings.

Hierauf liesest du die Astronomie folgen; aber nicht lange, so kehrtest du wieder um.

Ja, sagte ich, ich wollte alles in der Geschwindigkeit durchlaufen, und diese Eilfertigkeit hält mich noch länger auf. Denn nach der natürlichen Ordnung hätte ich zunächst die Wissenschaft anführen sollen, die sich auf die Ausmessung der Tiefen bezieht; aber da ich die lächerlichen Versuche in derselben kannte, so überhüpfte ich sie, und nannte nach der Geometrie sogleich die Astronomie, die von den beweglichen Körpern handelt.

Du hast Recht, sagte er.

Wir wollen also der Astronomie den vierten Platz einräumen, in der Voraussetzung, daß die jetzt fehlende Wissenschaft dann entstehen werde, wenn der Staat sich ihrer annimmt.

Gut! sagte er. Aber weil du mir doch eben vorwarfst, daß ich die Astronomie nicht von der rühmlichsten Seite lobte, so will ich ihr jetzt ein Lob ertheilen, worin du einstimmen wirst. Denn es ist, glaube ich, jedem einleuchtend, daß sie die Seele nöthiget,

thiget, nach dem, was droben ist, emporzuschauen, und sie von den irdischen Dingen abzieht.

Vielleicht ist das jedem andern einleuchtend, nur mir nicht; denn mir scheint es nicht so.

Aber wie meinst du denn? sagte er.

Ich glaube vielmehr, daß sie, so wie jetzt die Lehrer sie behandeln, den Blick auf das Irdische hinabziehe.

Wie sagst du? fragte er.

Nicht sehr erhaben, erwiederte ich, scheint der Begriff zu sein, den du dir von einer Wissenschaft gebildet hast, die sich mit den obern Gegenständen beschäftigt; denn beinahe möchte ich sagen, du glaubtest, wenn einer aufwärts blickend, die Verzierungen an der Decke des Zimmers betrachtete, daß er mit dem Verstande erkannte, und nicht mit den Augen anschaute. Vielleicht ist deine Meinung die bessere, meine die thörichtere. Aber ich kann von keiner Wissenschaft glauben, daß sie den Blick nach dem, was droben ist, erhebe, als von jener, die sich mit dem Unsichtbaren und Unveränderlichen beschäftigt. Denn so lange einer nur sinnliche Gegenstände zu erkennen sucht, er mag nun mit aufgesperrrtem Munde in die Höhe, oder mit verschloßnem niederwärts blicken, kann ich nicht zugeben, weder daß er etwas erkenne (denn so etwas gewährt keine Wissenschaft) noch daß seine Seele mehr in die Höhe, als unterwärts schaut, und sollte er auch auf dem Rücken liegend, es sei auf dem Lande oder im Meere, seine Betrachtungen anstellen.

Die

Die Strafe habe ich verdient; deine Vorwürfe sind gerecht. Aber wie muß die Astronomie, nach deiner Meinung erlernt werden, anders, als es jetzt gewöhnlich ist, wenn sie für den Zweck, wofür wir sie bestimmen, nützlich sein soll?

Auf folgende Art, sagte ich. Es ist uns freilich vergönnt, jene Lichtkörper am Himmel, in so ferne sie in der Sinnenwelt erscheinen, für das Schönste und Regelmäßigste unter den sinnlichen Erscheinungen zu halten; aber zugleich müssen wir glauben, daß sie weit hinter den wahren Lichtbildern zurückstehen, deren wirkliche Geschwindigkeit und Langsamkeit in ihrer Bewegung gegen einander, oder um ihre Axe, nach der wahren Zahl und den wahren Figuren, bestimmt wird. Aber diese Dinge können freilich nur durch den reinen Verstand, und nicht durch das Gesicht erkannt werden. Oder meinst du?

Mit nichten, erwiederte er.

Wir müssen also die Lichtkörper am Himmel nur als Vorbilder gebrauchen, um uns die Erkenntniß der wahren dadurch zu erleichtern, etwa wie ein kundiger Geometer es mit den ihm vorkommenden Figuren halten würde, die ein Dädalos oder ein andrer Künstler oder Mahler mit vorzüglicher Geschicklichkeit gezeichnet oder gemeißelt hätte. Er würde sie als schöne Kunstwerke der Anschauung werth achten; aber er würde es für ein lächerliches Unternehmen halten, sie in der Absicht ernsthaft zu betrachten, um daraus das wahre Verhältniß des Gleichen oder Doppelten, oder ein andres Verhältniß zu erkennen.

Ja,

Ja, sagte er, das würde gewiß lächerlich sein.

Meinst du nicht, fuhr ich fort, der wahre **Astro-**nom werde eben so urtheilen, wenn er die Bewegung der Gestirne betrachtet? Er wird ohne Zweifel glauben, daß der Werkmeister des Himmels diesen selbst und die Körper an demselben, nach dem schönsten Verhältniß, das nur möglich war, geordnet habe. Aber eben so gewiß wird er den für einen wanderlichen Menschen halten, der glauben könnte, das Verhältniß der Nacht zum Tage, und beides zum Monat, des Monats zum Jahr, und der Gestirne gegen Sonne und Mond und gegen einander, werde, obgleich sie körperliche Theile haben und sichtbar sind, unaufhörlich dasselbe bleiben, und sich in keiner Rücksicht verändern, und der, nach einem solchen Glauben, auf jede Weise es versuchte, die Wahrheit zu ergründen.

Jetzt, sagte er, da ich dich höre, scheint es mir auch so.

Wir wollen also, so wie in der Geometrie, so auch in der Astronomie, die sinnlichen Bilder als verähnlichte Abdrücke betrachten. Um das aber, was am Himmel vorgeht, dürfen wir uns nicht bekümmern, wenn wir in das Wesen der wahren Astronomie eindringen, und von jenem vernünftigen Theil der Seele, der uns bisher unnütz war, einigen Nutzen ziehen wollen.

Die Behandlung der Astronomie, sagte er, wird durch deine Vorschrift vielfach erschwert, und stimmt gar nicht mit jener überein, die jetzt üblich ist.

Und

Und doch, erwiederte ich, werden wir auch in Rücksicht auf die übrigen Wissenschaften ähnliche Vorschriften ertheilen müssen, wenn wir als Gesetzgeber einigen Nutzen schaffen wollen. Aber kannst du dich noch auf eine andre Wissenschaft besinnen, die für uns brauchbar sein könnte?

Für jetzt, antwortete er, wüßte ich keine.

Gleichwohl scheint es, als wenn die Bewegung uns nicht bloß eine Art, sondern mehrere anzeige. Ein Weiser könnte sie vielleicht alle aufzählen, uns sind wenigstens zwei bekannt.

Welche?

Die Astronomie, und eine andre, die mit jener im gegenseitigen Verhältniß steht.

Und die wäre?

Es scheint, sagte er, daß, so wie durch Astronomie die Augen, eben so durch die Harmonie der Bewegung die Ohren gefesselt werden, und daß beide Wissenschaften einander verschwifert sind; wenigstens behaupten es die Pythagoräer, und wir werden es ihnen zugeben, lieber Glaukon. Oder sollten wir es nicht,

Allerdings.

Weil jene nun so vielen Fleiß auf die Wissenschaften verwandt haben, so müssen wir nachforschen, was sie über diese und andre Sachen gesagt haben. Zugleich aber müssen wir unsre Vorsicht nicht unterlassen.

Welche

Welche Vorſicht?

Dafs unfre Zöglinge nicht etwas Unvollkommnes, und was ſich nicht auf den Zweck bezieht, worauf alles abzielen muß, zu lernen verſuchen, wie wir das eben in Rückſicht auf die Aſtronomie ſagten. Oder weiſt du nicht, dafs man die Harmonie nicht beſſer behandelt, als die Aſtronomie? Denn man beſchäftigt ſich nur mit der Abmeſſung der Accorde und Töne, welches eine eben ſo nutzloſe Arbeit iſt, als wir bei den Aſtronomen bemerkten.

Bei den Göttern, ſagte er, lächerlich genug. Sie reden von vollen Tönen, und halten die Ohren hin, als wollten ſie den Ton in der Nähe auffangen; einige ſagen, ſie hörten einen Mittelton, und dies wäre der kleinſte Intervall, nach dem man meſſen müſſe, andre bezweifeln dies, und glauben nur gleiche Töne zu hören. Beide laſſen die Ohren ſtatt des Verſtandes richten.

Du redeſt, verſetzte ich, von jenen ſtattlichen Männern, die den Saiten ſo viel zu ſchaffen machen, und ſie durch das Umdrehen der Wirbel auf die Folter ſpannen. Wollte ich die Aehnlichkeit noch weiter verfolgen, ſo könnte ich auch erwähnen, wie ſie mit dem Bogen die Saiten anſchlagen, und ſich beſchweren, bald dafs die Saiten den Ton verſagen, bald dafs ſie zu laute Töne erſchallen laſſen. Aber ich laſſe das gut ſein, und erkläre, dafs ich von dieſen nicht rede, ſondern von jenen, die wir zu Lehrern in der Harmonie erwählen wollen. Denn auch dieſe verfahren eben ſo wie die Aſtronomen. Sie ſuchen in den Accor-

den,

den, nach dem Eindruck, den sie aufs Ohr machen, die Zahlen; aber sie erheben sich nicht so weit, daß sie es sich zur Aufgabe machen sollten, zu untersuchen, welche Zahlen an sich harmonisch sind, und welche es nicht sind, und warum sie eins von beiden sind.

Du redest da, sagte er, von einem erhabnen Werke.

Ja, versetzte ich, von einem Geschäfte, das uns zur Einsicht in das Schöne und Gute verhilft, das aber, wenn es anders getrieben wird, ganz zwecklos ist.

So scheint es.

Ich glaube aber, fuhr ich fort, daß auf die Art, wie man die erwähnten Wissenschaften behandelt, sehr viel ankommt. Wenn man dadurch die gegenseitige Beziehung und Verwandtschaft dieser Wissenschaften unter einander einsehen lernt, und durch Schlüsse erkennt, worin diese Verwandtschaft besteht: so halte ich die Beschäftigung mit diesen Wissenschaften für keine nutzlose Arbeit, sondern vielmehr für sehr wirksam zur Erreichung des Zweckes, den wir dadurch zu erreichen wünschen: in jedem andern Falle aber für eine vergebliche Arbeit.

Auch ich, sagte er, ahnde ein gleiches; aber, lieber Sokrates, das Werk ist von großem Umfange.

Und doch, erwiederte ich, ist nur noch von der Vorbereitung die Rede. Oder wissen wir nicht, daß alle diese Wissenschaften nur Vorbereitungsmittel sind, um zur Erkenntniß jenes Gesetzes zu gelangen, das uns zu erlernen obliegt. Scheinen dir diejenigen, die
sich

sich in diesen Wissenschaften auszeichnen, auch Dialektiker zu sein?

Bei Zeus, sagte er, nein! ich habe davon nur eine sehr kleine Anzahl getroffen.

Aber solche, welche den Grund von allem weder angeben noch begreifen können, sollten die etwas von dem wissen, was sie nach unsrer Forderung einsehen müssen?

Das ist unmöglich, sagte er.

Da wären wir denn bis zu jenem Gesetz gekommen, welches die Vollendung der Dialektik ist, und welches man, wiewohl es etwas Geistiges ist, doch mit der Sehkraft vergleichen kann, wovon wir sagten, daß sie anfangs die lebendigen Geschöpfe, dann die Gestirne und endlich die Sonne selbst zu betrachten versuche. Ein gleicher Fall ist es mit dem, der sich der Dialektik beileisiget, und ohne alle Beihülfe sinnlicher Werkzeuge, durch den Verstand allein zur Erkenntniß des Wesentlichen und Unwandelbaren aufstrebt. Wenn ein solcher nicht abläßt, bis er das unabhängige Gute durch den Verstand selbst ergriffen hat, dann ist er eben so zu dem äußersten Ziel der Erkenntniß in der geistigen Welt gelangt, als jener in der sinnlichen.

Allerdings, sagte er.

Nennst du dies nicht den fortschreitenden Gang der Dialektik?

Wie anders?

Dort

Dort wurde der Körper des Menschen zuerst seiner Fesseln entledigt, wandte sich dann von den Schatten zu der Betrachtung der Kunstgebilde und des Lichts, und stieg endlich aus dem unterirdischen Kerker an das Sonnenlicht hinauf, und weil er anfangs aus Kraftlosigkeit die lebenden Geschöpfe, die Pflanzen und das Licht nicht anzuschauen vermochte, so richtete er auf die Abbilder den Blick. Hier in der Geisterwelt hat es die Seele auch mit Abbildern zu thun, die aber göttlicher Natur sind, und mit Schatten, die aber nicht Schatten von Kunstgebilden, sondern der Wesen selbst sind, und durch ein Licht gebildet werden, womit die Sonne kaum eine Vergleichung aushält. — Der Fleiß nun in den Wissenschaften, deren wir gedacht haben, vermag es, den vorzüglichsten Theil der Seele zu dem Anschauen des Edelsten unter allen Wesen zu erheben, so wie dort in der körperlichen und sichtbaren Welt der leuchtendste Theil am Körper zum Anschauen des Lichtvollsten sich erhob.

Ich lasse deine Behauptung gelten, sagte er; denn obgleich es mir allerdings hart scheint, sie gelten zu lassen, so scheint es mir doch auf der andern Seite nicht minder hart, sie nicht gelten zu lassen. Doch (denn dies wird ja nicht das einzigmal sein, daß du uns über diesen Gegenstand belehrst, sondern wir werden noch oft darauf zurückkehren) unter der Voraussetzung, daß die Sache sich so verhalte, wie wir gesagt haben, laßt uns zum Gesetze selbst fortschreiten, und es eben so entwickeln, wie wir es mit der Vorbereitung gemacht haben. Sage mir also: welche Beschaffenheit
hat

hat die dialektische Kunst, in welche Gattungen zerfällt sie, und welches sind die Wege, um dahin zu gelangen? Denn es scheint, daß am Ziele, wohin diese Wege führen, derjenige, der dahin gelangt, Ruhe von seinem Pfade und das Ende seiner Wanderschaft erwarten dürfe.

Du wirst es, sagte ich, noch nicht vermögen, mir bis dahin zu folgen. Denn an meiner Bereitwilligkeit dürfte es nicht fehlen. Ich würde dir nicht bloß das Bild des Guten, wovon wir reden, zeigen; ich würde dir das Gute selbst in seiner wahren Gestalt zeigen, so wie ich es wenigstens zu sehen glaube. Ob es aber wirklich das wahre Gut sei, dies mit Zuversicht zu behaupten, halte ich mich nicht berechtigt. Doch darf ich versichern, daß es etwas dem Guten sehr Aehnliches ist. Darf ich nicht?

Warum nicht?

Und auch dies wage ich mit Zuversicht zu behaupten, daß nur die Dialektik es vermag, dasselbe zu enthüllen, und zwar nur solchen, die in den eben genannten Wissenschaften bewandert sind, und daß man es auf keinem andern Wege erreichen könne.

Das darfst du sicher behaupten, sagte er.

Wenigstens, fuhr ich fort, wird uns niemand die Behauptung bestreiten können, daß keine andere Wissenschaft als diese, es versuche, mit einem Ueberblick des Ganzen jedes Einzelnen wahre Natur zu ergründen. Denn alle andern Künste haben Bezug entweder auf Meinungen und Begierden der Menschen, oder auf Entstehung und Zusammensetzung, oder sie
haben

haben mit der Erhaltung der natürlichen oder künstlichen Körper zu thun. Was aber die übrigen Wissenschaften betrifft, die, wie wir sagten, einen Theil von der Erkenntniß des Wesentlichen zu erreichen scheinen, ich meine die Geometrie und die andern mit ihr verwandten Wissenschaften, so träumen sie doch nur über das Wesentliche, und es ist unmöglich, daß sie es je mit wachenden Augen sehen sollten, so lange sie gewisse angenommene Sätze gebrauchen, und diese unangetastet lassen, weil sie keinen Grund davon anzugeben wissen. Denn wie ist es möglich, daß eine Reihe von Folgerungen, deren erste Gründe man nicht kennt, deren Schlusssätze und Mittelsätze auf Unerweislichkeiten beruhen, je Wissenschaft werden könne?

Das ist unmöglich, sagte er.

Die Dialektik also, fuhr ich fort, wandelt allein auf dem Pfade der Wissenschaft, weil sie, unabhängig von willkürlich angenommenen Sätzen, um eine sichere Bahn zu gewinnen, zu dem Urgrunde hinaufsteigt, und in Wahrheit das Seelenauge aus dem häßlichen Schlamme, worin es gleichsam versunken war, allmählig hervorzieht, und zu den Lichthöhen emporrichtet, unter der Beihülfe und Geleitung der vorhin gedachten Künste, die wir freilich oft genug Wissenschaften genannt haben, weil es nun einmal so Sitte ist, die aber einen andern Namen verdienen, und zwar einen solchen, der etwas anzeigt, was deutlicher als Meinung, aber undeutlicher als Wissenschaft ist. Wir nannten diese Art der Erkenntniß vorhin Verstandeserkenntniß. Doch geziemt es

es, wie mir scheint, denjenigen nicht, über Namen zu streiten, die so wichtige Dinge zu untersuchen haben, als uns obliegt.

Gewiß nicht, sagte er.

Der erste Theil also des Vorgestellten mag, wie vorhin, Wissenschaft, der zweite Verstandeserkenntniß, der dritte Glauben, der vierte Muthmaßung heißen. Die beiden letztern wollen wir unter dem Namen Meinung, die beiden erstern unter dem Namen Erkenntniß zusammenfassen. Die Meinung bezieht sich auf das Erzeugte, die Erkenntniß auf das Wesentliche, und so wie sich das Erzeugte zu dem Wesentlichen verhält, so verhält sich die Erkenntniß zur Meinung, die Wissenschaft zum Glauben, die Verstandeserkenntniß zur Muthmaßung. Wir wollen aber die Gründe, worauf diese Aehnlichkeit, und die Eintheilung in das Meinbare und Erkennbare nicht weiter verfolgen, damit wir uns nicht in noch mannichfaltigere Untersuchungen vertiefen, als wir schon geendiget haben.

Ich bin es zufrieden, sagte er; ich will nur versuchen, dir zu folgen, so gut ich es vermag.

Nennst du den nicht einen Dialektiker, der von dem Wesen jeder Sache den Grund gefaßt hat, und gestehst du nicht, daß derjenige, der weder sich, noch einem andern hievon Rechenschaft geben kann, in so ferne er dieses nicht vermag, keine vollendete Erkenntniß von der Sache habe?

Wie sollte ich das nicht gestehen? sagte er.

So darfst du auch über das Gute nicht anders urtheilen. Wer den vollendeten Begriff des Guten nicht bestimmen, und von allen übrigen Vorstellungen zu unterscheiden vermag, und wer nicht nach Erwägung aller Gründe, die er, gleichsam wie Schlachtordnungen durchmustert, seinen Begriff nicht als bloße Meinung, sondern als Erkenntniß des Wesentlichen zu rechtfertigen beflissen ist, und das Ziel der Untersuchung mit unwandelbarem Schritt verfolgt, von einem solchen Manne wirst du nicht sagen, weder daß er das Gute selbst, noch daß er überhaupt ein Gut erkenne. Wirst du nicht vielmehr glauben, daß, wenn er auch irgend ein Bild auffaßt, er es nur mit der Meinung, nicht durch Hülfe der Wissenschaft auffasse, und daß sein Leben hier nur ein fortdauernder Traum und Schlummer ist, und daß er, ehe er erwacht, schon die Unterwelt erreicht hat, wo er denn ganz in Schlaf versinkt?

Ja bei Zeus, versetzte er, ich fühle sehr die Wahrheit dessen, was du sagst.

Solltest du also die Kinder, die du jetzt nur in Gedanken ziehest und bildest, einmal wirklich erziehen; so würdest du, glaube ich, ihnen nicht gestatten, im Staate zu herrschen, und die wichtigsten Dinge zu verwalten, so lange sie, sinnlosen Linien ähnlich, es nicht vermögen, den Grund der Dinge zu erkennen.

Gewiß nicht.

Du wirst ihnen folglich vorschreiben, nach einer solchen Unterweisung vorzüglich zu streben, wodurch

sie am meisten fähig gemacht werden, so zu fragen und zu antworten, wie die Wissenschaft es verlangt.

Ja, sagte er, ich werde es ihnen nach deiner Ermahnung, vorschreiben.

Scheint es dir denn nicht, daß die Dialektik über alle Wissenschaften gleichsam als ein Gipfel hervorrage, und daß keine Wissenschaft gedenkbar sei, die höher, als sie gesetzt zu werden verdiene, daß sie vielmehr die Vollendung aller Wissenschaften enthalte?

Mir scheint es, sagte er.

Es bleibt also, fuhr ich fort, jetzt nur noch die Anordnung übrig, was für Männern wir diese Wissenschaften übergeben sollen, und was wir dabei zu beobachten haben.

Das ist offenbar.

Erinnerst du dich noch, welche Männer wir bei der ersten Auswahl uns zu Herrschern erkohren?

Allerdings.

Solche Naturen also, wie wir sie oben kenntlich gemacht haben, müssen wir auswählen. Ich meine, die festesten und mannhaftesten, und, so viel möglich, die am schönsten gebildeten verdienen den Vorzug. Aber es ist nicht genug, daß man Männer von edler und Ehrfurcht gebietender Sinnesart auswählt; sie müssen auch alle Naturgaben besitzen, die zu einer solchen Bildung, als wir für sie bestimmen, erforderlich sind.

Und welche rechnest du dahin? sagte er.

Einen

Einen durchdringenden Verstand, mein Theurer, antwortete ich, bedürfen sie für die Wissenschaften, und Leichtigkeit des Begreifens. Denn bei anstrengenden Wissenschaften werden die Seelen viel eher muthlos, als bei körperlichen Uebungen, da jene Arbeit mehr ihre ganze Thätigkeit beschäftigt, weil sie dieselben allein ohne Beihülfe des Körpers vollenden müssen.

Du hast Recht, sagte er.

Männer ferner von starkem Gedächtniß, von ungeschwächter Kraft und unverdrossner Arbeitsliebe müssen wir auswählen. Wie sollten sie sonst gegen so viele Mühseligkeiten des Körpers ausdauern, und bei der Erlernung so mannichfaltiger Wissenschaften sich so viel anstrengen wollen?

Das werden sie nicht, wenn sie nicht in jeder Rücksicht ganz vorzügliche Naturgaben besitzen.

Der Fehler liegt also darin, und die Philosophie ist deshalb in so üblen Ruf gekommen, weil sich, wie ich schon vorher erwähnt habe, solche Männer mit ihr beschäftigen, die sie nicht nach Würdigkeit behandeln. Denn nicht entartete, sondern edle Seelen sollen sich ihr widmen.

Wie? sagte er.

Zuerst muß derjenige, der sich ihr widmet, in seiner Arbeitsliebe nicht lahmen, nicht zur Hälfte die Arbeit lieben, und zur Hälfte dazu verdrossen sein. Und dies ist der Fall, wenn einer zwar die körperlichen Uebungen liebt, wie zum Beispiel die Jagd oder

andre Dinge, wodurch der Körper angestrengt wird, aber am Lernen, Hören und Untersuchen kein Gefallen findet, sondern in allen solchen Dingen die Anstrengung scheut. Aber verkrüppelt ist im entgegengesetzten Fall auch der, enige, der die Anstrengungen des Körpers scheut.

Du redest, sehr wahr, versetzte er.

Sollten wir nun in Beziehung auf Wahrheit, die Seele nicht auch verkrüppelt zu nennen berechtigt sein, die zwar die freiwillige Lüge verabscheut, und sie nicht bloß in sich selbst verdammt, sondern sie auch von andern nicht ohne Erbitterung anhören kann, die unfreiwillige aber sich gerne gefallen läßt, und nicht über sich ereifert, wenn man sie auf Unwissenheit ertappt, sondern mit Behaglichkeit, wie ein Ferkel, sich im Schlamme der Unwissenheit umwälzt?

Allerdings.

Und in Beziehung auf Mäßigkeit, Mannhaftigkeit, Großsinn und alle übrigen Tugenden bedarf es einer eben so großen Sorgfalt, um die entartete Seele von der ächten zu unterscheiden. Denn sollte einer, es sei ein einzelner Mann oder ein ganzer Staat diesen Unterschied nicht bemerken, so wird er, ohne es selbst zu wissen, solche verkrüppelte und entartete Seelen zur Abhelfung seiner Bedürfnisse, in dem einen Fall als Freunde, in dem andern als Herrscher gebrauchen.

Ja gewiß, sagte er, die Sache verhält sich so.

Wir

Wir müssen also, fuhr ich fort, auf alle diese Dinge bei unsrer Wahl sorgfältige Rücksicht nehmen; denn wenn wir nur solche, die an Körper und Seele gesund sind, zu so wichtiger Geistesthätigkeit aufmuntern und anführen; so wird uns die Gerechtigkeit selbst nichts vorwerfen können, und wir werden den Staat und seine Verfassung erhalten. Wählen wir aber Männer von andrer Art, so wird das Gegentheil von dem allen erfolgen, und wir werden die Philosophie noch weit lächerlicher machen.

Das wäre ja schändlich, sagte er.

Das wäre es allerdings, erwiederte ich. Aber mir selbst scheint gegenwärtig, etwas Lächerliches zu wiederfahren.

Was meinst du? sagte er.

Ich vergafs, erwiederte ich, dafs wir nur zum Vergnügen uns mit einander unterhalten, und redete deshalb mit gröfserer Heftigkeit. Denn während der Rede warf ich zugleich einen Blick auf die Philosophie, und da ich bemerkte, dafs sie unwürdig gemishandelt wird, ward ich, dünkt mich, unwillig, und redete, was ich sagte, mit zu grossem Eifer, gleichsam als wenn ich auf die Schuldigen zürnte.

Bei Zeus, sagte er, das scheint mir als Zuhörer nicht.

Aber mir, antwortete ich, als Redner. — Doch wir wollen nicht vergessen, dafs wir bei unsrer jetzigen Auswahl, wie wir es bei der erstern thaten, keine Greise auswählen müssen. Denn wir dürfen dem

Aus-

Aussprüche des Solon, daß ein Alter vieles erlernen könne, nicht beistimmen; er kann dies eben so wenig, als laufen. Für die Jünglinge gehören alle großen und vielen Arbeiten.

Das ist nothwendig, sagte er.

Den Unterricht also in der Arithmetik, in der Geometrie und jeder andern vorbereitenden Wissenschaft, die man gefaßt haben muß, ehe man sich an die Dialektik wagen darf, muß man schon mit den Kindern anfangen, doch muß die Methode der Unterweisung so eingerichtet sein, daß beim Lernen kein Zwang statt findet.

Wie meinst du?

Weil, sagte ich, kein freier Mensch irgend eine Wissenschaft aus knechtischer Furcht erlernen muß. Die Arbeiten des Körpers, wenn sie auch mit Zwang verrichtet wurden, machen den Körper freilich um nichts schlechter; aber in der Seele haftet keine Wissenschaft, die ihr eingezwungen wurde.

Das ist wahr, sagte er.

Nicht also mit Zwang, mein Bester, unterweise deine Zöglinge in den Wissenschaften, sondern spielend, damit du auch desto mehr im Stande sein mögest zu erkennen, wozu ein jeder Anlage hat.

Was du sagst, hat Grund.

Erinnerst du dich auch, versetzte ich, daß wir sagten, man müsse die Kinder auf Pferden als Zuschauer in den Krieg führen, und wenn es irgendwo
mit

mit Sicherheit geschehen könne, sie nahe herankommen, und wie junge Hunde, Blut kosten lassen?

Ich erinnere mich dessen, sagte er.

Wer in allen diesen Fällen, bei körperlichen Anstrengungen, bei Erlernung der Wissenschaften und in Gefahren, die meiste Beharrlichkeit und Gewandheit beweiset, muß zu der Anzahl der Geweihten gezählt werden.

In welchem Alter? sagte er.

Wenn die nothwendigen körperlichen Uebungen beendigt sind; denn in dieser Zeit, die etwa zwei oder drei Jahre beträgt, ist es unmöglich, etwas anders zu thun, weil ermattende körperliche Anstrengungen und Schlaf sich nicht wohl mit der Beeiferung um wissenschaftliche Kenntnisse vertragen. Gleichwohl ist auch dieses nicht unwichtig, daß man erprobt, wie ein jeder sich in den körperlichen Uebungen zeigt.

Unstreitig, sagte er.

Nach dieser Zeit, sagte ich, müssen die Erwählten, sobald sie das zwanzigste Jahr erreicht haben, vor den übrigen ausgezeichnet werden, und die Wissenschaften, die man ihnen in der Kindheit ohne Ordnung vortrug, muß man jetzt ihnen unter Einer Ansicht darstellen, damit sie die Verwandtschaft der Wissenschaften unter einander übersehen, und in die Natur des Wesentlichen eindringen.

Das ist wenigstens, sagte er, das einzige Mittel, einer solchen Erkenntniß in den Seelen der
jeni-

jenigen, bei denen sie statt findet, Festigkeit zu verschaffen.

Und dies ist auch zugleich die beste Probe, ob einer zur Dialektik Anlage hat oder nicht. Wer das Ganze zu überschauen vermag, eignet sich für die Dialektik, wer es nicht kann, hat keine Festigkeit dazu.

Ich gebe dir Beifall, sagte er.

Nachdem du dieses nun, fuhr ich fort, sorgfältig untersucht hast, wirst du diejenigen, welche sich am meisten auszeichnen, und in der Erlernung der Wissenschaften im Kriege und in den übrigen gesetzmässigen Uebungen am standhaftesten ausharren, unter den Erwählten, sobald sie das dreissigste Jahr erreicht haben, von neuem aussondern, sie zu grössern Ehren befördern, und durch die mit ihnen in der Dialektik versuchte Probe erforschen müssen, wer mit Entäusserung seiner Augen und übrigen Sinne, auf dem Wege der Wahrheit sich zum Wesentlichen selbst zu erheben vermag. Und hier ist eine grosse Behutsamkeit nöthig.

Warum so vorzüglich? fragte er.

Bemerkst du nicht, wie gross das Uebel ist, das jetzt in der Dialektik statt hat?

Welches meinst du?

Sie ist voll Unregelmässigkeiten.

Ja gewiss, sagte er.

Glaubst du nun, dass den sogenannten Dialektikern etwas Unbegreifliches widerfährt, und hast du nicht Nachsicht mit ihnen?

Warum

Warum verdienen sie Nachsicht?

Es ist mit ihnen ein ähnlicher Fall, als mit einem untergeschobenen Knaben, der unter vielen Reichtümern, in einer zahlreichen und angesehenen Familie und unter vielen Schmeichlern erzogen wurde, und nachher, wenn er zum Mann erwachsen ist, merkt, daß diejenigen, welche sich für seine Eltern ausgegeben, es nicht sind, ohne daß er doch seine wahren Erzeuger auffinden kann. Kannst du errathen, wie ein solcher gegen die Schmeichler, und gegen die untergeschobenen Eltern gefinnt sein würde, sowohl in jener Zeit, da er noch nichts von dem Betrugewußte, als in jener, da er ihn schon entdeckt hatte? oder willst du lieber meine Muthmaßung hören?

Das möchte ich lieber, sagte er.

Ich muthmase nun, daß in der Zeit, wo er von der Wahrheit noch nichts weiß, Vater und Mutter, und die andern, welche er für seine Verwandten hält, mehr ehren werde, als die Schmeichler, daß er jene, wenn sie einer Sache bedürfen sollten, weniger vernachlässigen, weniger etwas Pflichtwidriges gegen sie sagen und thun werde, und in wichtigen Dingen ihnen weniger, als den Schmeichlern ungehorsam sein werde.

Das ist wahrscheinlich, sagte er.

Sobald er aber die wahre Beschaffenheit der Sache erfahren hat, wird sich seine Ehrfurcht und Dienstfertigkeit gegen seine vorgeblichen Verwandte verringern, aber gegen die Schmeichler vergrößern; er wird diesen jetzt mehr Gehör geben, als vorhin, nach ihren

ren Wünschen leben, und öffentlich ihren Gefellſchaften beiwohnen. Aber um den vermeinten Vater und die übrigen Verwandte wird er ſich nicht weiter bekümmern, wenn ihm die Natur nicht viel Gutmüthigkeit verliehen hat.

Alles möchte wohl ſo zutreffen, wie du ſagſt; aber wie ſollen wir das Gleichniß auf die anwenden, worauf es ſich beziehen ſoll?

Auf folgende Art. Wir empfangen in unſrer Kindheit gewiſſe Grundſätze über das Gerechte und Gute, worin wir erzogen werden, und denen wir, wie unſern Eltern Folgsamkeit und Ehrfurcht beweifen.

Das iſt wahr.

Giebt es aber nicht auch andere Grundſätze, die den erſtern entgegenſtehen, die, weil ſie uns Vergnügen verſprechen, der Seele ſchmeicheln und ſie anlocken. Allein ſie überreden uns nicht, uns ihrer Leitung zu vertrauen, wenn wir uns nur einigermaßen zu beherrſchen wiſſen, da wir zu viele Ehrfurcht gegen jene väterlichen Grundſätze hegen, als daß wir ihnen ungetreu werden könnten?

Die Sache verhält ſich ſo.

Wie aber? wenn uns bei einer ſolchen Gemüthsbeſchaffenheit die Frage vorgelegt würde, was das Sittlichſchöne an ſich ſei, und wir antworteten, was wir vom Geſetzgeber gehört haben, der andre dagegen die Rede widerlegte, und durch öftere und mannichfaltige Widerlegungen uns den Glauben beibrächte, daß dasjenige, was wir bisher für ſchön hielten, eben

ſo

so wenig schön als häßlich sei, und wenn es uns mit unsern Grundsätzen über das Gerechte, Gute und alles andre, was uns das ehrwürdigste schien, eben so erginge: was, meinst du, würde aus unsrer Ehrfurcht und Folgsamkeit gegen diese Grundsätze werden?

Wir würden ihnen nothwendig, sagte er, nicht mehr dieselbe Ehrfurcht und Folgsamkeit beweisen.

Wenn wir nun, fuhr ich fort, diese Grundsätze nicht mehr, wie vorhin, als ehrwürdig und als verwandt mit unsrer Natur betrachten, und doch das Wahre nicht zu finden vermögen: werden wir denn wohl, aller Wahrscheinlichkeit nach, ein andres Leben erwählen, als wodurch uns geschmeichelt wird?

Kein andres, sagte er.

Und wir würden dann, glaube ich, aus folgsamen Beobachtern des Gesetzes Verächter desselben geworden zu sein scheinen.

Nothwendig.

Das ist, sagte ich, das natürliche Schicksal derer, die sich auf solche Art der Dialektik befließen, und sie verdienen, wie ich eben sagte, viel Nachsicht.

Und Mitleiden, sagte er.

Damit nun deine Zöglinge nicht gleichfalls ein Gegenstand des Mitleidens werden mögen, mußt du sie, nachdem sie das dreißigste Jahr erreicht haben, mit aller möglichen Sorgfalt zur Dialektik anführen.

Allerdings.

Ist es nicht eine vernünftige Vorsicht, daß man sie nicht schon als Jünglinge die Dialektik kosten lasse? Du hast ja wohl bemerkt, daß sehr junge Menschen die Dialektik, sobald sie nur einen kleinen Vorschmack davon gehabt haben, als ein Spielwerk treiben, und zum unaufhörlichen Widersprechen gebrauchen. Weil sie selbst von andern widerlegt sind, so wollen sie aus Nachahmungsfucht es mit andern eben so machen, und freuen sich, wenn sie, wie junge Hunde, jeden, der ihnen zu nahe kommt, durch ihre sophistische Reden zerren und zupfen können.

Du machst eine sehr getreue Schilderung.

Wenn sie nun viele andre von der Nichtigkeit ihrer Meinungen überführt haben, und von vielen zum Geständniß ihrer Unwissenheit gebracht sind; so ist der Uebergang bis dahin leicht und schnell, daß sie nichts mehr von dem glauben, was sie vorhin für wahr hielten. Und hiedurch bringen sie sich selbst, und die ganze Philosophie in üblen Ruf.

Das ist sehr wahr, sagte er.

Bei reifern Jahren hingegen wird man sich eines so unvernünftigen Verhaltens nicht schuldig machen wollen, und den Mann lieber nachahmen, der sich der Dialektik in der Absicht beßeigt, um durch ihre Hülfe Wahrheit zu erkennen, als einen solchen, der sie nur als Mittel der Belustigung und des Widerspruches gebraucht. Und so wird er nicht bloß selbst Bescheidenheit zeigen, sondern auch eben dadurch seiner Beeiferung bei andern größere Achtung verschaffen.

Richtig bemerkt, sagte er.

Nicht wahr? um zur Vorsicht zu ermahnen, sagten wir vorhin auch, man müsse nur Männern von Würde und Festigkeit die Dialektik mittheilen, und nicht jedem, der uns aufstößt, wenn er sich auch gar nicht dazu eignet, den Zutritt gestatten?

Allerdings.

Werden für einen Mann, der sich dem Studium der Dialektik mit unermüdlichem Eifer und rastloser Anstrengung widmet, und dies sein einziges Geschäft sein läßt, so wie er sich vorhin ausschließlich in den Leibesübungen vervollkommnete, doppelt so viele Jahre hinreichen, als er auf jene verwandt hat?

Meinst du sechs oder vier Jahre?

Setze lieber fünf Jahre. Wenn diese Zeit vollendet ist, so werden sie wieder in jene Höhle hinabsteigen müssen, wo man es ihnen zur Pflicht machen wird, die Verwaltung des Krieges und die andern Aemter zu übernehmen, die jungen Männern zukommen, damit sie den andern auch an Erfahrung nicht nachstehen mögen. Und auch hierdurch müssen sie geprüft werden, ob sie, in welche Lage man sie versetze, Festigkeit beweisen, oder sich erschüttern lassen.

Wie viele Jahre bestimmst du für die Verwaltung dieser Aemter? sagte er,

Fünf-

Fünfzehn Jahre, erwiederte ich. Wenn sie das funfzigste Jahr erreicht, und die Probe wohl bestanden, und in allen Handlungen sowohl, als Wissenschaften den Preis der Vortrefflichkeit errungen haben, dann muß man sie endlich an das Ziel der Bestimmung führen, und sie anhalten, den Strahl der Seele aufwärts zu richten, damit sie zu dem Urwesen hinausschauen, das allen Dingen Licht gewährt, das unabhängige Gute selbst erkennen, und nach diesem Urbilde, ein jeder in seiner Reihe, ihr übriges Leben hindurch das Wohl des Staates, der Einzelnen und ihr eigenes anordnen. Jetzt werden sie freilich die meiste Zeit ihres Lebens der Philosophie widmen; aber wenn die Reihe sie trifft, dürfen sie sich nicht weigern, die Mühseligkeiten der Staatsverwaltung und der Herrschaft für das allgemeine Beste zu übernehmen, nicht etwa weil es etwas wünschenswürdiges ist, sondern weil es die Nothwendigkeit heischt. Aber auch andre werden sie, ihnen ähnlich, zu bilden suchen, damit sie eben so würdige Schutzwächter zurücklassen, wenn sie hinscheiden, die Inseln der Seligen zu bewohnen. Nach ihrem Tode wird ihnen dann der Staat öffentliche Denkmäler errichten, und Opfer veranstalten, entweder als Dämonen, wenn die Pythia es gut heisset, oder wenn diese es nicht gestattet, als seligen und göttlichen Menschen.

Ein treffliches Urbild von Herrschern, sagte er, hast du wie ein Meister der bildenden Kunst so eben vollendet.

Und auch von Herrscherinnen, lieber Glaukon; denn glaube mir, daß dasjenige, was ich gesagt habe, nicht

nicht mehr von den Männern, als allen Weibern gelte, die sich, vermöge ihrer Naturanlagen, zur Herrschaft eignen.

Du hast Recht, sagte er, sie sollen ja mit den Männern gleiche Beschäftigungen treiben, wie wir oben sagten.

Wie nun? sagte ich. Giebst du mir zu, daß dasjenige, was ich über Staat und Staatsverfassung gesagt habe, nicht ganz unter die leeren Wünsche zu rechnen sei? Freilich ist die Ausführung schwer; aber möglich ist sie doch, wiewohl auf keine andre Art, als wenn die wahren Philosophen, es mag nun ein einzelner oder mehrere sein, als Machthaber angestellt werden, solche Männer, welche die Dinge, die man jetzt für ehrenhaft hält, verachten, und für unedel und nichtswürdig halten, die dagegen das Recht und die daraus entspringende Ehre über alles schätzen, die Gerechtigkeit als das größte und unentbehrlichste Gut betrachten, und dadurch, daß sie ihr dienen und sie unter den Menschen befördern, ihren Staat nach Würdigkeit regieren werden.

Auf welche Art? sagte er.

Sie werden alle Einwohner in der Stadt, die älter, als zehn Jahre sind, aufs Land verweisen, aber sich dagegen der Kinder annehmen, und sie nach andern Grundsätzen der Sittlichkeit erziehen, als jetzt die Kinder in den Familien gebildet werden, vielmehr nach eigenen Weisen und Gesetzen, wie wir sie oben entwickelt haben. Und so werden sie den Staat, durch die Anordnung einer solchen Verfassung, als wir
be-

beschrieben haben, sehr bald und leicht beglücken, und dem Volke, bei dem sie statt findet, die größten Vortheile gewähren.

Ja gewiss, sagte er; und du scheinst mir, lieber Sokrates, vortrefflich gezeigt zu haben, wie dieses ausgeführt werden müßte, wenn es je ausgeführt werden sollte.

So hätten wir denn über diesen Staat und den ihm ähnlichen Bürger genug gesagt; denn es ist offenbar, daß auch dieser nicht anders sein könne, als wir ihn geschildert haben.

Du hast Recht, sagte er, und die Untersuchung scheint mir jetzt geendigt.

Platons
Republik

oder

vom Gerechten.

Achtes Buch.

Placens

Republik

oder

vom Gerechten

Achtung Buch

Platons Republik.

Achtes Buch.

Gut! es ist also ausgemacht, lieber Glaukon, daß in einem wohl eingerichteten Staate Weiber, Kinder und die ganze Erziehung gemeinschaftlich sein müssen, so wie alle Betriebsamkeiten im Kriege und Frieden, und daß die vorzüglichsten Philosophen und Krieger Könige sein müssen.

Ja das ist ausgemacht.

Auch hierüber sind wir einverstanden, daß die Herrscher, die als Anführer für die Krieger bestellt sind, ihnen solche Wohnungen anweisen werden, als wir vorher bestimmt haben, worin niemanden etwas eigenthümlich angehört, sondern die allen gemeinschaftlich sind. Ausser den Wohnungen haben wir uns auch, wenn du dich Erinnerst, über die Beschaffenheit ihrer übrigen Güter vereinigt.

Ja ich erinnere mich dessen. Wir glaubten, keiner von ihnen dürfte ein Eigenthum besitzen, wie jetzt die übrigen alle, sondern als Kriegskämpfer und

Schutzhüter müßten sie zur Belohnung für ihre Hut, den Unterhalt für jedes Jahr von den übrigen Bürgern empfangen, um sich ganz ihrer eignen und des übrigen Staates Wohlfart zu widmen.

Du hast Recht, sagte ich. Aber da wir doch diese Untersuchung vollendet haben, so wollen wir uns wieder an den Punkt erinnern, der uns zu dieser Abschweifung die Veranlassung gab, damit wir wieder denselben Weg zurückgehen.

Das ist nicht schwer, sagte er. Denn du redetest damals über den Staat fast eben so, als du dich eben darüber erklärt hast. Du behauptetest, daß ein solcher Staat, wie du ihn damals beschriebst, gut wäre, und gleichfalls der Mann, der mit jenem die meiste Aehnlichkeit hätte. Und dieses konntest du, wie es schien, nicht weniger in Rücksicht auf den Staat, als auf den Mann noch schöner entwickeln. Die übrigen Staaten nanntest du fehlerhaft, unter der Voraussetzung, daß dies der beste wäre. Von den übrigen Staatsverfassungen, sagtest du, wie ich mich erinnere, gäbe es vier Gattungen, wovon es der Mühe werth wäre zu reden, um ihre Fehler und diejenigen Männer kennen zu lernen, die ihnen am ähnlichsten wären, damit wir, nachdem wir alle betrachtet und gemeinschaftlich bestimmt hätten, was für einer der beste und der schlechteste Mann wäre, untersuchen möchten: ob der beste der glücklichste, und der schlechteste der elendeste wäre, oder ob es sich umgekehrt verhielte. Und als ich dich eben fragte, welche vier Staatsverfassungen du meinst, nahmen Polemarchos und Adeimantos das Wort. Und so warst du genöthi-

get

get, in der Rede zurückzugehen, bis du endlich hier kamst.

Dein Gedächtniß ist dir sehr getreu gewesen, sagte ich.

So nimm denn, wie ein Ringer, die vorige Stellung ein, und versuche, wenn ich dich dasselbe frage, mir eben das zu antworten, was du mir damals sagen wolltest.

Wenn ich es anders kann.

Jetzt, sagte er, möchte ich gerne hören, welche vier Staatsverfassungen du meinst.

Das wird dir wenige Mühe kosten, erwiederte ich, denn die Staatsverfassungen sind schon bekannt. Die erste und von vielen gepriesene ist die Kretische und Lacedämonische, die zweite, die nach der erstern die meisten Verehrer hat, ist die Oligarchie, eine Staatsverfassung, die zahlreiche Uebel enthält; die folgende von dieser verschiedene ist die Demokratie; die furchtbare Despotie endlich, die sich von allen übrigen unterscheidet, ist die vierte und gefährlichste Krankheit des Staates. Oder ist dir noch eine andre Staatsverfassung bekannt, die sich durch eine eigenthümliche Gestalt auszeichnete? Denn die Dynastien und käuflichen Königschaften und andre Verfassungen der Art haben ja mit den genannten ähnliche Beschaffenheiten, und man könnte sie unter den Ausländern eben so häufig finden, als unter den Griechen.

Ja, sagte er, man hört von vielen und seltsamen.

Du

Du kannst überzeugt sein, fuhr ich fort, daß unter den Menschen gewissermaßen nothwendig eben so viele Gattungen sein müssen, als es Staatsverfassungen giebt. Oder meinst du, daß die Staatsverfassungen den Eichen und Wäldern ihren Ursprung verdanken, und nicht vielmehr den Sitten der Männer in den Staaten, die wie Ströme alles übrige mit sich fortreißen?

Sie haben keinen andern Ursprung, als diesen, sagte er.

Wenn es also fünf Staatsverfassungen giebt, so muß es auch in den einzelnen Menschen fünf Beschaffenheiten der Seele geben.

Allerdings.

Diejenige nun, welche der Aristokratie entspricht, haben wir schon beschrieben, wir nannten sie mit Recht die gute und gerechte Seelenbeschaffenheit.

Wir haben sie beschrieben.

Wir müssen also jetzt die schlechtern betrachten, die streitsüchtige und ehrsüchtige, welche mit der Lacedämonischen die meiste Aehnlichkeit hat; dann auch die oligarchische, demokratische und tyrannische. Wenn wir auf diese Weise den Ungerechtesten erkannt haben, wollen wir ihn dem Gerechtesten gegenüberstellen, und endlich die Untersuchung vollenden, wie sich nemlich die vollkommene Gerechtigkeit gegen die vollkommene Ungerechtigkeit verhält, in Rücksicht auf Glückseligkeit oder Unglückseligkeit für den Besitzer, damit wir entweder vom Thrasymachos überredet,

det, der Ungerechtigkeit nachstreben, oder nach den Gründen, so weit sie sich bis jetzt gezeigt haben, der Gerechtigkeit.

So müssen wir, sagte er, allerdings verfahren.

Wollen wir nun nicht, so wie wir vorher früher die Sitten in den Staatsverfassungen, als in den einzelnen Bürgern untersuchten, weil sie dort leichter bemerklich sind, so auch jetzt die ehrfürchtige Staatsverfassung betrachten, (denn ich kann sie durch keinen andern Namen bezeichnen, wenn ich sie nicht etwa Timokratie oder Timarchie nennen soll) und hierauf den Mann, der dieser Verfassung am ähnlichsten ist? Dann wollen wir zur Untersuchung der Oligarchie und des oligarchischen Mannes fortschreiten, und weiter, nachdem wir die Demokratie kennen gelernt haben, auch den demokratischen Mann betrachten. Und wenn wir endlich zur vierten, nemlich zur tyrannischen Verfassung gekommen sein, und ihre Beschaffenheit erkannt haben werden, und von dort zur Betrachtung der tyrannischen Seele übergegangen sind, dann wollen wir versuchen, über die Dinge, die wir uns vorgesetzt haben, ein richtiges Urtheil zu fällen.

Dies dürfte wohl, sagte er, die vernünftigste Methode sein, die Sache zu betrachten und zu beurtheilen.

Wohlan denn, fuhr ich fort, wir wollen zu bestimmen suchen, auf welche Weise aus der Aristokratie eine Timokratie entstehen dürfte. Ist dies nun nicht schlechthin wahr, daß jede Veränderung in einer Staatsverfassung von dem Theile ausgeht, bei dem
die

die Herrschermacht ist, wenn nemlich in diesem eine Spaltung erfolgt? das dagegen, so lange dieser in sich selber einig ist, er mag übrigens auch noch so klein sein, jede Erschütterung unmöglich ist?

Die Sache hat ihre entschiedne Richtigkeit.

Wie wird denn nun, fuhr ich fort, lieber Glaukon, unser Staat eine Veränderung erleiden, und wodurch veranlaßt, werden die Gehüfen und Herrscher gegen einander und gegen sich selber aufstehen? Oder sollen wir, wie Homer, die Musen anflehen, uns den Ursprung des Aufstandes zu erzählen, und sollen wir sie, wie die Tragiker, indem sie mit uns, wie mit Kindern, spielen und scherzen, gleichsam in einem ernsthaften und erhabnen Tone reden lassen?

Wie?

Ungefähr so. „Freilich ist es schwer, das ein so
„eingerichteter Staat erschüttert werde. Aber da allem
„Entstandnen der Untergang bevorsteht, so kann sogar
„eine solche Einrichtung nicht ewig fortdauern, son-
„dern sie wird aufgelöst werden. Die Auflösung aber
„erfolgt so. Nicht bloß die Pflanzen, welche aus der
„Erde hervorwachsen, sondern auch die lebenden Ge-
„schöpfe auf der Erde haben sowohl in Rücksicht auf
„die Seele als den Körper ihre bestimmte Zeit der
„Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit, die dann voll-
„endet ist, wenn die kreisende Linie wieder in den
„Punkt eintrifft, von wo sie ausging. Diese Kreis-
„bahnen sind für die Kurzlebenden von kürzerm Um-
„fang, für die Langelebenden von weiterm Umfang.
„Diejenigen nun, welche ihr zu Oberhäuptern der
„Staa-

„Staaten gebildet habt, so weise sie auch sind, wenn
„den gleichwohl den wahren Zeitpunkt für die glück-
„liche oder unglückliche Erzeugung eures Geschlech-
„tes weder durch die Vernunft noch durch Hülfe der
„Sinne einsehen; sondern sie werden ihn entschlüpfen
„lassen, und einmal Kinder zeugen, wenn sie es nicht
„sollten. Der Umkreis für die göttliche Zeugung ent-
„hält eine vollkommene Zahl. Die Zahl, welche über
„die menschlichen Zeugungen herrscht, und ihre
„größere oder mindere Vollkommenheit bestimmt, ist
„eine geometrische Zahl *). Wenn nun eure Hüter
„diese nicht erkannt, sondern zur Unzeit Jünglinge
„und Jungfrauen ehelich mit einander verbinden; so
„werden keine gutgeartete und glückliche Kinder er-
„zeugt werden. Die Eltern werden freilich die besten
„unter ihnen zu Nachfolgern bestellen; aber demun-
„geachtet werden diese Jüngern, wenn sie zur Herr-
„schaft ihrer Väter gelangen, da es ihnen an hinläng-
„licher Würdigkeit mangelt, als Hüter uns vernach-
„lässigen.

*) Ich habe mit dem französischen Uebersetzer die be-
rühmte Platonische Zahl unberührt gelassen, weil ich
sie eben so wenig, als jener, zu enträthseln vermag.
Die deutsche Uebersetzung, welche in Lemgo erschie-
nen ist, hat ihren Wortsinne ausgedrückt; sie ist mir
aber dadurch um nichts verständlicher geworden. Der
Verfasser dieser Uebersetzung verspricht, bei einer an-
dern Gelegenheit, die Dunkelheit dieser verworrenen
Stelle aufzuklären. Ob dies geschehen ist, oder ob viel-
leicht schon andere zur Erläuterung dieser Stelle etwas
wahrscheinliches vorgebracht haben, ist mir gänzlich
unbekannt. Man wird, hoffe ich, durch die Ueberge-
hung dieser Stelle wenig verlieren, die freilich wohl
einen Sinn hat, aber schwerlich einen solchen, der ei-
ne ernsthafte Prüfung verdiente.

„lässigen, indem sie zuerst die Musenkunde und dann
 „auch die Gymnastik weniger achten werden, als sich
 „geziemt. Die Folge davon wird sein, daß eure
 „Jünglinge sich immer weiter von der wahren Musen-
 „kunde entfernen. Und hierauf werden eure Hüter
 „auch darin ihre Pflicht verabsäumen, daß sie die Un-
 „terschiede der besondern Geschlechter, des goldenen
 „und silbernen, des ehernen und eisernen, wie He-
 „siodos und wir sie bezeichnet haben, nicht sorgfältig
 „genug bemerken. Sobald aber Eisen mit Silber, Erz
 „mit Gold vermischt wird, so entsteht Unähnlichkeit
 „und harmonielose Unordnung, welche allenthalben,
 „wo sie entstehen, unaufhörlich Krieg und Feindschaft
 „erzeugen. Aus einer solchen Quelle müssen wir
 „nothwendig allenthalben, wo sich ein Aufstand er-
 „hebt, den Ursprung desselben herleiten.“

Wir müssen gestehen, sagte er, die Musen haben
 uns eine richtige Antwort ertheilt.

Das konnte nicht anders sein, da es die Musen
 waren.

Aber was sagen denn die Musen weiter? versetz-
 te er.

„Wenn ein Aufstand erfolgt ist, fuhr ich fort, so
 „wird bei zweien Geschlechtern, dem ehernen und
 „eisernen die Begierde erwachen, sich zu bereichern,
 „Land, Häuser, Silber und Gold zu besitzen. Die
 „beiden andern hingegen, das silberne und goldene,
 „die selbst nicht dürstig, sondern durch ihre Natur-
 „gaben reich sind, werden dahin streben, die Seelen
 „zur Tugend und zu der vorigen Verfassung zurück-
 „zu-

„zuführen. Nach vielen Gewalthätigkeiten und langem wechselseitigen Kampf, werden diese beiden Geschlechter, sich endlich vergleichen, Land und Häuser unter die Einzelnen zu vertheilen. Diejenigen aber, die ehemals von ihnen beschützt, als Freunde und Ernährer betrachtet wurden, werden sie dann in das Sklavenjoch zwängen, und sie selbst dagegen werden für den Krieg und die Sicherheit sorgen.

Es scheint mir, daß die Umwälzung daher entspringe.

Wird nun die jetzt entstehende Verfassung nicht ein Mittelding zwischen Aristokratie und Oligarchie sein.

Allerdings.

Den Ursprung der Staatsveränderung hätten wir also gefunden. Aber wie wird nun dieser veränderte Staat eingerichtet sein? Ist es nicht offenbar, daß er in einigen Stücken die vorige Verfassung, in andern die Oligarchie nachahmen wird, da er zwischen beiden in der Mitte steht? Wird er aber in einiger Rücksicht auch etwas Eigentümliches haben?

Unstreitig.

Die Ehrfurcht gegen die Vorgesetzten, die Sitte, daß der kriegführende Theil des Staates sich des Landbaues, der Handwerke und der übrigen Lohnarbeiten enthält, die Anordnung gemeinschaftlicher Gastmähler, die Sorge für die Gymnastik und die Kriegskämpfe, alle diese Dinge werden sie aus der vorigen Verfassung beibehalten.

Aller-

Allerdings.

Aber in vielen Rückfichten wird der Staat auch etwas Eigenthümliches haben, zum Beispiel darin, daß die Bürger sich scheuen werden, den Weisen die Regierung anzuvertrauen (denn der Staat enthält keine vollkommene, lautere, unerschütterliche Männer, sondern nur solche, worin Gutes mit Schlechten vermischt ist) daß sie dagegen bei der Wahl solchen Männern gewogen sind, die sich mehr durch ihren Muth, als durch ihre Einsichten auszeichnen, und mehr für den Krieg, als für den Frieden geboren scheinen, daß sie für Kriegslisten und schlaue Unternehmungen eine besondere Vorliebe haben, und die Waffen nie aus der Hand legen.

Allerdings.

Lüßtern, fuhr ich fort, nach Reichtum werden diese Menschen sein, wie in oligarchischen Staaten, und mit ungebändigter Leidenschaft das in der Finsterniß eingeschlossene Gold und Silber verehren, weil sie jetzt eigene Vorrathshäuser und Schatzkammern haben, wohin sie es legen und wo sie es verbergen können, und eigentümliche, mit Mauern eingehegte Wohnungen, wahre eigene Nester besitzen, worin sie mit Weibern schwelgend oder mit wem sie sonst wollen, viel verprassen können.

Du redest sehr wahr, sagte er.

Mit ihren eigenen Schätzen werden sie geizen, weil sie dieselben ehren, und sie nur im Verborgenen zu besitzen wagen; durch fremde Güter dagegen werden sie ihre Begierden sättigen, heimlich ihren Vergnü-



gnügungen nachgehen, vor dem Gesetz, wie Kinder vor der Zucht des Vaters, sich verkriechen, und nicht durch Ueberredung gewonnen, sondern durch Furcht gezwungen, ihre Pflicht beobachten, weil sie die wahre Muse, welche über die Dialektik und Philosophie waltet, vernachlässigen, und die Gymnastik für ehrwürdiger, als die Musenkunde halten.

Du redest, sagte er, von einer Staatsverfassung, worin eine gänzliche Vermischung des Guten und Bösen statt findet.

Du hast Recht, erwiederte ich. Weil aber kriegerischer Muth in einem solchen Staat alles allein gilt, so sind Streitsucht und Ehrgeiz auch unter allen Fehlern seiner Verfassung die kenntlichsten.

Unstreitig, sagte er.

So wäre denn ungefähr, fuhr ich fort, die eine Staatsverfassung beschaffen, dies ihr Ursprung, so ihre Einrichtung. Ich habe sie nur nach ihrem Umriss gezeichnet, ohne sie sorgfältig in den einzelnen Theilen auszubilden, weil uns dieser Umriss schon genügt, den Gerechtesten und Ungerechtesten zu erkennen. Denn es würde eine unendliche Arbeit sein, wenn ich alle Staatsverfassungen nach allen ihren Sitten, ohne etwas zu übergehen entwickeln sollte.

Du hast Recht, sagte er.

Welcher Mann wird nun dieser Staatsverfassung ähnlich sein? Wie wird er sich bilden, und welche Beschaffenheit wird er haben?

Er wird, glaube ich, versetzte jener, unserm Glaukon hier nicht unähnlich sein, wenigstens was die Streitlust betrifft.

Vielleicht, erwiederte ich, in dieser Rücksicht, aber in anderer scheint er mir, ihm wieder nicht zu gleichen.

In welcher Rücksicht? sagte er.

Er muß anmassender sein, sagte ich, und von den Mufen weniger begünstigt. Er wird vielleicht die Mufen lieben, und gern von ihrer Kunst etwas hören, aber es wird ihm an aller Beredsamkeit mangeln. Gegen gewisse Sklaven dürfte ein solcher hart sein, ohne sie zu verachten, so wie der, welcher eine vollkommene Ausbildung erhielt. Gegen Freigeborne wird er sanftmüthig, und gegen die Herrscher sehr folgsam sein. Die Herrschaft und die Ehre wird er lieben, aber nicht durch die Kraft der Beredsamkeit, oder durch einen andern Vorzug des Geistes wird er herrschen wollen, sondern durch seine politischen und kriegerischen Thaten. Kriegsübungen und Jagd werden seine liebsten Beschäftigungen sein.

Du hast die Sitten dieser Staatsverfassung richtig geschildert.

So lange ein solcher jung ist, fuhr ich fort, möchte er vielleicht den Reichtum verachten; aber je älter er wird, um desto mehr dürfte er ihn lieben, weil die Habsucht gewissermassen in seiner Natur gegründet ist, und er keine lautere Tugend besitzt, da ihm der beste Hüter mangelt.

Wel-

Welcher? fragte Adeimantos.

Die durch die Musenkunde gebildete Vernunft, die allein in der Seele dessen, worin sie wohnt, die Tugend erhalten kann.

Vortrefflich gesprochen, sagte er.

So ist also der timokratische Jüngling geartet, welcher der eben beschriebenen Staatsverfassung ähnlich ist.

Allerdings.

Er bildet sich aber ungefähr auf folgende Weise. Dieser Jüngling ist zuweilen der Sohn eines guten Vaters, der in einem schlecht eingerichteten Staate wohnt, der die Ehren, die obrigkeitlichen und richterlichen Aemter, und die damit verbundene Vielgeschäftigkeit flieht, und lieber in der Niedrigkeit bleiben, als sich in Mühseligkeiten verwickeln will.

Wodurch wird denn die Bildung des jungen Mannes bestimmt?

Dadurch, erwiederte ich, daß er die Reden seiner Mutter anhört, die sich beklagt, daß ihr Mann nicht zu den Herrschern gehört, und daß sie deshalb unter den Weibern weniger geachtet wird; die ferner ihren Unwillen nicht zu verbergen weiß, wenn sie sieht, daß sich der Mann den Erwerb der Güter nicht sehr angelegen sein läßt, daß er die Streitigkeiten und Zänkereien scheut, es sei vor Gericht mit Privatleuten oder in der Volksversammlung; wenn sie bemerkt, daß er immer in sich selber gekehrt, sie weder vorzüglich achtet noch verunehrt. Ueber alle die-

se Dinge unzufrieden, läßt sie ihren Sohn oft die Klage hören, daß es seinem Vater an aller Männlichkeit und Kraft fehle, oder wie sonst die Klagelieder heißen mögen, welche mißvergnügte Weiber bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich anstimmen.

Ja, sagte Adeimantos, das sieht den Weibern sehr ähnlich.

Du weißt, fuhr ich fort, daß auch die Sklaven solcher Hausväter, die ihren Herrn am meisten ergeben scheinen, zuweilen solche Dinge zu den Söhnen sagen, und wenn sie sehen, daß einer entweder Geld schuldig ist, oder sonst Kränkungen verübt, und der Vater Nachsicht gegen ihn beweist, wohl gar den Sohn auffordern, an allen solchen Menschen, wenn er Mann geworden sei, Rache zu üben, und mehr Männlichkeit als der Vater zu zeigen. Geht er aus dem väterlichen Hause, so hört er andre Dinge der Art, und sieht, daß diejenigen, welche im Staat ihr eigenes Geschäft treiben, Thoren genannt und wenig geachtet werden, daß die hingegen, welche nicht sich selber leben, Ehre und Lob einernten. Wenn nun der Jüngling alles dieses hört und sieht, und dagegen wiederum die Reden seines Vaters hört, und seine Beeiferungen in der Nähe sieht, die den Bestrebungen der übrigen so unähnlich sind: so fühlt er sich von beiden Seiten gleich stark angezogen, von seinem Vater, der den vernünftigen Theil seiner Seele pflegt und anbaut, und von den andern, die seine Begierden und Leidenschaften nähren, und weil er von Natur kein schlechter Mann ist, und doch die verderblichen Gesellschaften der übrigen besucht; so bleibt es von
bei-

beiden Seiten gleich stark angezogen, in der Mitte stehen, und übergiebt die Herrschaft seiner selbst jener mittlern Kraft der Seele, ich meine, der kampfliebenden und leidenschaftlichen Natur, und so wird er ein übermüthiger und ehrflüchtiger Mann.

Du scheinst mir, sagte er, die Bildung dieses Mannes vortrefflich entwickelt zu haben.

Da hätten wir denn, sagte ich, die zweite Staatsverfassung und den Mann, der sich nach ihr gebildet hat, kennen gelernt.

Richtig.

Sollen wir nun, um mit den Worten des Aeschylos zu reden, einen andern Mann einem andern Staate zuordnen, doch so, daß wir zuerst, unserm vorigen Verfahren gemäß, mit dem Staate selbst beginnen?

Allerdings.

Gut, sagte ich, die nächste Staatsverfassung, welche nun folgt, ist, glaube ich, die Oligarchie.

Welche Verfassung, versetzte er, nennst du Oligarchie?

Die Verfassung, worin das Vermögen den Ausschlag giebt, worin die Reichen herrschen, und die Dürftigen von der Herrschaft ausgeschlossen sind.

Ich verstehe, sagte er.

Müssen wir nun nicht zuerst erklären, wie man aus der Timarchie zur Oligarchie übergeht?

Allerdings.

Aber, sagte ich, sogar einem Blinden ist es einleuchtend, wie dieser Uebergang erfolgt.

Wie erfolgt er denn? fragte er.

Jene mit Gold erfüllte Schatzkammer, die ein jeder besitzt, ist die Ursache, daß die erstere Verfassung zu Grunde geht. Denn zuerst ersinnen sie allerlei Gelegenheiten zum Aufwande, und übertreten deshalb die Gesetze; der Ungehorsam verbreitet sich von den Männern auf die Weiber.

Das ist wahrscheinlich.

Hierauf, glaube ich, da einer auf den andern sieht, und einer es immer dem andern zuvorthun will, wird das Beispiel für alle ansteckend.

Natürlich.

Die Folge ist, fuhr ich fort, daß sie immer neue Mittel versuchen werden, sich zu bereichern, und daß ihre Achtung gegen die Tugend sich in dem Grade vermindern wird, als ihre Achtung gegen den Reichtum wächst. Oder sind Reichtum und Tugend einander nicht so unähnlich, daß wenn beide auf eine Wagschale gelegt werden könnten, das eine immer nach der entgegengesetzten Seite des andern hinneigen würde?

Allerdings.

Wenn der Reichtum und die Reichen im Staate geehrt werden, so werden die Tugend und die Tugendhaften um so weniger geehrt werden.

Das ist augenscheinlich.

Aber

Aber das, was Ehre bringt, wird gesucht, was nicht geehrt wird, vernachlässigt.

Allerdings.

So werden denn die Bürger aus kampfluftigen und ehrliebenden Männern endlich gewinnflüchtige und geldgierige Menschen. Den Reichen loben und bewundern sie, und vertrauen ihm die Herrschaft, den Armen dagegen verachten sie.

Allerdings.

Wenn es so weit gekommen, so wird man durch Gesetze die Grenzen der oligarchischen Regierung bestimmen, und nach der Grösse des Vermögens die Tauglichkeit zur Herrschaft schätzen; je mehr Begüterte der Staat enthält, um desto gröfser wird in der Oligarchie die Zahl der Regierenden sein; je weniger Reiche da sind, desto kleiner die Zahl der Herrscher. Denn durch ein vorläufiges Gesetz wird erklärt werden, dafs keiner an obrigkeitlichen Aemtern Theil haben soll, der nicht ein bestimmtes Vermögen besitzt. Diese Verfassung setzen sie entweder durch Gewalt und mit gewaffneter Hand durch, oder die Furcht, welche sie vorher eingeflößt haben, erleichtert ihnen die Einführung derselben. Oder scheint es dir vielleicht anders?

Nicht anders.

So wird also, um es kurz zu sagen, diese Regierungsform gegründet.

Allerdings, sagte er. Aber welche Sitten enthält diese Verfassung, und welche Fehler müssen wir ihr zueignen?

Der erste Fehler, erwiederte ich, liegt in der Bestimmung der Herrscher selbst, nach dem obengedachten Maassstabe. Denn siehe selbst. Wenn einer bei der Wahl der Steuerlenker für die Schiffe auf die Grösse des Vermögens lähe, und den Armen, wenn er auch das Steuer geschickter zu führen wüßte, davon ausschloesse: was würde die Folge sein?

Die Schiffe, sagte er, würden eine unglückliche Fahrt machen.

Hat nicht bei jeder andern Sache oder Herrschaft ein gleicher Fall statt?

Ja ich glaube.

Nur dann nicht, wenn es den Staat und die Staatsverwaltung betrifft?

Ja gewiss am meisten, sagte er, weil keine Herrschaft so schwer und wichtig ist.

Das wäre also der eine grosse Fehler, den die Oligarchie enthält.

Das ist einleuchtend.

Aber wie? ist der andre weniger gross?

Welchen meinst du?

Dass ein solcher Staat nicht ein einziges Ganze, sondern nothwendig zwei Staaten, wovon der eine aus den Reichen, der andre aus den Armen besteht, die in demselben Gebiete bei einander wohnen und sich unaufhörlich einander nachstellen.

Bei Zeus, sagte er, das ist kein geringerer Fehler.

Auch

Auch das ist nicht rühmenswerth, daß die Machthaber eines solchen Staates keinen Krieg zu führen im Stande sind, eines Theils, weil sie genöthiget sind, entweder für ihren Dienst den großen Haufen zu bewaffnen, den sie mehr als den Feind fürchten müssen, oder, wenn sie ihn nicht gebrauchen, als wahre Oligarchen auf dem Kampfplatz zu erscheinen, und andern Theils, weil sie kein Geld hergeben wollen, da sie geldgeizig sind.

Das ist nicht rühmenswerth.

Ferner daß die Menschen, welches wir schon oben mißbilligten, sich mit vielen und mancherlei Arten der Beschäftigungen abgeben, daß dieselben Menschen, welche das Land bebauen, und für den Gewinn streben, zugleich auch Krieg führen, in einem und eben demselben Staate, scheint dir das Beifall zu verdienen?

Nicht im geringsten.

Ueberlege, ob nicht dieser Staat zuerst das größte von allen Uebeln aufnimmt?

Was wäre das für eins?

Daß es jedem gestattet ist, sein Eigenthum zu veräußern, und für den andern das fremde Gut zu besitzen, und daß es dem Veräußerer freisteht, in dem Staate zu wohnen, obgleich er zu keiner Klasse von Staatsbürger gehört, weder der Kaufleute, noch der Handwerker, noch der Krieger zu Fuß oder Pferde, und nur ein Dürftiger und Hülfsloser genannt werden kann.

Die-

Dieses Uebel nimmt dieser Staat zuerst auf.

In oligarchischen Staaten wird dieses Uebel nicht verhindert; denn sonst würden weder übermächtig Reiche darin sein, noch ganz Dürftige.

Richtig,

Auch dieses überlege. Verschaffte ein solcher Reiche, der das Seinige durchbringt, vorhin dem Staate mehr Vortheile in Rücksicht auf die dem Bürger obliegenden Pflichten, deren wir eben gedachten? Er schien freilich zu den Herrschern zu gehören, aber in der That war er so wenig ein Herrscher, als ein Staatsdiener, sondern nur ein Verpraffer seiner Güter.

Jenes schien er nur zu sein, sagte er; aber er war nichts anders als ein Verschwender.

Sollen wir nun, fuhr ich fort, einen solchen Menschen mit einer Drohne vergleichen? So wie jene das Verderben des Bienenstockes ist, so ist dieser auch für die Gesellschaft die Drohne, welche das Verderben des Staates befördert.

Allerdings, o Sokrates, sagte er.

Aber, o Adeimantos, alle geflügelten Drohnen hat die Gottheit stachellos gebildet. Doch unter den zweifüßigen sind nur einige ohne Stacheln, andre dagegen haben furchtbare Stacheln. Die stachellosen sterben als Bettler bis ins Alter. Zu den bestachelten gehören alle diejenigen, welche man Bösewichter nennt.

Sehr wahr, sagte er.

Es

Es ist offenbar, daß in einem Staat, wo man Bettler sieht, auch Diebe, Beutelschneider, Tempelräuber und Verbrecher aller Art verborgen sind.

Das ist offenbar.

Wie aber? Sieht man in oligarchischen Staaten keine Bettler?

Beinahe nichts als Bettler, wenn man die Herrscher ausnimmt.

Dürfen wir nun nicht auch glauben, fuhr ich fort, daß viele mit Stacheln versehene Bösewichter sich darin aufhalten, die von der Obrigkeit nur durch sorgfältige Wachsamkeit und Strenge in Schranken gehalten werden?

Ja das dürfen wir glauben, sagte er.

Dürfen wir nicht behaupten, daß Mangel an Bildung, schlechte Erziehung und die fehlerhafte Staatsverfassung die Entstehung solcher Menschen veranlasse?

Das dürfen wir behaupten.

So wäre denn also der oligarchische Staat eingerichtet, und so große Uebel enthält er, und vielleicht noch mehrere.

Das möchte man beinahe glauben, sagte er.

So hätten wir denn auch die Verfassung beschrieben, welche man Oligarchie nennt, und die ihre Beherrscher nach der Schätzung des Vermögens wählt. Wir müssen also jetzt den Mann betrachten, der ihr
ähn-

ähnlich ist, sowohl wie er entsteht, als was er Eigenthümliches hat.

Allerdings, sagte er.

Wird nicht ungefähr auf diese Weise der timokratische Mann in einen oligarchischen umgebildet?

Wie meinst du?

Ein timokratischer Mann hat vielleicht einen Sohn, der anfangs seinem Vater nacheifert, und seine Fußstapfen verfolgt. Aber in der Folge sieht er den Vater an der Staatsverwaltung, wie an einer Klippe scheitern, entweder als Feldherr oder als Vorsteher irgend eines wichtigen Amtes sich und das Seinige opfern, vor Gericht gezogen, von hinterlistigen Verläumdern gemißhandelt, und entweder zum Tode, oder zur Landesverweisung oder zur Schande und zum Verlust seines ganzen Eigenthums verurtheilt werden.

Das ist kein unwahrscheinlicher Fall.

Wenn er alles dieses sieht und leidet, sein väterliches Gut verloren hat, und mit ängstlichen Besorgnissen erfüllt ist, dann wird er, glaube ich, in möglichster Eile jene Ehrliche und jede emporstrebende Kraft seiner Seele vom Throne stoßen. So von der Dürftigkeit gedemüthiget, wird er sich dem Gelderwerb widmen, unablässig und bei Kleinem aufsparen, mit unermüdetem Fleiße arbeiten und Geld sammeln. Aber meinst du nicht, daß ein solcher Mann, den Geist der Begierde und des Geldgeizes auf den Thron setzen, ihn zu einem großen Könige erheben, und mit

mit Diadem, Halsketten und Scepter ausschmücken werde?

Das glaube ich allerdings.

Die Vernunft dagegen und die muthverleihende Kraft seiner Seele wird er, glaube ich, zu beiden Seiten des Throns auf der Erde hinpflanzen, und sie der Begierde als dienstbare Sklaven unterordnen, der einen nicht gestatten, etwas anders zu denken und zu überlegen, als wie das kleine Vermögen in ein großes verwandelt werden könne, und die andre nichts, als Reichtum und Reiche bewundern und ehren, und nach nichts anderm streben lassen, als nach dem Besitz des Geldes oder nach Dingen, die den Erwerb desselben befördern.

Es läßt sich keine andre so schnelle und starke Verwandlung aus einem ehrliebenden Jüngling in einen geldsüchtigen denken, sagte er.

Ist dies denn nun ein oligarchischer Mann?

Wenigstens hat er mit der Oligarchie die Aehnlichkeit, daß er eine ähnliche Verwandlung erfahren hat.

Laßt uns doch weiter sehen, ob sie sich ähnlich find.

Das laßt uns.

Ist nun nicht zuerst darin eine Aehnlichkeit unter ihnen, daß sie beide das Geld am höchsten schätzen?

Unstreitig.

Auch darin ist dieser Mensch der genannten Staatsverfassung ähnlich, daß er der Sparsamkeit und Betriebfamkeit sehr ergeben ist, nur die nothwendigsten Bedürfnisse seiner Natur befriediget, jeden andern Aufwand scheut, und alle andern Begierden als thöricht ansieht und unterdrückt.

Allerdings.

Er ist ein schmutziger Knauser, weiß von jeder Sache Gewinn zu ziehen, kurz er ist ein Mann, der Schätze sammelt. Der Pöbel lobt diese Art Leute. Ist ein solcher Mann nicht ein getreues Bild der oligarchischen Verfassung?

Mir scheint es, sagte er; denn Reichtum ist ja für einen solchen Staat und einen solchen Mann das ehrwürdigste Gut.

Ein solcher Mensch, glaube ich, hat keine gute Bildung erhalten, sagte ich.

Das scheint nicht; denn sonst würde er nicht einen Blinden zum Führer seines Lebens bestellt haben.

Auch dieses überlege wohl, sagte ich. Sollten wir nicht behaupten dürfen, daß sich, weil es ihm an Bildung fehlt, drohnenartige Begierden in seiner Seele erzeugen, wovon einige bettelhaft, andre böseartig sind, die nur durch anderweitige sorgfältige Aufsicht und Strenge in Schranken gehalten werden?

Unstreitig.

Weißt du, wohin du deine Aufmerksamkeit richten mußt, wenn du seine Böseartigkeit erkennen willst?

Das

Das möchte ich hören, sagte er.

Auf die Art, wie er sich benimmt, wenn er Vormundschaften zu verwalten hat, oder sonst in eine Lage gekommen ist, wo er viele Gelegenheit hat, Ungerechtigkeiten zu verüben.

Das ist wahr.

Ist es also nicht einleuchtend, daß wenn ein solcher Mann bei andern gesellschaftlichen Verhandlungen seinen guten Ruf und den Schein eines Gerechten zu behaupten weiß, er dann durch eine gewisse Mäßigung seiner selbst den Ausbruch seiner bösen Begierden zurückhält, nicht weil er überzeugt ist, daß dies das bessere sei, nicht durch die sanfte Belehrung der Vernunft gewonnen, sondern weil ihn die Nothwendigkeit und die Furcht, sein andres Gut zu verlieren, zwingt.

Ja gewiss, sagte er.

Bei Zeus, sagte ich, du wirst bei vielen von ihnen, wenn es darauf ankömmt, fremdes Gut zu verschlingen, drohnenartige Begierden finden.

Das ist nicht zu bezweifeln.

Ein solcher dürfte wohl nicht von innern Aufruhr frei sein, da er nicht ein einfacher, sondern doppelter Mensch ist. Doch werden bei dem Kampf der Begierden gegen einander die bessern gewöhnlich über die schlechtern siegen.

So ist es.

Des-

Deshalb dürfte ein solcher noch immer mehr, als viele andre, den Schein eines Tugendhaften haben. Aber die wahre Tugend, die aus der innern Eintracht und Harmonie entspringt, wird gewiß weit von ihm entfernt sein.

Mir wenigstens scheint es.

Gilt es die Erringung eines Sieges oder sonst eine edle Beeiferung, so ist der Knauser ein schlechter Wettkämpfer; denn er fühlt keine Neigung der Ehre wegen, und aus Verlangen, es andern in solchen Wettkämpfen zuvorzuthun, sein Geld zu verbrauchen, weil er die Begierde zur Verschwendung in seiner Seele zu erwecken, und sie zur Theilnahme an dem Kampfe und Wetteifer aufzufordern fürchtet. Er kämpft daher, eines Oligarchen würdig, auch nur mit wenigen Kräften, und wird gewöhnlich überwunden; aber er wird reich.

Ja gewiß, sagte er.

Dürften wir nun noch zweifeln, den sparsüchtigen und geldgeizigen Mann als das getreueste Bild neben dem oligarchischen Staate zu stellen?

Keinesweges, sagte er.

Jetzt müssen wir, wie es scheint die Entstehung und die eigenthümliche Beschaffenheit der Demokratie untersuchen, damit wir, wenn wir auch den Mann, der nach ihr benannt wird, kennen gelernt haben, beide neben einander halten und beurtheilen.

So wird die Untersuchung, sagte er, denselben Gang nehmen, wie vorhin.

Ge-

Geschieht nicht die Umwandlung der Oligarchie in eine Demokratie durch das übermäßige Streben nach dem höchst möglichen Reichtum, welchen die Oligarchie als das höchste Gut betrachtet?

Wie meinst du?

Weil die Herrscher des Staates, welche ihres grossen Vermögens wegen die Obergewalt haben, die ausschweifenden Jünglinge in der Freiheit, ihr Eigenthum zu verschwenden und durchzubringen, nicht vermittelst der Gesetze einschränken wollen, um durch den Ankauf ihrer Güter und durch wuchernde Anleihen noch reicher zu werden.

Sie werden alles andre lieber wollen.

Aber ist es nicht schon einleuchtend, dass die Bürger eines Staates unmöglich den Reichtum ehren, und zugleich Mässigung besitzen können, sondern dass entweder das eine oder das andere vernachlässiget werden muss.

Das ist sehr einleuchtend.

Da man in oligarchischen Staaten die Erziehung vernachlässigt, und die Ausschweifungen gestattet; so zwingt man zuweilen Menschen von edler Abkunft Dürftige zu werden.

Das ist ausgemacht.

Dies sind die gefährlichen, mit Stacheln und Waffen versehene Menschen, welche der Staat beherbergt, wovon einige in Schulden stecken, andre ehrlos geworden sind, andre beides, Ehre und Vermögen verloren haben; neuerungsfüchtige Menschen, welche mit Haß

ge.

gegen die, welche ihr voriges Eigenthum besitzen, erfüllt, gegen sie und die übrigen Bürger Nachstellungen erfinden.

Die Sache verhält sich so.

Jene Wucherer aber, über ihren Geldkasten gebückt, scheinen diese nicht zu bemerken, zapfen jeden, der sich ihnen bloß giebt, durch reichliche Geldvorschüsse, indem sie sich für die angeliehene Summe vielfältige Zinsen geben lassen, und machen auf die Weise die Anzahl der Drohnen und Bettler im Staate immer größer.

Wie sollten sie nicht, sagte er.

Weder auf jenem Wege, fuhr ich fort, daß sie durchs Gesetz jedem verbieten, sein Eigenthum nach Willkühr zu veräußern, wollen sie den verderblichen Brand löschen, noch auf diesem Wege, daß sie durch ein andres Gesetz diesem Unwesen abhelfen.

Durch welches Gesetz meinst du?

Durch jenes, meine ich, zu welchem man, wenn das erstere fehlt, seine Zuflucht nehmen muß, welches die Bürger zwingt, sich der Tugend zu befleissigen. Denn wenn durch ein Gesetz verordnet würde, daß jeder die meisten der freiwilligen Verträge auf eigene Gefahr schliessen sollte; so würden es die Elenen nicht wagen, so schamlos zu wuchern, und die Uebeln, wovon wir redeten, würden weniger zahlreich darin entstehen können.

Gewiss, sagte er, sehr viel weniger.

Durch alle diese Fehler der Herrscher des Staates, fuhr ich fort, gerathen nun die Unterthanen in einen
sol-

solchen Zustand. Was aber sie selbst und die Ihrigen betrifft, sieht man nicht ihre Jünglinge im Wohlleben, durch keine Anstrengungen des Körpers und des Geistes geübt, unvernünftig, aus Weichlichkeit weder Vergnügungen noch Schmerzen zu erdulden, als Müßiggänger aufwachsen?

Allerdings.

Sie selbst aber vernachlässigen alles andre, was nicht zum Gelderwerb führt, und beeifern sich eben so wenig um die Tugend, als die Dürftigen.

Das thun sie.

Wenn bei einem solchen Zustande der Sittlichkeit Herrscher und Beherrschte einmal zusammenträfen, es sei auf Reisen oder bei andern Gelegenheiten, beim Schauspiel oder beim Heere, um entweder auf der See oder zu Lande gemeinschaftlich zu kämpfen, oder wenn sie Gelegenheit hätten, sich in den Gefahren selbst einander zu beobachten: dann dürften die Reichen keine Ursache haben, den Armen zu verachten. Vielmehr wenn der magere, dürftige, von der Sonne verbrannte Mann, in der Schlacht neben dem Reichen gestellt, der in Schatten erzogen wurde und viel fremdes Fleisch zu schleppen hat, diesen athemlos und in der größten Verlegenheit sähe: meinst du nicht, daß er glauben würde, nur die eigene Feigheit der Armen wäre schuld daran, daß solche Menschen sich bereichert hätten? Und wird nicht einer dem andern, sobald sie sich einzeln begegnen, zurufen: Unfre Reichen sind nichtswürdige Menschen?

Das werden sie gewiß thun.

So

So wie ein siecher Körper nur eines kleinen Anstosses von aussen bedarf zu erkranken, und, auch zuweilen ohne äussere Veranlassung zerrüttet wird: so wird auch der ihm ähnliche Staat, sobald nur ein geringer Schein von aussen sich blicken lässt, dass entweder die eine Parthei sich durch die Macht eines oligarchischen Staates, oder die andre durch die Beihülfe eines demokratischen Staates zu verstärken sucht, erkranken, und mit sich selber in Kampf gerathen; ja zuweilen wird der innere Aufruhr auch ohne äussere Veranlassung erfolgen.

Ja gewiss.

Eine Demokratie entsteht, glaube ich, wenn die Armen siegen, und die vorigen Herrscher theils tödten, theils vertreiben, und die übrigen sich gleiche Rechte in Rücksicht auf Staatsverwaltung und obrigkeitliche Aemter zugestehen, so dass gewöhnlich das Loos die Wahl der Obrigkeiten entscheidet,

So wird unstreitig die Demokratie gegründet, sagte er, sie mag nun mit gewaffneter Hand eingeführt werden, oder ohne Blutvergiessen, weil die andre Parthei aus Furcht entflieht.

Aber wie, fuhr ich fort, werden sie ihren Staat einrichten? Was hat die Verfassung Eigenthümliches? Denn es ist offenbar, dass der Mann, welcher ihr am meisten gleicht, sich uns als den demokratischen Mann zeigen wird.

Das ist offenbar, sagte er.

Zuerst herrscht im Staate unter den Bürgern die uneingeschränkste Freiheit im Reden und Handeln; jeder hat die Erlaubniss zu thun, was er will.

Dies,

Dies, meint man, sei der Fall.

Wo eine solche Freiheit statt hat, da wird offenbar ein jeder die Lebensart erwählen, die ihm am meisten behagt.

Das ist offenbar.

Es giebt aber in einer solchen Staatsverfassung, glaube ich, allerlei Arten von Menschen.

Unstreitig.

Diese, fuhr ich fort, scheint unter allen Staatsverfassungen die schönste zu sein. So wie ein vielfarbiger Mantel, mit allen Blumen geziert, sich herrlich ausnimmt, so möchte auch eine solche, mit allen Sitten ausgeschmückte, Staatsverfassung die schönste scheinen.

Das wohl, sagte er.

Und vielleicht werden auch viele, so wie Weiber und Kinder, die ein buntes Gewand mit Bewunderung anschauen, diese für die schönste erklären.

Gewiss, sagte er.

Und sicher, mein Theurer, es belohnt die Mühe, hier die Staatsverfassung zu suchen.

Wie meinst du?

Weil sie wegen der uneingeschränkten Freiheit, die darin herrscht, alle Arten der Staatsverfassungen enthält. Wenn einer einen Staat gründen wollte, wie wir eben thaten, so müßte er, wie es scheint, nach einem demokratischen Staate wandern, wo er gleichsam einen allgemeinen Markt von Staatsverfassungen

antreffen würde, und sich dort die Gattung aussuchen, welche ihm am meisten gefiele, und darnach seinen Staat gründen.

Vielleicht würde es ihm dann nicht an Vorbildern fehlen, sagte er.

Dafs keiner nöthig hat, fuhr ich fort, in einem solchen das Herrscheramt zu übernehmen, wenn er auch dazu tauglich ist, noch sich beherrschen zu lassen, wenn er nicht will, noch in den Krieg zu gehen, wenn gleich die andern Krieg führen, noch Frieden zu halten, obgleich die andern den Frieden wünschen, dafs jeder, wenn auch das Gesetz ihm das Herrschen und Rechtsprechen untersagt, demungeachtet das Amt eines Herrschers und Richters verwaltet, wenn es ihm einfällt: ist das nicht bei der ersten Ansicht ein göttliches und liebliches Leben?

Vielleicht, sagte er, bei der ersten Ansicht.

Ferner ist die Gelindigkeit, die man gegen einige Verurtheilten beweiset, nicht etwas sehr Reizendes? Oder hast du nie in einem solchen Staate gesehen, dafs Menschen, die entweder zum Tode oder zur Landesverweisung verurtheilt waren, demungeachtet dort blieben, und vor aller Augen als Helden umherwandelten, ohne dafs jemand sich um sie zu bekümmern oder sie zu bemerken schien?

Sehr häufig, sagte er.

Ist das nicht ein Beweis einer erhabnen, von unserer Kleinigkeitsucht weit entfernten Nachgiebigkeit, dafs man jene Grundsätze geringschätzt, wovon wir
oben

oben bei der Gründung unsers Staats so viel Aufhebens machten, nach welchen keiner ein rechtschaffener Mann sein konnte, der nicht eine überwiegende Anlage zur Vortrefflichkeit hatte, der nicht schon unter Spielen das Gute erlernte, und es in seinem ganzen Verhalten übte, daß man alle diese Grundsätze mit stolzem Fuß zu Boden tritt, und sich nicht im geringsten darum bekümmert, nach welchen vorhergegangenen Beeiferungen einer sich der Staatsverwaltung widmet, sondern jeden ehrt, der gegen den großen Haufen wohlwollende Gefinnungen zu hegen vorgiebt?

Das ist freilich sehr erhaben, sagte er.

Solche und andre damit verwandte Vorthelle gewährt die Demokratie. Sie ist, wie es scheint, eine liebenswürdige Verfassung, da sie von keiner Herrschaft weiß, so viel Mannigfaltiges enthält, und die verschiedenen Stände gewissermaßen gleich macht.

Du redest sehr bekannte Dinge, sagte er.

Betrachte nun, fuhr ich fort, das Eigenthümliche des demokratischen Mannes. Oder sollen wir lieber zuerst untersuchen, wie er sich bildet, so wie wir die ihm ähnliche Staatsverfassung entstehen sahen?

Allerdings, sagte er.

Die Sache verhält sich ungefähr so. Er ist der Sohn jenes sparsüchtigen Oligarchen, und wird, glaube ich, in den Sitten seines Vaters erzogen.

Natürlich.

Dieser Mensch unterdrückt nun mit Gewalt in seiner Seele alle Begierden, deren Befriedigung mit Aufwand verknüpft ist, und kein Geld einbringt, und die unnöthige Begierden genannt werden.

Das ist offenbar, sagte er.

Wünschest du vielleicht, damit wir uns desto besser verstehen, daß wir zuerst bestimmen, welche Begierden nothwendig, und welche es nicht sind?

Das wünsche ich, sagte er.

Können wir solche Begierden, die wir nicht unterdrücken können, und deren Befriedigung uns vortheilhaft ist, nicht mit Recht nothwendige Begierden nennen? Denn diese beiden Arten der Begierden zu befriedigen, zwingt uns die Nothwendigkeit der Natur. Nicht wahr?

Unstreitig.

Wir werden also mit Recht die Nothwendigkeit derselben behaupten dürfen.

Mit Recht.

Wie aber? Wenn wir dagegen solche Begierden, die man unterdrücken kann, wenn man sich von Jugend auf darin übt, und die sämtlich denjenigen, in welchen sie wohnen, keine Vortheile, sondern vielmehr Nachtheile verursachen, unnöthige Begierden nennen: werden wir ihnen dann die rechten Namen geben?

Ja den rechten.

Wir

Wir wollen von beiden Arten der Begierden Beispiele auswählen, damit wir nach diesem Vorbilde unfre Begriffe berichtigen.

Das müssen wir.

Sollte die Begierde zu essen, so weit die Gesundheit und das Wohlfeyn des Körpers es verlangt, und folglich die Begierde nach Brod und Zugemüse, nicht zu den nothwendigen gehören?

Ich glaube es.

Die Begierde nach Brod ist aus einer doppelten Rücksicht nothwendig, weil sie nützlich ist, und weil wir ohne sie nicht leben könnten.

Allerdings.

Die Begierde nach Zugemüse ist in so ferne nothwendig, als sie zum Wohlfeyn des Körpers einigen Nutzen gewährt.

Allerdings.

Die Begierde aber nach mehrern und verschiedenen Speisen, die, wenn sie von Jugend auf durch Erziehung gebändigt wurde, gewöhnlich unterdrückt werden kann, die dem Körper nicht schädlicher ist, als sie der Seele in Rücksicht auf Verständigkeit und Mäßigkeit schädlich ist, können wir wohl mit Recht eine unnöthige Begierde nennen?

Mit dem größten Recht.

Können wir diese nicht auch zugleich verschwenderische nennen, so wie jene gewinnreiche, weil sie uns zur Erleichterung der Arbeit förderlich sind?

Un-

Unstreitig.

Können wir nicht ein gleiches von den Begierden behaupten, die sich auf den Genuß der Liebe und auf die andern sinnlichen Vergnügungen beziehen?

Allerdings.

Von dem nun, den wir so eben eine Drohne nannten, sagten wir, er sei mit solchen unnöthigen Neigungen und Begierden angefüllt, und lasse sich von ihnen beherrschen; der sparsüchtige Oligarch dagegen werde von den nothwendigen Begierden beherrscht.

Richtig.

Laßt uns also von neuem erklären, wie der oligarchische Mensch sich in einen demokratischen umformt. Dies scheint mir gewöhnlich auf folgende Art zu geschehen.

Wie? fragte er.

Sollte der Jüngling, der, wie wir eben sagten, mit knausernder Sparsamkeit erzogen, ohne alle Bildung aufwächst, einmal den Honig der Drohnen kosten, und in die Gesellschaft dieser furchtbaren und glühenden Thiere gerathen, welche die mannichfaltigsten Vergnügungen aller Art durch alle ersinnlichen Mittel zu veranstalten wissen; dann, magst du glauben, beginnt die oligarchische Verfassung seiner Seele in eine demokratische überzugehen.

Das ist sehr nothwendig, sagte er.

So wie nun der Staat seine vorige Verfassung verlor, weil der eine Theil durch andre ihm ähnliche
Mit-

Mitkämpfer von aussen unterstützt wurde; so verliert auch der Jüngling seine vorige Gemüthsverfassung, weil der eine Theil seiner Begierden durch andre, ihm verwandte und gleichartige Begierden von aussen unterstützt wird.

Allerdings.

Und wenn der oligarchische Theil seiner Seele durch eine andre Macht unterstützt wird, welche ihm entweder von dem Vater verliehen wird, oder von den Verwandten, die ihm durch Verweise und Rathschläge zureden: dann erfolgt ein Aufstand und Gegenaufland, und ein innerer Kampf in der Seele.

Unstreitig.

Und zuweilen, glaube ich, weicht die demokratische Macht der oligarchischen. Die Scham erwacht wieder in seiner Seele, und von den Begierden werden einige ausgerottet, andre verbannt, und er fügt sich wieder in die alte Ordnung.

Das geschieht wohl zuweilen.

In der Folge aber, glaube ich, werden andre mit den vertriebenen verwandte Begierden, die durch die unweise Zucht des Vaters genährt wurden, in grösserer Anzahl und Stärke sich erheben.

Das pflegt wohl zu geschehen.

Diese ziehen ihn in ihre Gesellschaft, und da sie heimlichen Umgang mit einander pflegen, so erzeugen sie eine Menge neuer Begierden.

Allerdings.

Und

Und zuletzt werden sie, glaube ich, in der Seele des Jünglings die Burg einnehmen, sobald sie gewahr werden, daß sie von keinen edeln Wissenschaften und Geschicklichkeiten, und von keinen richtigen Grundsätzen gedeckt wird, welche sonst die besten Schutzwächter in den Seelen gottgeliebter Männer sind.

Du hast vollkommen Recht, sagte er.

Statt jener werden lügenhafte und verwegene Urtheile und Meinungen einziehen, und diesen Platz besetzen.

Ja gewiß, sagte er.

Jetzt wird er wieder zu jenen Lotofagen zurückkehren, und öffentlich unter ihnen wohnen. Sollte auch dem oligarchischen Theil eine Macht zur Beihülfe gesandt werden, so werden jene unsinnigen Urtheile schnell die Thore in der Mauer der Königsburg verschließen, und weder die Kämpfer selbst einlassen, noch die abgefendeten Vorstellungen einiger Alten annehmen. Sie selbst hingegen werden im Kampf die Obermacht gewinnen, und hierauf die Schamhaftigkeit, welche sie Albernheit nennen, mit Gewalt zur schimpflichen Flucht nöthigen, die Mäßigung, welche ihnen Unmännlichkeit heißt, mit Schmähungen überhäuft, fortjagen, die Enthaltbarkeit und die bescheidene Ordnung des Aufwandes, die ihnen rauhe und sklavische Denkungsart zu beweisen scheint, werden sie, unter der Begleitung vieler unnützen Begierden, über die Grenze schaffen.

Ja gewiß.

Nach-

Nachdem sie die Seele von diesen Einwohnern völlig gereinigt, und mit grossen Feierlichkeiten zu ihrem Dienste geweiht haben, halten der Uebermuth, die Zügellosigkeit, die Wollust und die Unverschämtheit ihren glänzenden Einzug, begleitet von einem grossen Gefolge, mit Kränzen geschmückt, und umtönt von schmeichelnden Lobgesängen, worin der Uebermuth edle Freimuthigkeit, die Zügellosigkeit Freiheit, die Wollust edles Wohlsein, die Unverschämtheit Mannhaftigkeit genannt wird. — Geht der Jüngling, sagte ich, nicht ungefähr auf diese Weise aus dem Zustande, wo ihm nur die Befriedigung der nothwendigen Vergnügungen vergönnt war, in den entgegengesetzten Zustand über, wo er sich mit ungebundner Freiheit unnöthigen und heillosen Vergnügungen hingiebt?

Das ist sehr einleuchtend, sagte er.

In der Folge seines Lebens jagt er, glaube ich, ohne Unterschied allen Vergnügungen nach, es mögen nöthige oder unnöthige sein, und spart für sie weder Schätze noch Mühe noch Zeit. Ist er indessen so glücklich, daß er seine Ausschweifungen nur bis zu einem gewissen Ziel verfolgt, und in reiferem Alter, wenn der heftigste Sturm ausgetobt, einen Theil der verbannten Neigungen wieder aufnimmt, und den Begierden, die statt jener eingewandert waren, nicht mehr unbedingte Folgsamkeit leistet: so bringt er seine Begierden gewissermassen in ein gleiches Verhältniss, läßt die erste beste, wie es gleichsam das Loos entscheidet, über sich herrschen, so lange bis sie gesättigt-

sättiget ist, und dann wieder eine andre; er verachtet keine, sondern nährt sie alle mit gleicher Sorgfalt.

Allerdings, sagte er.

Alle wahren Urtheile, die einer äußert, zum Beispiel, daß es eine doppelte Gattung von Vergnügungen giebt, wovon einige aus schönen und guten Neigungen, andre aus schlechten Neigungen entspringen, daß man jene suchen und ehren, und diese dagegen bändigen und unterjochen müsse, nimmt er nicht an, und gestattet ihnen keinen Eingang in die Burg; er billigt vielmehr alle Arten von Vergnügungen, und behauptet, sie wären sich alle gleich, und müßten auf gleiche Weise geehrt werden.

Du hast Recht, sagte er; so ist ein solcher Mensch gesinnt, so handelt er.

So verlebt er denn auch seine Tage, wie es sich trifft, bald der einen Begierde, bald der andern willfahrend. Heute schwärmt er und berauscht sich, morgen trinkt er Wasser und fastet; heute findet er an Leibesübungen Vergnügen, morgen ist er träge und kümmert sich um nichts, bald widmet er sich der Philosophie, bald der Staatsverwaltung und springt auf die Rednerbühne, und spricht und handelt, wie der Zufall es ihm eingiebt; gefällt ihm einmal das Leben der Krieger, er wird ein Krieger, reizt ihn der Erwerb der Wucherer, er erwählt die Beschäftigung des Wucherers, er läßt sich durch keine Ordnung, durch keinen Zwang binden, und dieses wandelbare Leben, welches er führt, nennt er ein süßes, freies und glückliches Leben.

Du

Du hast uns, sagte er, eine vollkommen richtige Schilderung von dem Leben eines Mannes gemacht, der keine Ungleichheiten gestatten will.

Dieser Mann, fuhr ich fort, der so viele und mancherlei Sitten enthält, wird, glaube ich, eben so sehr, als der ihm ähnliche Staat, durch seine äussere Schönheit und bunte Mannigfaltigkeit gefallen. Viele Männer und Weiber dürften ihm, der so viele Vorbilder der Staatsverfassungen und Sitten in seiner Seele einschliesst, sich zum Muster in ihrer Lebensart wählen.

Das wird gewiss geschehen, sagte er.

Nicht wahr? Wir dürfen diesen Mann, der mit Recht ein demokratischer Mann heissen kann, der Demokratie zur Seite stellen?

Das dürfen wir, sagte er.

Jetzt ist uns noch übrig, fuhr ich fort, die vorzüglichste Staatsverfassung und den trefflichsten Mann zu schildern, ich meine, die Tyrannei und den Tyrannen.

Allerdings, sagte er.

Wohlan, mein theurer Freund, wie entsteht denn die Tyrannei? denn dass die Umwandlung von der Demokratie ausgehe, ist beinahe von selbst einleuchtend.

Das ist einleuchtend.

Entsteht nun die Tyrannei nicht gewissermassen aus der Demokratie auf eben die Art, wie die Demokratie aus der Oligarchie entstand?

Wie

Wie meinst du?

Das Gut, welches die Oligarchie sich als das höchste vorsetzte, und werauf sie sich gründete, war doch die Begierde nach unbegrenztem Reichtum?

Allerdings.

Die Unerfättlichkeit aber in Ansehung des Reichtums und die Vernachlässigung aller übrigen Dinge waren zugleich die Ursachen ihres Untergangs.

Du hast Recht, sagte er.

Auch die Demokratie erkennt ein Gut für das höchste, und das übermäßige Streben nach demselben verursacht ihren Untergang.

Welches, meinst du, erkennt sie dafür?

Die Freiheit, erwiederte ich. Denn in jedem demokratischen Staate wirst du sagen hören, daß sie das wünschenswürdigste sei, daß um ihrentwillen jede freigebohrne Seele diesen Staat allein für würdig erkenne, darin zu wohnen.

Diese Sprache hört man häufig, sagte er.

Dies war es, was ich eben sagen wollte: das übermäßige Streben nach Freiheit und die Vernachlässigung aller übrigen Dinge sind die Veranlassung, daß diese Verfassung verändert wird, und in Tyrannei übergeht.

Wie verstehst du das? sagte er.

Wenn die nach Freiheit dürstenden Bürger eines demokratischen Staates schlechte Mundschenken an
der

der Spitze haben, welche sie den Becher der ungemischten Freiheit unmäßig und bis zur Berauschung ausleeren lassen: dann pflegen sie ihre Herrscher, wenn diese nicht sehr nachgiebig sind, und ihnen alle mögliche Freiheit gestatten, als Bösewichter und Oligarchen anzuklagen, und zu mißhandeln.

Ja das thun sie, sagte er.

Diejenigen, fuhr ich fort, welche den Herrschern Gehorsam leisten, beschimpfen sie als freiwillige Sklaven und nichtswürdige Menschen. Herrscher und Beherrschte, Beherrschte und Herrscher werden von ihnen im geheimen und öffentlich einer gleichen Auszeichnung und Ehre gewürdigt. Muß in einem solchen Staate die Freiheit sich nicht über alle Theile ausbreiten?

Unstreitig.

Muß sie nicht, sagte ich, in die einzelnen Familienhäuser dringen, und endlich die Zügellosigkeit sogar bis auf die Thiere fortpflanzen.

Wie verstehst du das? sagte er.

So, erwiederte ich. Der Vater gewöhnt sich, das Kind als seines Gleichen zu betrachten, und sich vor seinen Söhnen zu fürchten, der Sohn hält sich dem Vater gleich, und meint, um frei zu sein, müsse er aller Scheu und Scham gegen seine Eltern entlagen. Der Eingewanderte, der Fremdling und Bürger glauben alle an Rechten einander gleich zu sein.

Das ist wirklich der Fall, sagte er.

Ja, fuhr ich fort, die Zügellosigkeit zeigt sich im Grossen und auch im Kleinen. Der Lehrer fürchtet sich vor seinen Zöglingen, und schmeichelt ihnen; die Zöglinge schätzen ihre Lehrer und Erzieher geringe. Die Jüngern überhaupt behandeln die Alten als ihres Gleichen, und eifern mit ihnen in Reden und Handlungen. Die Alten, unter den Jünglingen sitzend, belustigen durch Schwänke und Späße, und ahmen den Jünglingen nach, bloss um nicht mürrisch und despotisch zu scheinen:

Allerdings, sagte er.

Den Gipfel, theurer Freund, hat die Volksfreiheit in einem solchen Staate erreicht, wenn die gekauften Sklaven und Sklavinnen eben so frei sind, als ihre Käufer. Dafs auch den Weibern gegen die Männer, und den Männern gegen die Weiber gleiche Rechte und Freiheiten gestattet sind, hätten wir beinahe zu erwähnen vergessen.

Lafst uns lieber, sagte er, um mit Aeschylos zu reden, alles herauslagen, was uns eben in den Mund kömmt.

Allerdings, versetzte ich, so mache ich es auch. Dafs auch den Thieren, die von den Einwohnern dieses Staates gehalten werden, hier eine grössere Freiheit bewilliget ist, als in irgend einem andern Staate, dürfte so leicht niemand glauben, der es nicht selbst erfahren hat. Denn hier trifft in Wahrheit das Sprichwort ein: die Hündinnen sind wie die Gebieterinnen. Auch die Pferde und Esel, gewohnt mit freiem

freiem und stolzen Tritt einherzuschreiten, werfen auf den Landstraßen jeden, der ihnen begegnet, zu Boden, wenn er nicht zur Seite ausweicht. Und so ist ihnen in allen übrigen Dingen die größte Freiheit eingeräumt.

Du erzählst meinen Traum, sagte er. Denn ich selbst erfahre dergleichen nicht selten, wenn ich aufs Land hinausgehe.

Bemerkst du wohl, fuhr ich fort, das Hauptübel, das aus allen diesen vereinigten Uebeln entspringt? wie verzärtelt die Seele solcher Bürger wird, wie alles, was nur von Ferne den Schein der Knechtschaft hat, ihren Unwillen reizt, und nicht von ihnen geduldet wird? Endlich wird es denn, wie du leicht denken kannst, dahin kommen, daß sie sich weder um geschriebene noch ungeschriebene Gesetze kümmern, um nur in keiner Rücksicht einen Herrn über sich zu dulden.

Ja, sagte er, das sehe ich wohl ein.

Das ist nun die schöne und jugendliche Staatsverfassung, woraus die Tyrannei entspringt.

Ja wohl eine jugendliche Verfassung, sagte er. Aber fahre doch weiter fort.

Eben dieselbe Krankheit, versetzte ich, welche die Oligarchie ergriff, und sie zu Grunde richtete, unterjocht, nachdem die Nachsicht ihre Stärke und Heftigkeit vermehrt hat, auch die Demokratie. Ueberhaupt bewirkt gewöhnlich jedes Uebermaafs, daß die Sache in den entgegengesetzten Zustand übergeht; dies gilt

gilt von Jahrszeiten, von Pflanzen, von Körpern und eben so sehr von Staatsverfassungen.

Das ist die natürliche Folge, sagte er.

Natürlich wird also der höchste Grad der Freiheit in die drückendste Sklaverei übergehen, es mag die Rede von einem einzelnen Manne oder von einem ganzen Staate sein.

Das ist natürlich.

Folglich wird die Tyrannei aus keiner andern Staatsverfassung, als aus der Demokratie entstehen. Aus der ungemischtesten Freiheit wird die größte und härteste Sklaverei entstehen.

Das ist eine nothwendige Folge, sagte er.

Aber das war es nicht, glaube ich, was du wissen wolltest, sondern welche Krankheit ich meine, die sowohl die Oligarchie, als die Demokratie überwältigt.

Du hast Recht, sagte er.

Ich verstehe darunter jenes Geschlecht der Müßiggänger und Praßler, wovon die muthigsten den Schwarm anführen, die feigsten der Leitung jener folgen, welche wir oben mit Drohnen verglichen, von denen einige Stacheln haben, andre stachellos sind.

Du hast Recht, sagte er.

Diese beiden Arten der Uebel zerrütten den ganzen Staat, worin sie entstehen eben so sehr, als Schleim und Galle den menschlichen Körper. Daher muß ein guter Arzt und Gesetzgeber sie nicht weniger vom Staate, als ein kluger Bienenwärter vom Bienenstock auf das möglichste entfernt halten, und zwar zuerst
und

und vorzüglich Sorgfalt anwenden, daß sie nicht entstehen; wenn sie aber entstanden sind, daß sie auf das geschwindeste, sogar mit den Zellen selbst ausgerottet werden.

Ja bei Zeus, sagte er, das wird sehr nothwendig sein.

Laßt uns nun die Sache so angreifen, damit wir desto deutlicher einsehen, was wir zu erkennen wünschen.

Wie meinst du?

Wir wollen den demokratischen Staat in drei Klassen eintheilen. Die eine Klasse ist die, welche wir eben beschrieben haben; sie entsteht darin durch das Uebermaas der Freiheit, und ist hier nicht weniger zahlreich, als in dem oligarchischen Staate.

Die Sache verhält sich so.

Doch ist sie in diesem Staate mächtiger, als in jenem.

Warum?

Da sie dort nicht geachtet, und von der Herrschaft ausgeschlossen war, so konnte sie nicht leicht weder Uebung noch Kraft gewinnen. In der Demokratie hingegen enthält diese Klasse mit Ausnahme einiger wenigen, beinahe den ganzen hervorragenden Theil der Nation. Die heftigsten von ihnen reden und handeln, die übrigen sitzen um die Rednerbühne, lärmen und lassen keinen andern zu Worte kommen, so daß beinahe alle Geschäfte, wenn ich einige wenige ausnehme, durch sie verhandelt werden.

Du hast Recht, sagte er.

Die andre Klasse lebt immer von der Menge abge-
gesondert.

Was ist das für eine?

Da in diesem Staate beinahe alle Handel und Ge-
werbe treiben, so sind auch gewöhnlich diejenigen die
reichsten, welche am ordentlichsten und enthalt-
samsten leben.

Das ist natürlich.

Von diesen rauben, glaube ich, die Drohnen den
meisten Honig, und mit der größten Leichtigkeit.

Ja, sagte er, wie könnte einer von solchen, die
nur wenig besitzen, vieles rauben?

Diese, welche man auch die Blume der Drohnen
nennen könnte, werden, glaube ich, die Reichen ge-
nannt.

Du hast nicht Unrecht.

Die dritte Klasse besteht aus solchen, die sich von
ihrer Händearbeit ernähren, oder ohne ein bestimm-
tes Gewerbe leben, und die gewöhnlich kein großes
Vermögen haben. Diese machen, wenn sie versam-
melt sind, die zahlreichste und mächtigste Klasse aus.

Das ist wahr, sagte er, aber sie werden das nicht
häufig thun wollen, wenn man ihnen nicht etwas
Honig mittheilt.

Diesen, sagte ich, erhalten sie ja, da die jedesma-
ligen Vorsteher, so oft sie nur können, den Eignern
ihre

ihre Güter nehmen, sie unter das Volk austheilen, aber freilich das meiste für sich behalten.

Du halt Recht.

Hierdurch, sagte ich, werden, glaube ich, die Reichen, die man ihrer Güter zu berauben sucht, gezwungen, vor dem Volke durch Worte und Handlungen auf Vertheidigung bedacht zu sein.

Allerdings.

So wenig Neigung sie auch zu Neuerungen haben mögen, so werden sie doch von der andern Parthei beschuldigt, daß sie dem Volke nachstellen, und oligarchische Gefinnungen hegen.

Das kann nicht anders sein.

Wenn sie nun sehen, daß das Volk, wenn gleich nicht aus freiem Antriebe, aber aus Unwissenheit, und von den Verläumdern getäuscht, sie gewalthätig zu behandeln droht: werden sie dann nicht am Ende, sie mögen wollen oder nicht, wirkliche Oligarchen werden? Doch sind nicht sie die Schuldigen; sondern jene Drohne, welche sie durch ihren Stachel reizt, ist die Ursache alles Unheils.

Unstreitig.

Dann folgen Anklagen, Richtersprüche und gegenseitige Kämpfe.

Ganz gewiß.

Pflegt das Volk nicht immer einen gewissen Mann vorzüglich an die Spitze zu stellen, und diesen mit be-

sonderer Vorliebe zu begünstigen und mächtig zu machen?

Das pflegt es zu thun.

Dieses aber ist klar, daß wenn einmal ein Tyrann entsteht, die Wurzel, aus welcher er entspringt, nirgends anderswo, als in den begünstigten Vorstehern gesucht werden müsse.

Das ist sehr klar.

Doch wann fängt der Volksführer an, sich in einen Tyrannen zu verwandeln? Nicht wahr, wenn er etwas Aehnliches zu thun beginnt, als was, nach der Sage, in Arkadien in dem Tempel des Lykäischen Zeus geschehen soll?

Was ist das für eine Sage? fragte er.

Die Sage erzählt, daß einer, der das Eingeweide eines Menschen, vermischt mit den Eingeweiden eines andern Opferthieres gegessen hat, in einen Wolf verwandelt wird. Hast du die Erzählung nie gehört?

Allerdings.

Auf gleiche Art dürfte auch ein solcher Volksführer, dem der große Haufe blinde Folgsamkeit leistet, sich des Bluts seiner Mitbürger nicht enthalten, sondern sich mit dem Morde der Unschuldigen beflecken, sie, wie das häufig zu geschehen pflegt, unter falschen Anzeigen vor Gericht ziehen, und sie aus der Zahl der Lebendigen vertilgen; ja er dürfte mit dem Blute der Unschuldigen seine verruchte Zunge laben, ächten und morden, und Vorschläge thun, zur Tilgung der Schulden und Aeckervertheilung. Muß aber ein solcher

cher

cher denn nicht, nach einer unvermeidlichen Nothwendigkeit, entweder von den Feinden umkommen, oder ein Tyrann, und also statt eines Menschen ein Wolf werden?

Das ist unstreitig sehr nothwendig.

Sollte auch ein solcher, der gegen die Reichen aufsteht, einmal vertrieben werden, so kehrt er doch zuweilen, ungeachtet der Wachsamkeit seiner Feinde, zurück, und zwar als ein vollkommener Tyrann.

Das ist offenbar.

Gelingt es aber den Gegnern nicht, ihn zu vertreiben oder durch Anklage vor dem Volk seinen Tod zu beschleunigen, so suchen sie durch heimliche Nachstellungen ihm den Untergang zu bereiten.

Das pflegt wohl zu geschehen, sagte er.

In diesem Fall erfinden jene Ruheführer einen Kunstgriff, den alle, die nach Alleinherrschaft streben, zu gebrauchen pflegen; sie erbitten sich Leibwächter vom Volk, unter dem Vorwande, daß der Beschützer des Volks gegen Nachstellungen gesichert sein möge.

Ja gewiß, sagte er.

Das Volk, glaube ich, voll Besorgniss für jenen, und voll Sicherheit für sich selbst, bewilliget ihre Forderung.

Gewiß.

Wenn nun der begüterte Mann dieses sieht, und bemerkt, daß er seines Reichtums wegen, vom Volke ge-

gehaßt wird, dann macht er, lieber Freund, von dem Orakelspruche, der dem Kroelos gegeben wurde, auf sich die Anwendung: Er flieht zum steinichten Hermos; er verweilt nicht länger, und schämt sich nicht, ein Feiger zu sein.

Er möchte sich sonst nie wieder schämen dürfen, sagte er.

Fängt man ihn auf, so wird er, glaube ich, zum Tode verurtheilt.

Das ist nothwendig.

Aber jetzt wird jener Volksführer nicht in stolzer Sicherheit unthätig sein, sondern von seinem Throne herab viele andere, die ihm gefährlich scheinen, zu Boden stürzen, und nicht länger als Volksführer, sondern als ein vollkommener Tyrann handeln.

Das wird er ohne Zweifel.

Laßt uns jetzt, sagte ich, die Glückseligkeit dieses Mannes und des Staates, worin ein solcher Mann aufsteht, näher betrachten.

Das müssen wir allerdings.

Wird er nicht in den ersten Tagen seiner Oberherrschaft jedem, der ihm begegnet, zulächeln und liebkozen, nicht betheuern, er sei kein Tyrann, und viele Versprechungen sowohl den Einzelnen als öffentlich geben? Wird er nicht die Schuldner von der Bezahlung lossprechen, und Ländereien unter das Volk und seine Günstlinge austheilen, und sich überhaupt gegen alle gnädig und väterlich gesinnt stellen?

Noth-

Nothwendig, sagte er.

Wenn er nun die äufsern Feinde theils befänftigt, theils zu Grunde gerichtet, und von ihnen weiter nichts zu befürchten hat: dann erregt er immer von Zeit zu Zeit Kriege, damit das Volk eines Heerführers bedürfe.

Natürlich.

Auch deshalb, damit sie ihm Geld hergeben, in Dürftigkeit gerathen, und so, gezwungen auf ihren täglichen Unterhalt zu sehen, ihm weniger nachstellen.

Das ist offenbar.

Auch deshalb, damit er diejenigen, glaube ich, die etwa freie Gefinnungen hegen, und von denen er fürchtet, sie möchten sich seiner Herrschaft widersetzen, unter einem scheinbaren Vorwande aufreiben könne, wenn er sie dem Feinde entgegenstellt. Aller dieser Ursachen wegen, muß ein Tyrann nothwendig immer Krieg zu erregen suchen.

Nothwendig.

Durch ein solches Verhalten muß er natürlich den Bürgern immer verhafter werden.

Allerdings.

Es pflegen daher auch wohl einige unter denen, die zu seiner Erhebung mitgewirkt haben, und bei den wichtigsten Aemtern angestellt sind, und vorzüglich die muthigsten unter ihnen, mit Freimüthigkeit sowohl gegen ihn, als unter einander zu reden, und das Geschehene zu tadeln.

Das

Das ist wahrscheinlich.

Alle diese muß der Tyrann wegräumen, wenn er seine Herrschaft sichern will, bis weder ein Feind noch Freund übrig bleibt.

Das ist offenbar.

Mit scharfem Blick muß er zu beurtheilen wissen, wer tapfer, wer hohen Geistes, wer klug und reich ist. Und so groß ist seine Glückseligkeit, daß er alle diese, er mag wollen oder nicht, als seine Feinde betrachten, und ihnen nachstellen muß, bis er den Staat ganz gereinigt hat.

Eine schöne Reinigung! sagte er.

Wohl wahr, erwiederte ich, wenigstens ist sie der Reinigung grade entgegengesetzt, wodurch die Aerzte die Körper zu heilen pflegen. Diese schaffen das schlechteste weg, und lassen das beste zurück. Jener thut grade das Gegentheil.

So muß er, wie es scheint, handeln, wenn er seine Herrschaft behaupten will.

Wahrlich eine glückliche Nothwendigkeit, sagte ich, hält ihn gefesselt, welche ihm gebietet, entweder über viele schlechte Menschen, und noch dazu selbst von diesen gehaßt, zu herrschen, oder nicht zu leben.

Ja, sagte er, eine solche Nothwendigkeit drängt ihn.

Aber je verhaßter er sich durch seine Gewaltthätigkeit bei den Bürgern macht, desto mehrerer und treuerer Leibwächter wird er bedürfen.

Aller-

Allerdings,

Aber welchen sollte er trauen dürfen, und woher soll er sie nehmen?

Es werden viele freiwillig, sagte er, im Fluge herbeieilen, wenn er Sold verheißt.

Beim Hunde, du scheinst mir, sagte ich, von einer gewissen Art Drohnen zu reden, die aus der Fremde, und zwar aus allen Ländern heranstürzen.

Du hast Recht.

Sollte er aber die einheimischen nicht wollen?

Wie meinst du?

Ich meine, er wird die Sklaven, deren Herrn er bei Seite geschafft hat, befreien, und sie zu seinen Freunden machen.

Ja gewiss, sagte er; denn diese werden ihm am treuesten dienen.

Du erwähnst da, sagte ich, eines glücklichen Schatzes für den Tyrannen, wenn er in diesen Männern die Freunde und treuen Diener wieder findet, deren er sich selbst vorher beraubt hatte.

Ja solcher Männer bedarf er.

Dies sind die Genossen, fuhr ich fort, welche ihn bewundern, dies die neuen Bürger, mit denen er Umgang pflegt. Aber die Guten hassen und fliehen ihn.

Wie könnten sie anders?

Nicht

Nicht ohne Grund, sagte ich, scheint die Tragödie, voll hoher Weisheit zu sein, und Euripides vor allen Tragödiendichtern den Vorzug zu verdienen.

Warum?

Weil jener gedankenreiche Ausdruck von ihm herrührt, daß die Tyrannen weise sind durch den Umgang mit Weisen. Er nennt also offenbar diejenigen weise, mit denen er umgeht.

Ja, sagte er, dieser und die andern Dichter preisen die Tyrannen als etwas Göttliches, und durch viele andre glänzende Namen.

Deshalb, sagte ich, müssen die Tragödiendichter, so weise sie auch sind, es uns und denjenigen, die nach unsern Grundsätzen die Staaten beherrschen, verzeihen, daß wir sie nicht in unsern Staat aufnehmen, weil sie Lobpreiser der Tyrannen sind.

Alle, versetzte er, welche gefälligen Sinnes unter ihnen sind, werden es uns, glaube ich, verzeihen.

Sie werden lieber, glaube ich, in andern Staaten umherziehen, dort die Menge versammeln, und die schönsten, volltönendsten und lieblichsten Stimmen erkaufen, um die Staaten zur Tyrannei und Demokratie zu ermuntern.

Gewiss.

Sie werden außerdem noch Belohnungen empfangen und geehrt werden, vor allen, wie natürlich, von den Tyrannen, und beinahe eben so sehr von der Demokratie. Aber je weiter sie sich bis zu dem höchsten Gipfel der Staatsverfassungen versteigen, desto
weni-

weniger wird die Ehre, die auf dem steilen Pfade gleichsam den Athem verliert, ihnen nachfolgen können.

Allerdings.

Aber das war eine Ausschweifung, sagte ich. Wir wollen jetzt wieder zu jener schönen, zahlreichen, mannigfaltigen, allenthalben ungleichen Trabantschaar des Tyrannen zurückkehren, und sehen, wovon sie unterhalten wird.

Es ist offenbar, sagte er, daß er die Schätze der Heiligthümer, die etwa im Staate sind, dazu verwenden, und daß, so lange der Verkauf von diesen Gütern ihm Geld genug verschaffen dürfte, das Volk nicht zwingen wird, ihm große Abgaben zu entrichten.

Wie aber, wenn er diesen Schatz verbraucht hat?

Es ist offenbar, daß er dann sich selbst, seine Mitzecher, seine Freunde und Buhlerinnen von seinem väterlichen Vermögen ernähren wird.

Ich verstehe, sagte ich; das Volk, das den Tyrannen erzeugt hat, wird ihn und seine Genossen auch ernähren müssen.

Ja, sagte er, das wird es unstreitig müssen.

Aber was wird, meinst du, geschehen, wenn das Volk nun unwillig wird, und sagt, es sei nicht recht, daß der erwachsene Sohn von dem Vater ernährt werde; der Vater habe nicht deshalb den Sohn erzeugt und erzogen, damit er selbst, wenn dieser erwachsen wäre, dem Sklaven des Sohnes diene, ihn selbst, seine Sklaven und das übrige um ihn versammelte Gesindel ernähre, sondern damit er, unter seiner Anführung, von den Reichen und sogenannten braven und rechtschaffnen Männern im Staate befreiet werden möge;

möge; und wenn er ihm nun befiehlt mit seinen Genossen den Staat zu verlassen, so wie ein Vater wohl den ungerathnen Sohn mit den lärmenden Zechbrüdern aus dem Hause zu verstoßen pflegt?

Bei Zeus, erwiederte jener, dann wird das Volk erkennen, was für ein sauberes Kind es erzeugt, gepflegt und groß gezogen hat, und daß jetzt der Schwächere die Mächtigen austreiben will.

Wie sagst du? Wird der Tyrann sich erdreisten, den Vater gewaltthätig zu behandeln, und ihn zu schlagen, wenn er den Gehorsam weigert?

Allerdings, erwiederte er, nachdem er ihm die Waffen genommen hat.

Ha! sagte ich, das wäre ja ein vatermörderischer Tyrann, der seinen Erzeuger, den er im Alter ernähren sollte, grausam behandelte! So legte denn endlich die Tyrannei die Maske ab, und so hätte sich das Volk, wie man zu sagen pflegt, da es sich vor dem Rauch der Knechtschaft unter freien Menschen flüchtete, in die wüthende Flamme der Despotie gestürzt, und hätte statt der großen ungemälsigten Freiheit, die härteste und bitterste Knechtschaft, die sich nur erdenken läßt, empfangen.

Ja, sagte er, dies ist gewiß der Fall.

Können wir nun nicht mit Recht sagen, daß wir zur Genüge erklärt haben, wie die Tyrannei aus der Demokratie entsteht, und wie sie nach ihrer Entstehung beschaffen ist?

Allerdings, sagte er,

Platons
Republik
oder
vom Gerechten.

Neuntes Buch.

Platon

Republik

oder

von Gorgias

Neunter Buch

Platons Republik.

Neuntes Buch.

Jetzt, fuhr ich fort, ist noch die Untersuchung übrig, wie der tyrannische Mann aus dem demokratischen entsteht, was für Eigenschaften er besitzt, und was für ein Leben er führt, ein elendes oder ein glückliches.

Ja, das ist uns noch übrig, sagte er.

Weißt du, worin ich noch einen Mangel bemerke?

Worin?

In der Erklärung der Begierden. Es scheint mir, daß wir ihre Anzahl und Beschaffenheiten nicht vollständig genug bestimmt haben. So lange aber dieser Punkt nicht berichtet ist, muß es der Untersuchung, die wir anstellen wollen, an hinlänglicher Deutlichkeit mangeln.

Wir werden ja, versetzte er, auch jetzt noch das Fehlende nachholen können.

Aller-

Allerdings. So siehe denn, was ich noch näher betrachtet wissen möchte. Es ist dieses. Unter den unnöthigen Vergnügungen und Begierden scheinen mir einige gesetzwidrig zu sein, die freilich wohl in jedem Menschen zu entstehen pflegen, die aber, wenn sie von den Gesetzen und den bessern Begierden, durch Hülfe der Vernunft, gebändigt werden, in den Seelen einiger Menschen entweder ganz ausgerottet, oder doch wenigstens sehr gemindert und geschwächt werden können, die hingegen bei andern immer zahlreicher und mächtiger werden.

Welche Begierden meinst du? fragte er.

Ich meine diejenigen, welche sich im Schlafe regen, wenn jener sanfte Theil der Seele, worin die Vernunft wohnt, und der über den Menschen herrschen soll, schläft, indess der thierische und unbändige, mit Speisen und Trank überladen, voll Ungeflüm tobt, den Schlaf verjagt, und seine Triebe zu sättigen sucht. Du weißt, daß der Mensch in einem solchen Zustande, gleichsam aller Schamhaftigkeit entbunden, aller Besonnenheit beraubt, zu jeder Schändlichkeit fähig ist: Sogar mit seiner eignen Mutter, oder mit jedem andern Wesen, es sei ein Mensch oder ein Gott, oder ein Thier, seine schandbare Lust zu büßen, glaubt er nicht erröthen zu dürfen, keine Mordthat dünkt ihm zu verabscheuungswürdig, jede Speise reizt seine Begierde, kurz man kann sich nichts so wahnsinniges und schamloses denken, das er nicht verüben möchte.

Du redest sehr wahr, sagte er.

Wenn

Wenn einer dagegen, glaube ich, ein mäßiges und ordentliches Leben führt, und so oft er sich zum Schlafe niederlegt, den vernünftigen Theil seiner Seele aufweckt, ihn mit edeln Gedanken und Betrachtungen nährt, und so zur Unterhaltung mit sich selber gelangt; wenn er den begehrenden Theil weder darben läßt, noch überfüllt, damit er einschlummere, und dem edelsten Theile keine Störung verursache, weder durch Freude noch Traurigkeit, sondern die reine Vernunft für sich Betrachtungen anstellen, und zur Erkenntniß dessen aufstreben lasse, was er nicht weiß, es mag vergangene, gegenwärtige oder künftige Dinge betreffen; wenn er auf gleiche Weise auch den leidenschaftlichen Theil befänstigt hat, und ohne Unwillen gegen jemanden, ohne einige Erschütterung der Seele, des Schlafes abwartet; kurz wenn er so der Ruhe pflegt, daß außer der Vernunft, die er zur Thätigkeit erweckt, alle übrigen Kräfte in ihm schlafen: dann ist seine Seele, mußt du wissen, für die Erkenntniß der Wahrheit am empfänglichsten, dann werden ihr am wenigsten verabscheuungswürdige Traumbilder vorschweben können.

Das hat, glaube ich, seine entschiedene Richtigkeit, sagte er.

Doch hierüber haben wir uns vielleicht zu weit ausgedehnt. Jetzt liegt uns bloß daran zu erkennen, daß jeder in seiner Seele eine Art von furchtbaren, wilden und gesetzwidrigen Begierden beherbergt, wovon sogar diejenigen unter uns nicht frei sind, welche die meiste Mäßigung zu besitzen scheinen. Dies zeigt sich im Schlafe. Doch überlege selbst, ob ich dir

Wahrheit zu sagen scheine, und ob du mir beistimmen kannst.

Ja ich stimme dir bei.

Du erinnerst dich noch, wie wir den demokratischen Mann schilderten. Er verdankte ja die Erziehung seiner Jugend einem sparsüchtigen Vater, der nur die Begierden des Gelderwerbs achtete, alle unnöthigen dagegen, die nur darauf abzwecken, das Leben zu erheitern und zu verschönern, gering schätzte. Nicht wahr?

Allerdings.

Geräth er aber in die Gesellschaft solcher Männer, die eine freiere Lebensart lieben, und mit den eben gedachten Begierden erfüllt sind; so gewinnt er ihre Ausschweifungen und Sitten lieb, und verabscheut die Enthaltksamkeit des Vaters. Doch da er eine bessere Natur, als seine Verführer, hatte; so fühlte er sich von beiden Seiten angezogen, und konnte sich weder zu der einen, noch der andern Lebensweise ganz bestimmen, sondern glaubte, er müßte ein Leben führen, das sich von beiden gleich weit entfernt hielte, das weder sklavisch noch zügellos wäre. Und so wurde er aus einem oligarchischen Mann ein demokratischer.

So urtheilten wir, sagte er; so muß man überhaupt über einen solchen Mann urtheilen.

Setze nun den Fall, fuhr ich fort, daß ein solcher wieder in reifem Alter einen Sohn hat, den er nach seinen Sitten erziehen läßt.

Gut!

Nimm

Nimm gleichfalls an, daß er mit seinem Vater ähnliche Schicksale erfährt. Man sucht ihn zu jeder Art von Ausschweifung zu verführen, die von den Verführern uneingeschränkte Freiheit genannt wird. Der Vater und die Verwandten bemühen sich, die gemäßigten Begierden in seiner Seele zu erhalten; die andern arbeiten ihrer Bemühung entgegen. Wenn nun diese furchtbaren Zauberer und Tyrannenschöpfer sonst keine Hoffnung haben, den Jüngling fest zu halten; so suchen sie ein Liebesfeuer in seiner Brust zu erregen, das zum Führer jener müßigen und verschwenderischen Begierden dienen soll, und einer geflügelten Drohne sehr ähnlich ist. Oder meinst du, wir dürften eine so rasende Liebe nicht mit einer Drohne vergleichen?

Sie hat unstreitig, sagte er, damit die größte Aehnlichkeit.

Wenn nun auch die andern Begierden, die ihn umschwärmen, ich meine die Begierde nach Rauchwerk, Salben, Kränzen, Wein und allen übrigen Arten ausschweifender Vergnügungen, denen die Lüstlinge in ihren Gelagen nacheifern, Nahrung und Stärke gewinnen, und die Drohne mit dem Stachel der Lust bewaffnet haben; dann tobt der neue Führer, unter der Schutzwache des Wahnsinns, mit rasender Wuth, erstickt und verbannt alle Empfindungen von Tugend und Schamhaftigkeit, die etwa noch zurückgeblieben sind, und rastet nicht eher, als bis er die Seele von jeder Spur der Mäßigung gereinigt, und aller vorigen Besonnenheit beraubt hat.

Du schilderst sehr richtig die Entstehung eines tyrannischen Mannes, sagte er.

Ist dies nicht der Grund, versetzte ich, warum schon von Alters her der Liebesgott ein Tyrann genannt wird?

Das scheint.

Hat nicht auch der Trunkenbold eine tyrannische Gesinnung, mein Lieber?

Allerdings.

Auch der Wahnsinnige und Verrückte getraut sich und hofft, nicht allein über die Menschen, sondern sogar über die Götter herrschen zu können.

Ja gewiss.

Ein Tyrann entsteht also, mein Theurer, wenn einer durch Zerrüttung seiner Natur, oder durch Befriedigung fehlerhafter Neigungen, oder durch beides zugleich entweder in Trunkenheit oder Liebe oder Wahnsinn versetzt wird.

Allerdings.

Wie der Tyrann entsteht, hätten wir, wie es scheint, erkannt; aber was für ein Leben führt er?

Auch dieses wirst du mir erzählen, pflegen die Kinder beim Spiele zu sagen.

Gut, ich will es sagen. Er wird, glaube ich, mit seinen Genossen Feste feiern, lärmende Schmäufe und Lustgelage anstellen, Buhlerinnen halten und ähnlichen Vergnügungen nachhängen, wozu der in ihm
wohl-

wohnende tyrannische Liebesgott, der seine ganze Seele beherrscht, ihn antreibt.

Das ist nothwendig, sagte er.

Wird nicht jede Nacht, jeder Tag neue und mächtige Begierden, die sich nicht ohne großen Aufwand befriedigen lassen, erzeugen?

Ganz gewiss.

Die Einkünfte, die er etwa hat, werden also bald aufgezehrt sein.

Unstreitig.

Nun wird er Anleihen machen, und sein väterliches Gut veräußern.

Allerdings.

Wenn er nun alles durchgebracht hat, und doch die zahlreichen, mächtigen, in seinem Herzen nistenden Begierden um Nahrung schreien, wird er dann nicht, umhergejagt von den Stacheln der Begierden, und vorzüglich von der in ihm herrschenden Liebe, der alle übrigen Begierden gleichsam als Trabanten dienen, wie ein Wahnsinniger toben, und sich nach den Begüterten umsehen, um jeden, dem er bekommen kann, es sei durch List oder Gewalt zu berauben?

Ja gewiss.

Er ist in der Nothwendigkeit, entweder von allen Seiten an sich zu raffen, oder die heftigsten Qualen und Schmerzen zu erdulden.

Das

Das ist wahr.

So wie die jüngern, in seiner Seele aufgewachsenen Begierden mehr als die ältern vermochten, und diese ihres Antheiles beraubten; so wird er sich auch selbst berechtigt halten, mehr als Vater und Mutter zu haben, und wenn er seinen Antheil verzehrt hat, das väterliche Gut angreifen und verschleudern.

Wie könnte es anders sein?

Wenn seine Eltern es ihm nicht gestatten, so wird er zuerst versuchen, sie zu bestehlen und zu betriegen.

Allerdings.

Wenn ihm dies nicht mehr gelingt, dann dürfte er sie durch Gewalt berauben.

Ja, das glaube ich, sagte er.

Sollten die Eltern aber Gewalt mit Gewalt abtreiben wollen, meinst du, die Ehrfurcht für den alten Vater und die abgelebte Mutter würde ihn zurückhalten, sie tyrannisch zu behandeln?

Ich fürchte alles, sagte er, für die Eltern eines solchen Menschen.

Bei Zeus, lieber Adeimantos, glaubst du nicht, daß er fähig sei, wegen einer Geliebten, die erst neulich sein Herz entflammte, wegen einer Buhlerin, die er willkührlich auswählte, seine alte Freundin, seine Mutter, mit welcher die Natur selbst ihn vereinigte, oder wegen eines schönen Jünglings, der erst neulich seine Begierde reizte, der durch keine Verwandtschaft mit ihm verbunden ist, seinen kümmerlichen alten Vater,

Vater, der schon durch die Natur selbst sein ältester Freund ist, durch Schläge zu mißhandeln, und seine Eltern zu Sklaven seiner Lieblinge zu machen, wenn es ihm gelüsten sollte, diese in sein väterliches Haus einzuführen?

Bei Zeus, ich halte ihn dieser Abscheulichkeit fähig, sagte er.

Es scheint, versetzte ich, ein großes Glück zu sein, einen tyrannischen Sohn gezeugt zu haben.

Nein gewiß nicht, sagte er.

Wenn er aber auch das väterliche Gut vergeudet hat, und der Schwarm der in ihm versammelten Begierden sich immer mehr anhäuft, dann wird er zuerst die Mauern der Häuser zu durchbrechen suchen, oder den Nachtwanderer ausziehen, und hierauf endlich die Tempel ausplündern. Bei allen solchen Freveln werden die neulich aus der Knechtschaft befreiten Begierden, angeführt von der Liebe, bald jene alten Vorstellungen unterdrücken, die ihm in der Kindheit eingeflößt wurden, und die vormals sein Urtheil über Recht und Unrecht leiteten. So lange die demokratische Verfassung seiner Seele noch fort dauerte, und er noch unter der Obhut der Gesetze und seines Vaters stand, konnten sich diese Begierden nur im Traume losreißen. Jetzt aber, da er unter der Tyrannei der Liebe steht, ist er im wachenden Zustande schon ein solcher, als er kurz vorher nur im Traume war, und kein Mord, keine Speise, keine Handlung ist ihm so verabscheuungswürdig, daß er davor zurückbeben sollte, sondern die in ihm tyrannisch schaltende Liebe, durch

durch kein Gesetz, durch keine Ordnung gezügelt, treibt als Alleinherrscherin ihren Sklaven, worin sie thront, als einen Staat, zu jeder Tollkühnheit, um Nahrung für sich und den sie begleitenden Schwarm der Begierden zu finden, die theils von aussen durch schlechten Umgang in die Seele gekommen, theils in dem Innern selbst entstanden sind, da sie sich durch eigene Wildheit losrissen, und von ihm selbst in Freiheit gesetzt wurden. — Ist das Leben eines solchen Mannes nicht so beschaffen?

Du hast Recht, sagte er.

Wenn nur wenige Menschen dieser Art im Staate sind, die grössere Menge dagegen Ordnung und Mäßigung liebt, so wandern sie aus, und lassen sich bei einem andern Tyrannen als Trabanten anstellen, oder dienen für Sold, wenn es irgendwo Krieg giebt. Wenn aber Ruhe und Frieden in dem Staate ist, worin sie sich aufhalten, so verüben sie mancherlei kleine Frevel.

Welche meinst du?

Zum Beispiel: sie stehlen, brechen in die Häuser, sind Beutelschneider, Strassenräuber, Tempelplünderer, Menschenverkäufer. Wenn sie einige Gabe der Beredsamkeit haben, so lassen sie sich auch als Sycophanten und falsche Zeugen gebrauchen, und sind für jede Bestechung feil.

Das nennst du kleine Frevel, und solche Dinge üben sie aus, wenn ihrer nur wenige sind? sagte er.

Das

Das Kleine wird nur in Vergleichung mit dem Großen Klein genannt. Alle diese Uebel, wenn sie mit der Verdorbenheit und dem Elende eines Staates verglichen werden, der von einem Tyrannen beherrscht wird, sind, wie man zu sagen pflegt, kaum des Nennens werth. Denn wenn viele der Art im Staate sind, und sie selbst merken, wie zahlreich sie sind: dann sind diese es, welche durch Hülfe des verblendeten Volkes, den Tyrannen schaffen, und den dazu auswählen, welcher den größten und furchtbarsten Tyrannen in der Seele bewahrt.

Das ist wahrscheinlich; denn ein solcher Mensch eignet sich am besten zum Tyrannen.

Dies erfolgt, wenn die Bürger gutwillig alles geschehen lassen. Sollte sich aber der Staat widersetzen wollen, so wird er, wie er einst Vater und Mutter züchtigte, so jetzt auch sein Vaterland züchtigen, wenn er Kräfte dazu hat; er wird seine geliebten Jünglinge einführen, und ihnen sein Mutterland, wie die Kreter sagen, das so alte Rechte auf seine Liebe hat, und sein Vaterland, das ihn gepflegt und genährt, dienstbar machen. — Das wäre denn das Ziel, wohin der Mann mit seinen Begierden strebt.

Das läßt sich nicht bezweifeln, sagte er.

Aber auch ehe sie herrschen, sind diese Menschen nicht besser. Zuerst suchen sie nur solche Gesellschafter, die ihnen schmeicheln, und zu allen Diensten bereit sind; bedürfen sie dagegen der Hülfe von andern, so sind sie selbst die Kriecher, und scheuen sich nicht andre durch jede Miene von ihrer Freundschaft zu über-

überreden; aber kaum haben sie ihre Wünsche erreicht, so kennen sie ihre ehemaligen Freunde nicht mehr.

Ja, so handeln sie.

Und so ist ihr ganzes Leben: niemandes Freunde sind sie, entweder selbst Despoten oder Sklaven eines andern. Für die wahre Freiheit und Freundschaft hat die Seele der Tyrannen keine Empfänglichkeit.

Du hast Recht.

Dürfen wir denn diese Art Menschen nicht mit Recht Treulose nennen?

Unstreitig.

Und gleichfalls die Allerungerechtesten, wenn wir anders oben die Natur der Ungerechtigkeit richtig erklärt haben?

Ja wir haben sie gewiß richtig erklärt.

Laßt uns nun die Hauptzüge in dem Bilde des schlechtesten Menschen in ein Ganzes vereinigen. Der ist es unstreitig, der im wachenden Zustande ein solches Ungeheuer ist, als er sich im Traume zu sein dünkte.

Allerdings.

Der wird es also sein, der, durch natürliche Anlage am vorzüglichsten zum Tyrannen geeignet, zur Alleinherrschaft gelangt, und um so mehr wird er ein solcher sein, je länger er herrscht.

Das ist nothwendig, sagte Glaukon, der jetzt das Wort nahm.

Muß nun, fuhr ich fort, der Mann, welcher als der schlechteste erscheint, nicht auch als der unglücklichste erscheinen, und muß nicht, obgleich manche hierüber anders urtheilen, nach der Wahrheit die Dauer und die Größe seines Elendes mit der Dauer und Heftigkeit seiner tyrannischen Herrschaft in gleichem Verhältnisse stehen?

Dies muß nothwendig der Fall sein.

Der tyrannische Mann hat doch mit dem tyrannisch regierten Staat die meiste Aehnlichkeit, der demokratische mit der Demokratie, so wie die übrigen alle den Verfassungen, wovon sie benannt wurden, am ähnlichsten sind?

Allerdings.

So wie sich nun ein Staat gegen den andern in Ansehung der Tugend und Glückseligkeit verhält, so wird sich auch ein Mann gegen den andern verhalten.

Unstreitig.

Aber wie verhält sich der tyrannisch regierte Staat gegen jenen königlichen, den wir vorher schilderten.

Sie sind sich grade entgegengesetzt; der eine ist der vortrefflichste, der andre der schlechteste.

Ich will nicht fragen, welchen von beiden du den besten nennst; denn dies ist klar; sondern ob du über die Glückseligkeit und das Elend beider Staaten ein gleiches Urtheil fällst. Wir wollen uns nicht durch

durch den Schein täuschen lassen, nicht bloß auf den einzigen Tyrannen oder auf wenige seiner Günstlinge den Blick richten, sondern den ganzen Staat durchwandern, nach allen Seiten unsre Augen und Schritte wenden, und erst nach der Betrachtung zu urtheilen wagen.

Deine Erinnerung ist gegründet, sagte er. Doch es muß jedem einleuchten, daß kein Staat unglücklicher, als derjenige, der von einem Tyrannen, keiner glücklicher sei, als der, welcher von einem Könige regiert wird.

Würde ich nun auch Recht haben, fuhr ich fort, wenn ich bei der Beurtheilung der Menschen eine gleiche Vorsicht anriethe, wenn ich verlangte, daß nur derjenige urtheilen sollte, der mit seinem Verstande das Innere durchschauen könnte, der nicht bloß, wie ein Kind, die Aussen Seite betrachtete, sich nicht durch den Glanz, der die Tyrannen von aussen umgiebt, täuschen liesse, sondern die Sache bis auf den Grund untersuchte? Wenn ich nun glaubte, daß wir nur den hören müßten, der urtheilen könnte, weil er mit dem Tyrannen zusammengewohnt, weil er ihn in seinen häuslichen Handlungen, in seinem Verhalten gegen die Verwandte (denn dies ist der Ort, wo man ihn am meisten seines tragischen Pompes entlediget sehen kann) und bei öffentlichen Gefahren beobachtet hat; wenn wir einen solchen aufforderten, uns zu verkündigen, wie viel glücklicher oder elender, als andre, der Tyrann wäre. —

Dann würdest du, antwortete er, den tauglichsten Richter auffordern.

Ge-

Gefällt es dir, sagte ich, daß wir uns selbst an die Stelle derer setzen, die urtheilen können, weil sie den Tyrannen in der Nähe betrachtet haben, damit doch einer da sei, der auf unsre Fragen antworte?

Das laßt uns.

Wohlan denn! beginne deine Untersuchung. Doch zuvor erinnere dich, daß zwischen der Verfassung eines Staates und der menschlichen Seele eine Aehnlichkeit statt finde; und nun betrachte jede für sich, und sage mir, was du an jeder bemerkst.

Du mußt bestimmter fragen, erwiederte er.

Was zuförderst den Staat betrifft, möchtest du den Staat, der von einem Tyrannen regiert wird, einen freien oder sklavischen nennen?

Den sklavischen unter allen würde ich ihn nennen?

Und doch siehst du in ihm Gebieter und Freie.

Freilich sehe ich sie, sagte er; aber ihre Anzahl ist sehr klein; beinahe das Ganze und noch dazu der edelste Theil lebt in einer schimpflichen und elenden Knechtschaft.

Wenn nun, fuhr ich fort, Mensch und Staat einander ähnlich sind, muß es sich mit dem Menschen nicht grade eben so verhalten, daß seine Seele unter harter Knechtschaft und Dienstbarkeit leufzet? Werden nicht auch die edelsten Theile derselben der despotischen Willkühr des kleinsten, schlechtesten und rasendsten Theiles unterworfen sein?

Das

Das ist nothwendig.

Wie nun? wirst du eine solche Seele frei oder sklavisch nennen?

Eine sklavische.

Kann nun ein sklavischer Staat, worüber ein Tyrann gebietet, am wenigsten nach eigenem Willen handeln?

Unstreitig.

Folglich wird auch die Seele, welche unter dem Gebote eines Tyrannen steht, wenn man sie als ein Ganzes betrachtet, am wenigsten nach eigenem Willen handeln; sondern von der Gewalt wüthender Leidenschaften umher getrieben, wird sie voll Verwirrung und Reue sein.

Allerdings.

Muß der Staat, der von einem Tyrannen beherrscht wird, nothwendig dürftig oder reich sein?

Dürftig.

Eine Seele also, die von einem Tyrannen beherrscht wird, muß nothwendig dürftig und unersättlich sein.

Unstreitig.

Wie aber? Wird ein solcher Staat und ein solcher Mann je von Besorgnissen frei sein können?

Gewiß niemals.

In keinem andern Staate wird man wohl so viele Klagen, Seufzer, Thränen und Schmerzen antreffen.

Nir-

Nirgendsw.

Du darfst also auch glauben, daß keine andre Seele so viele Dinge der Art enthält, als die Seele des Tyrannen, die von den Begierden und der Liebe in Wuth gesetzt ist.

Unstreitig.

In Rücksicht auf alle diese Dinge urtheilst du, daß dieser Staat unter allen der elendeste wäre.

Hatte ich nicht Recht? sagte er.

Allerdings. Aber was urtheilst du von dem tyrannischen Manne, wenn du auf dieselben Dinge Rücksicht nimmst?

Daß er unter allen bei weitem der unglücklichste ist.

Diese Behauptung dürfte nicht gegründet sein, sagte er.

Wie? versetzte er.

Ich glaube nicht, daß dieser der unglücklichste ist.

Wer denn?

Vielleicht wirst du einen andern für noch unglücklicher halten.

Und wer wäre der?

Der Mann, welcher von tyrannischen Leidenschaften beherrscht, nicht im Privatstande lebt, sondern unglücklich genug ist, daß er durch irgend ein Mißgeschick ein wirklicher Tyrann wird.

Ich

Ich muthmase nach deinen vorigen Aeußerungen, daß du die Wahrheit redest.

Allerdings, sagte ich. Aber bei solchen Dingen muß man sich nicht an bloße Muthmassungen halten, sondern alles auf das gründlichste untersuchen; denn es betrifft die wichtigste Angelegenheit, die Glückseligkeit und die Unglückseligkeit des Lebens.

Sehr wahr.

Ueberlege also, ob ich etwas gültiges sage. Denn mir scheint es; daß wir am ersten die Wahrheit erkennen werden, wenn wir diesen Standpunkt für die Untersuchung wählen.

Welchen?

Wenn wir auf die reichen Privatleute, die sich in Kriegen viele Sklaven erworben haben, unsre Aufmerksamkeit richten. Denn diese sind den Tyrannen darin ähnlich, daß sie auch über viele herrschen. Der Unterschied besteht bloß in der Menge von Sklaven, worüber sie herrschen.

Ja hierin besteht der Unterschied.

Du weißt, daß diese keine Besorgnisse haben, und ihre Sklaven nicht fürchten.

Was sollten sie fürchten?

Nichts, erwiederte ich; aber siehst du die Ursache hievon nicht ein?

Allerdings.

Weil nemlich der ganze Staat dem Einzelnen zu seiner Sicherheit behülflich ist.

Wohl.

Wohlgesprochen, sagte er.

Aber wie? Wenn irgend ein Gott den Mann, der funfzig oder mehrere Sklaven hätte, mit Weib und Kindern aus dem Staate entrückte, und ihn mit allen Gütern, und Sklaven in eine Einöde versetzte, wo er von den Freien keine Hülfe erhalten könnte: wie sehr, meinst du, daß er sich fürchten werde, seine Sklaven möchten ihn selbst, seine Gattin und Kinder ums Leben bringen?

Er würde, glaube ich, dieses auf das stärkste fürchten.

Würde er nicht genöthiget sein, sich vor einigen seiner Sklaven zu schmiegen, ihnen große Versprechungen zu geben, und sie wider seinen Wunsch zu befreien? Würde er nicht genöthiget sein, der Schmeichler seiner eignen Sklaven zu werden?

Das könnte er gewiß nicht vermeiden, wenn er sein Leben erhalten wollte.

Und wie? wenn der Gott noch viele Nachbarn sich rings um ihn anbauen liesse, die keinen willkührlichen Herrscher über andre dulden könnten, sondern jeden, dessen sie habhaft würden, auf das äußerste bestrafen?

Dann würde er, rings von lauter Feinden bewacht, noch mehr Unheil zu befürchten haben.

Lebt nicht in einem solchen Kerker der Tyrann gefesselt, der so geartet ist, als wir ihn geschildert haben, gefoltert von mannichfaltigen Besorgnissen und heftiger Liebe? So neugierig seine Seele auch ist, so

ist er doch der einzige im Staate, dem es nicht vergönnt ist, irgendwohin zu verreisen, noch irgend ein Schauspiel mit anzusehen, das von allen freien Menschen sonst so gerne besucht wird. Die meiste Zeit eingeschlossen in seinem Hause, lebt er wie ein Weib, voll Neid gegen die andern Bürger, wenn er hört, daß einer außerhalb Landes verreist, um etwas Gutes zu sehen.

Du hast vollkommen Recht, sagte er.

Aber noch mehrere Uebel der Art leidet der tyrannische Mann, den du eben für den elendesten unter allen Sterblichen erklärt hast, der, ungeachtet seiner traurigen Seelenbeschaffenheit, nicht als Privatmann leben darf, sondern durch irgend ein Mißgeschick gezwungen wird, selbst als Tyrann zu herrschen, und, obgleich er seiner selbst nicht mächtig ist, doch die Herrschaft über andre übernehmen muß, einem Manne ähnlich, der bei einem kranken Körper, den er selbst nicht regieren kann, doch nicht auf die Heilung seiner selbst bedacht sein darf, sondern sein ganzes Leben im beständigen Kampf gegen die Krankheiten andrer Körper zubringen muß.

Die Vergleichung, sagte er, könnte nicht passender sein, lieber Sokrates.

So von allen Seiten elend, lieber Glaukon, ist das Loos des Tyrannen, und das Leben, welches er führt, noch viel trauriger, als was du für das unseligste erklärtest.

Allerdings, sagte er.

Wenn

Wenn wir also auf Wahrheit und nicht auf den bloßen Schein sehen, so ist der wirkliche Tyrann der dienstbarste, der knechtischste unter allen Sklaven, ein Schmeichler der verworfensten Menschen, ein Elender, der nie seine Begierden sättiget, dem es immer an allem mangelt, der immer dürftig erscheint, wenn einer seine ganze Seele zu durchschauen versteht, und sein ganzes Leben hindurch mit Furcht erfüllt ist, immer in Erschütterungen und Schmerzen lebt, wenn er anders der Staatsverfassung ähnlich ist, worüber er herrscht. Er ist ihr aber ähnlich. Nicht wahr?

Ja sehr, sagte er.

Zu den Uebeln, welche den Mann treffen, können wir noch die hinzufügen, deren wir vorhin gedachten, daß er wegen seiner Herrschaft nothwendig immer neidischer, treulofer, ungerechter, immer mehr von Freunden verlassen, immer gottloser und fähiger zur Aufnahme und Ernährung jedes Lasters werden müsse; woraus folgt, daß er selbst am unglücklichsten sein, und dann auch alle diejenigen unglücklich machen müsse, die ihn umgeben.

Kein Verständiger, sagte er, wird es wagen, dir zu widersprechen.

Wohlan denn, fuhr ich fort, so wie ein Richter nach der Reihe über alle das Urtheil spricht, so erkläre du jetzt auch, wer nach deinem Urtheil, den ersten Grad der Glückseligkeit, und wer den zweiten besitzt, und so bestimme für jeden der fünf Männer, den königlichen, timokratischen, oligarchischen, de-

mokratischen und tyrannischen den Grad der Glückseligkeit, der ihnen zukömmt.

Das Urtheil ist leicht. Je nachdem sie sich darstellen, richte ich über sie, wie über Chöre; nach dem Maasse, wie sie Tugend und Schlechtigkeit zeigen, bestimme ich den Grad ihrer Glückseligkeit oder Unglückseligkeit.

Laßt uns denn einen Herold dingen, sagte ich; oder soll ich selbst ausrufen, daß der Sohn des Aristons den tugendhaftesten und gerechtesten (und dieser sei jener vollkommene königliche Mann, der sich selbst zu beherrschen wisse) für den glücklichsten, den lasterhaftesten dagegen (und dies sei der Mann, der von Natur die meiste Anlage zum Tyrannen habe, und über sich selbst und den Staat als Tyrann herrsche) für den elendesten erkläre?

Das magst du ausrufen.

Sollich noch hinzufügen, daß der eine der glücklichste, der andre der elendeste sein würde, wenn auch weder Menschen noch Götter von ihnen einige Kenntniß nähmen?

Ja das darfst du hinzufügen.

Gut! versetzte ich. So hätten wir denn auf diesem Wege erwiesen, was wir erweisen wollten; aber wir könnten, wenn es dir gefiele, das nemliche wohl noch auf einem andern Wege darthun.

Und was wäre das für ein Weg?

So wie wir im Staate drei Klassen unterschieden, so haben wir auch in der Seele jedes Einzelnen drei
Grund-

Grundkräfte erkannt; diese Bemerkung dürfte uns vielleicht den zweiten Beweis darbieten.

Und der wäre?

Höre nur. So wie es drei Grundkräfte der Seele giebt, so giebt es auch eine dreifache Art von Vergnügungen, Begierden und Herrschaften, die einer jeden eigenthümlich sind.

Erkläre dich deutlicher, sagte er.

Die eine Kraft, sagten wir, ist die Kraft, wodurch der Mensch erkennt, die andre, wodurch die Leidenschaft in ihm erregt wird; die dritte können wir, weil sie so viele Gestalten annimmt, nicht mit einem eignen Namen bezeichnen; aber wir benannten sie nach ihrer vorzüglichsten und mächtigsten Wirkung. Denn wir nannten sie bald den begehrenden Theil der Seele, wegen der Heftigkeit ihrer Begierden nach Speise und Trank, nach dem Genuß der sinnlichen Liebe und andern ähnlichen Dingen, bald den gewinnfüchtigen Theil, weil solche Begierden vorzüglich durch Hülfe des Geldes befriediget werden.

Und das mit Recht, sagte er.

Wenn wir nun sagen, sie äußere sich durch Begierde und Liebe zum Gewinnst, und deshalb diesen Theil der Seele, so oft wir von ihm reden, den eigennützigen und gewinnfüchtigen nennen, vorzüglich wenn wir der Verständlichkeit wegen, die Sache durch einen Hauptbegriff ausdrücken wollen: werden wir zu einem solchen Urtheil und zu einer solchen Benennung berechtigt sein?

Mir

Mir scheint es, sagte er.

Nun weiter. Sagten wir nicht, daß die leidenschaftliche Kraft der Seele ganz dahin streben müsse, Uebermacht, Sieg und Ruhm zu erlangen?

Allerdings.

Wenn wir diese nun die kampfliebende und ehrliebende nannten, würden wir dann mit Genauigkeit reden?

Unstreitig sehr genau.

Aber die Kraft der Seele, wodurch wir erkennen, ist offenbar immer wirksam, die Natur der Wahrheit zu erkennen, und ist gegen Geld und Ruhm am gleichgültigsten.

Ohne Zweifel.

Wenn wir sie daher die lernbegierige und philosophische Kraft nennen, so werden wir ihr eine Benennung geben, die ihrer Sitte anpassend ist.

Allerdings.

Je nachdem es sich nun trifft, ist entweder die eine oder die andre vor den übrigen die herrschende in der menschlichen Seele.

Unstreitig.

Deshalb behaupten wir auch, daß es eine dreifache Gattung von menschlichen Naturen gebe, die philosophische, die kampfliebende und gewinnfüchtige.

Allerdings.

Daher

Daher giebt es auch drei Arten der Begierden, wovon jede einer einzelnen Gattung von Menschen eigenthümlich ist.

Ohne allen Zweifel.

Wolkest du nun jeden der drei Menschen einzeln fragen, welches Leben das reizendste wäre, so würde jeder, darfst du glauben, das seinige erheben. Der Geldfüchtige würde sagen, daß in Vergleichung mit dem Gewinnbringenden das Streben nach Ehre und Wissenschaft keinen Werth hätte, es möchte denn der Fall sein, daß man durch eine von beiden Geld erwerben könne.

Sehr wahr, sagte er.

Wird der Ehrgeizige anders urtheilen? Wird ihm nicht die Begierde nach Geld und Wissenschaft eine unnütze Bürde scheinen, und wird er nicht alle Wissenschaft, die nicht zur Ehre führt, für Dunst und Possenspiel halten?

Richtig, sagte er.

Von dem Philosophen können wir gleichfalls ohne Bedenken annehmen, daß er alle übrigen Vergnügungen für nichts achte, gegen das Vergnügen, das er aus der Erkenntniß der reinen Wahrheit schöpft, und daß er das immer weitere Streben in dieser Erkenntniß für die höchste Seligkeit halte, und daß er die übrigen Vergnügungen überflüssig nenne, die er nur so weit zu bedürfen glaubt, als die Nothwendigkeit der Natur es verlangt.

Das muß man sich wohl merken, sagte er.

Wenn

Wenn nun, fuhr ich fort über diese drei Gattungen der Vergnügungen und über die Lebensarten selbst eine Streitfrage entstünde, nicht welche die anständigere oder unanständigere, die bessere oder schlechtere, sondern welche die angenehmere oder unglücklichere Lebensart wäre: wie könnten wir wissen, auf wessen Seite die Wahrheit wäre?

Das vermag ich durchaus nicht zu sagen.

Betrachte die Sache von dieser Seite. Durch welche Hülfsmittel muß man die Dinge beurtheilen, die man gut beurtheilen will? Muß man nicht die Erfahrung, die Klugheit und die Vernunft zu Rathe ziehen? Oder hat man noch bessere Hülfsmittel zur Beurtheilung, als diese?

Unmöglich, sagte er.

Ueberlege nun weiter. Wer von den drei Männern scheint dir alle Arten von Vergnügungen am meisten aus Erfahrung zu kennen? Meinst du der Gewinnflüchtige, der sich entschloß, der Wahrheit nachzuforschen, würde das Vergnügen, das aus Wissenschaft entspringt, besser aus Erfahrung kennen, als der Philosoph das Vergnügen, das mit Gewinnst verbunden ist?

Der Unterschied, sagte er, ist groß. Der Philosoph mußte schon, durch seine Natur genöthiget, von Kindheit an, auch die eigennützigen Vergnügungen kosten. Der Gewinnflüchtige dagegen, der einmal die wesentliche Natur der Wahrheit zu ergründen strebt, war nie in der Nothwendigkeit, die Süßigkeit des Ver-

Vergnügens, das aus Erkenntniß entspringt, zu kosten, hat nie Erfahrung davon gehabt, ja er könnte es nicht einmal erreichen, wenn er es auch wünschte.

Der Philosoph kennt also beide Arten der Vergnügungen bei weitem mehr aus Erfahrung, als der Gewinnflüchtige.

Unstreitig.

Uebertrifft er nicht auch den Ehrliebenden? Kennt der Philosoph das Vergnügen, welches die Ehre gewährt, besser aus Erfahrung, oder jener das Vergnügen, das die Erkenntniß verleiht?

Ehre, sagte er, erlangt ja jeder, wenn er den Zweck erreicht hat, den er sich vorgesetzt hatte. Denn sowohl der Reiche, als der Mannhafte und Weise werden von vielen geehrt. Folglich kann jeder von dem Vergnügen, das die Ehre begleitet, leicht Erfahrung gewinnen. Aber das Vergnügen, welches die Anschauung der reinen Wahrheit gewährt, kann nur der Philosoph empfinden.

In Rücksicht auf Erfahrung muß also dieser unter den Männern am richtigsten urtheilen.

Ohne Zweifel.

Auch wird er allein durch Klugheit seine Erfahrungen zu vermehren wissen.

Allerdings.

Aber auch jenes Hülfsmittel, wodurch man urtheilen muß, ist nicht dem Gewinnflüchtigen und dem Ehrliebenden, sondern dem Philosophen eigen.

Wel.

Welches meinst du?

Durch die Vernunft, sagten wir ja, müsse man urtheilen. Nicht wahr?

Allerdings.

Aber die Vernunft weiß ja der Philosoph am besten zu gebrauchen.

Allerdings.

Wenn die zu beurtheilenden Dinge, vermittelt des Reichtums und Gewinnstes am besten beurtheilt würden, so müßten die Urtheile des Gewinnfüchtigen, sie möchten Lob oder Tadel enthalten, nothwendig auch die richtigsten sein.

Unstreitig.

Wenn Ehre, Sieg und Mannhaftigkeit die Hülfsmittel des Urtheilens wären, so müßten die Urtheile des Ehrliebenden und Kampflustigen das meiste gelten.

Das ist offenbar.

Da aber durch Erfahrung, Klugheit und Vernunft geurtheilt wird, so müssen nothwendig die Urtheile des Philosophen die meiste Wahrheit enthalten. Unter den drei Arten der Vergnügungen ist folglich diejenige die lieblichste, welche der Seelenkraft eigenthümlich ist, wodurch wir erkennen; und folglich führt auch derjenige unter uns das angenehmste Leben, in dessen Seele diese Kraft die Oberherrschaft hat.

Das läßt sich nicht bezweifeln, sagte er; der Weise ist unstreitig am meisten berechtigt, sein eigenes Leben zu rühmen.

Wel-

Welcher Lebensart aber und welchem Vergnügen wird der Richter den zweiten Rang zuerkennen? Offenbar dem Vergnügen des kriegerischen und ehrfüchtigen Mannes; denn dieses ist mit dem seinigen näher verwandt, als das Vergnügen des Geldfüchtigen, welches, wie es scheint, für das schlechteste erklärt werden wird.

Allerdings, sagte er.

So hätte denn der Gerechte zwei Siege nach einander über den Ungerechten erkämpft. Den dritten wird er, wie einen olympischen, dem heilverleihenden olympischen Zeus verdanken. Denn bedenke, kein anderer, als der Philosoph, genießt ein wahres und reines Vergnügen, die übrigen sind nur Schattenbilder des Vergnügens, wie ich von einem Weisen gehört zu haben glaube. Wäre dies gegründet, so würde das für den Ungerechten der härteste und empfindlichste Schlag sein.

Unstreitig; aber erkläre dich deutlicher.

Wir werden die Wahrheit finden, wenn ich weiter nachforsche und du meine Fragen beantwortest.

Frage nur, sagte er.

Wohlan denn, versetzte ich; behaupten wir nicht, daß die Traurigkeit das Gegentheil des Vergnügens ist?

Allerdings.

Giebt es aber nicht auch einen gewissen Zustand, in dem man sich weder freut, noch betrübt?

Un-

Unstreitig.

Der Zustand also, der zwischen beiden die Mitte hält, ist eine gewisse Ruhe der Seele in Rücksicht auf diese Empfindungen? Ist das nicht auch deine Meinung?

Allerdings.

Erinnerst du dich nicht, wie die Kranken zu sagen pflegen, wenn sie sich krank fühlen?

Was pflegen sie zu sagen?

Dass nichts erfreulicher sei, als die Gesundheit; dies hätten sie vor der Krankheit nicht gewusst.

Du hast Recht, so reden sie.

Auch von andern, die irgend einen Schmerz leiden, hast du wohl eher diese Aeussderung gehört, dass nichts wünschenswürdiger sei, als Ruhe von Schmerzen.

Genug.

Gleiche Aeussderungen, glaube ich, kann man bei vielen andern Gelegenheiten von den Menschen hören. So lange sie Betrübniß empfinden, preisen sie nicht das Gefühl der Freude als das wünschenswürdigste, sondern jenen Zustand, in dem man frei von Betrübniß ist, und Ruhe von Bekümmerniß hat.

Dann, sagte er, ist die Ruhe auch wohl ein reizender und wünschenswerther Zustand.

Wenn aber, sagte ich, einer aus dem Zustande der Freude in den Zustand der Ruhe versetzt wird, so

so wird die Ruhe nach dem Vergnügen ihm unangenehm sein.

Vielleicht.

Die Ruhe also, welche wir einen Mittelzustand zwischen beiden nannten, wird bald das eine, bald das andre, bald Traurigkeit, bald Freude sein.

Es scheint.

Ist es auch möglich, daß etwas, was weder das eine noch das andre ist, beides sein könne?

Das scheint mir nicht.

Nun aber ist doch beides, die Empfindung des Angenehmen und Unangenehmen in der Seele eine gewisse Bewegung.

Allerdings.

Was weder angenehm noch unangenehm ist, nannten wir das nicht eben Ruhe und einen Mittelzustand zwischen beiden?

Das thaten wir.

Ist es also recht, wenn wir den Zustand, in welchem wir von Schmerzen frei sind, für angenehm, und den Zustand, worin wir keine Freude empfinden, für traurig halten?

Keinesweges.

Dieser Zustand ist also wirklich weder angenehm, noch traurig, sondern scheint beides nur zu sein; durch die Vergleichung mit dem überstandnem Schmerz scheint er angenehm, und traurig durch die Vergleichung

chung mit dem vorher empfundenen Vergnügen. Alle Erscheinungen, welche uns die Ruhe darbietet, enthalten, wenn wir auf wahres Vergnügen sehen, nichts Lauteres, sondern nur eine Art von Blendwerk.

So ergiebt sich die Sache aus unsern Folgerungen.

Wohlan denn, sagte ich, betrachte nun auch die Vergnügungen, die nicht aus dem Mangel des Schmerzes entspringen, damit du nicht glaubst, das Vergnügen wäre in dem gegenwärtigen Leben größten Theils weiter nichts, als das Aufhören der Traurigkeit, und die Traurigkeit nichts anders, als das Aufhören des Vergnügens.

Welche meinst du, und wo sind sie?

Es giebt deren viele; doch wünsche ich, daß du jetzt nur die Vergnügungen, die der Geruch veranlaßt, näher erwägen mögest. Diese entstehen, ohne vorhergegangenen Schmerz, plötzlich in ihrer ganzen Lebhaftigkeit, und lassen, wenn sie aufhören, keine Traurigkeit zurück.

Das ist sehr wahr.

Wir wollen also nicht glauben, daß das Vergnügen nichts anders sei, als die Entfernung des Schmerzes, und die Traurigkeit nichts weiter, als die Abwesenheit des Vergnügens.

Das wollen wir nicht.

Aber die lebhaftesten sogenannten Vergnügungen, die durch den Körper auf die Seele fortgepflanzt werden, sind fast alle von der Beschaffenheit, daß sie

aus

aus der Abwesenheit des Schmerzes zu entspringen scheinen.

Das ist wahr.

Und ist es nicht ein gleicher Fall mit den Vorempfindungen der Freude und Traurigkeit, die aus der Erwartung künftiger Dinge entstehen?

Allerdings derselbe Fall.

Weißt du wohl, was das für Vergnügungen und Leiden sind, und womit sie die meiste Aehnlichkeit haben?

Womit?

Du glaubst doch, daß in der Natur die eine Gegend die obere, die andere die untere, und noch eine andre die mittlere heist?

Allerdings.

Wenn nun einer aus der untern Gegend nach der mittlern versetzt würde, meinst du, er würde nicht glauben, daß er nach der obern geführt wäre? Und wenn er in der Mitte stehend nun nach dem Orte hinschaute, von welchem er hergeführt ist: würde er nicht überzeugt sein, daß er in der obern Gegend wäre, weil er die wahre höchste Gegend noch nicht gesehen hat?

Bei Zeus; ich glaube dieser Mann wird nicht anders urtheilen.

Aber wenn er wieder hinunter geführt würde, so würde er glauben, daß man ihn hinunter führe, und diese Meinung wäre richtig.

Un-

Unstreitig.

Würde er nicht so urtheilen, weil er die wahre Höhe, Mitte und Tiefe nicht aus Erfahrung kennt?

Das ist offenbar.

Da nun die Menschen, weil sie die wahre Beschaffenheit nicht aus Erfahrung kennen, über viele andre Dinge unvernünftige Meinungen hegen, darfst du dich denn wundern, daß ihre Urtheile über Vergnügen und Traurigkeit, und über den Mittelzustand zwischen beiden von ähnlicher Beschaffenheit sind? Ist es zu bewundern, daß sie, wenn sie in den Zustand der Traurigkeit versetzt werden, in Wahrheit diesen Zustand für traurig halten, und wirklichen Schmerz empfinden, daß sie dagegen, wenn sie aus der Traurigkeit in den Mittelzustand versetzt werden, vollen Genuß und wahres Vergnügen erlangt zu haben, fest überzeugt sind, und daß sie, die nie das wahre Vergnügen gekostet, sondern nur den schmerzlosen Zustand mit dem traurigen verglichen haben, sich in ihren Urtheilen beinahe eben so täuschen, als Menschen, die ohne die weiße Farbe zu kennen, nur Schwarzes und Braunes mit einander verglichen haben.

Bei Zeus, sagte er, ich würde mich nicht darüber wundern; vielmehr würde ich mich noch mehr wundern, wenn sich die Sache anders verhielte.

Ueberlege nun weiter. Nicht wahr Hunger und Durst und ähnliche Bedürfnisse setzen einen gewissen Mangel für das Wohlfsein des Körpers voraus?

Unstreitig.

Un-

Unwissenheit und Unklugheit sind Mängel für das Wohlsein der Seele?

Allerdings.

Der eine Mangel könnte ersetzt werden, wenn der Körper Nahrung, der andre, wenn die Seele Einsicht erhielte.

Ohne Zweifel.

Aber wodurch wird ein Mangel am besten ersetzt, durch Dinge, die weniger, oder durch Dinge, die mehr Wirklichkeit an sich haben?

Offenbar durch Dinge, die mehr Wirklichkeit haben.

Aber welche von beiden Arten der Dinge scheint dir mehr reine Wirklichkeit zu haben? Die Art der Dinge, die so beschaffen sind, wie Brot, Trank, Zugemüse, oder überhaupt jede Nahrung, oder die Art, welche wahres Urtheil, Wissenschaft, Vernunftkenntnis, und überhaupt jede Tugend unter sich begreift? Oder laßt uns lieber die Frage so stellen. Meinst du, daß etwas, das sich immer gleich, unvergänglich und wahr ist, immer auf dasselbe Wesen dieselbe Wirkung äussert, nicht mehr wirkliches Dasein habe, als ein Ding, das nie sich selber gleich, das vergänglich ist, und nie in demselben Wesen dieselbe Wirkung äussert?

Die Wirklichkeit des Unwandelbaren ist viel weniger zweifelhaft.

Gehört nun zu dem Begriff des Unwandelbaren die Wissenschaft nicht eben so wesentlich, als die Wirklichkeit?

Alldings.

Nicht auch die Wahrheit?

Unstreitig.

Hat es nicht in so ferne weniger Wirklichkeit, als es weniger Wahrheit hat?

Das ist nothwendig.

Haben nun nicht überhaupt die Arten der Dinge, welche die Pflege des Körpers angehen, weniger Wahrheit und Wesentlichkeit, als die Dinge, welche auf die Pflege der Seele Beziehung haben?

Ohne allen Zweifel.

Hat nicht auch der Körper selbst weniger wesentliche Wirklichkeit als die Seele?

Allerdings.

Die Seele befriediget also ihre Bedürfnisse viel vollkommner, als der Körper, da sie selbst mehr wesentliche Wirklichkeit hat, und durch solche Dinge ihre Mangelhaftigkeit ergänzt, denen man im vorzüglichen Verstande die Wirklichkeit zueignen darf, da hingegen der Körper selbst weniger wesentliche Wirklichkeit hat, und seine Bedürfnisse durch unwesentlichere Dinge befriediget.

Es ist nicht anders möglich.

Wenn

Wenn es nun Vergnügen gewährt, seine Bedürfnisse durch solche Dinge zu befriedigen, welche der Natur angemessen sind; so muß derjenige, der seine Bedürfnisse durch wahrhaft wesentliche Dinge befriediget, auch nothwendig einer wahrern und reinern Freude theilhaftig werden; derjenige hingegen, der minder wesentliche Dinge empfängt, wird seine Bedürfnisse auch minder wahr und sicher befriedigen, und folglich auch keine so sichere und wahre Freude empfinden können.

Das ist nothwendig.

Diejenigen nun, welche der Weisheit und Tugend unkundig, in beständigen Schmäusen und Ergötzlichkeiten leben, irren ihr ganzes Leben hindurch in dem Raume, der die Tiefe von der Mitte trennt, bald aufwärts, bald niederwärts; und über diesen hinaus haben sie zu der wahren Höhe nie hinaufgeschaut, noch sich erhoben, nie durch wesentliche Güter ihre Bedürfnisse wahrhaft befriediget, und daher auch nie ein dauerndes und reines Vergnügen gekostet; sondern nach Art der Thiere niederwärts schauend, auf die Erde und über die Tische gebückt, streben sie nur ihren Hunger und ihren Zeugungstrieb zu stillen, und voll Habsucht, und doch nie gesättiget, schlagen sie sich mit den Fersen, und stoßen sich mit eisernen Hörnern und Hufen, und morden sich unter einander, weil sie verabsäumen, die Bedürfnisse ihres wesentlichen und unwandelbaren Theils durch wesentliche Güter zu befriedigen.

Du redest, sagte Glaukon, wie ein Orakel; allerdings führen viele ein solches Leben.

Folgt es nun nicht nothwendig, daß die Vergnügungen, die ihnen zu Theil werden, stets mit Traurigkeit gemischt, nur Scheinbilder und Schatten des wahren Vergnügens sind, die nur durch ihre Stellung gegen einander abstechen. Und doch wirkt dieser Schein so mächtig auf die Unvernünftigen, und flößt ihnen eine so heftige Liebe ein, daß sie sich um ihren Besitz mit einander kämpfen, so wie einst, nach Stesichoros Erzählung, die Hellenen mit den Trojanern um ein Schattenbild der Helena gekämpft haben sollen, weil sie die wahre nicht kannten.

Dies muß nothwendig der Fall sein.

Aber sind die Vergnügungen, die dem leidenschaftlichen Theile eigen sind, von besserer Art? Müssen nicht aus ähnlichen Dingen ähnliche Folgen entstehen, wenn zum Beispiel einer aus Neid von Ehrgeiz angetrieben, oder mit Gewaltthätigkeiten, aus Streithust, oder mit Ungestüm, der aus Unerträglichkeit entspringt, ohne Ueberlegung und Besonnenheit, einer Fülle von Ehre, Sieg und Rache nachjagt?

Es können, sagte er, keine bessern Vergnügungen daraus entspringen.

Dürfen wir nun auch wohl mit Zuversicht behaupten, daß selbst die Begierden des eigennützigen und ehrgeizigen Theiles, alsdann wenn sie der Wissenschaft und Ueberlegung folgen, und den Vergnügungen nachstreben, die ihnen die Vernunft anzeigt, unter der Leitung der Wahrheit, die wahrsten (in soferne sie wahrer Vergnügungen empfänglich sind) und für ihre Natur die angemessensten Vergnügungen genießen.

niesen werden, wenn anders dasjenige, was für jeden das beste ist, für ihn auch das angemessenste ist?

Allerdings, sagte er, ist dies für ihn das angemessenste.

Wenn also die ganze Seele dem weisheitsliebenden Theile folgt, und kein Aufruhr in ihr entsteht; so erlangt sie es nicht nur, daß jeder sein eigenthümliches Geschäft treibt und gerecht ist, sondern auch, daß jeder die ihm eigenthümlichen, und zwar die besten, und, so viel möglich, wahrsten Vergnügungen genießt.

Allerdings.

Wenn aber einer von den andern Theilen die Oberherrschaft gewinnt, so wird er nicht nur die andern zwingen, fremdartigen unlautern Vergnügungen nachzustreben, sondern selbst das ihm eigenthümliche Vergnügen nicht einmal erreichen können.

Du hast Recht, sagte er.

Wird nun dasjenige, was sich von Weisheit und Vernunft am weitesten entfernt, nicht am meisten solche Wirkungen äußern?

Unstreitig.

Aber das, was sich von Gesetz und Ordnung am weitesten entfernt, ist zugleich das Vernunftwidrigste.

Offenbar.

Sehen wir aber nicht, daß die Lüfte sinnlicher Liebe und tyrannische Begierden sich mit Gesetzlichkeit am wenigsten vertragen?

Un-

Unstreitig.

Dafs hingegen die königlichen und gemäfsigten Begierden am meisten damit übereinstimmen?

Allerdings.

Der Tyrann also, glaube ich, wird am wenigsten, der königliche Mann am meisten eines wahren und angemessenen Vergnügens theilhaftig werden.

Das ist nothwendig.

Der Tyrann wird also auch das unglücklichste, der königliche Mann das glücklichste Leben führen.

Das ist sehr nothwendig.

Weilst du wohl, um wie viel unglücklicher der Tyrann, als der königliche Mann lebt?

Ich wünschte, dafs du es mir sagtest.

Da es, wie es scheint drei Arten von Vergnügungen giebt, wovon nur die eine ächt ist, und die beiden andern unächt sind; so wird dem Tyrannen die unächteste unter allen zu Theil. Gesetz und Vernunft scheuend, lebt er, wie von Trabanten umringt, unter sklavischen Lüsten, und wie sehr er jenem Manne an Glückseligkeit nachstehe, läfst sich kaum sagen, man möchte es denn auf folgende Art können.

Auf welche Art, sagte er.

Dem Tyrannen gebührt nach dem Oligarchen der dritte Platz, denn zwischen beiden steht der Demokrat in der Mitte.

Allerdings.

Das

Das Schattenbild des Vergnügens, das dem Tyrannen beiwohnt, ist also dreimal so weit von der Wahrheit entfernt, als das Scheinvergnügen des Oligarchen, wenn die vorige Behauptung richtig ist.

Ohne Zweifel.

Der oligarchische Mann ist aber wieder der dritte nach dem königlichen, wenn wir den aristokratischen und königlichen für eine Person halten.

Ja der dritte.

Der Tyrann ist also um dreimal drei weiter entfernt von dem wahren Vergnügen, als der königliche Mann.

Das Schattenbild des tyrannischen Vergnügens kann also, wie es scheint, in Rücksicht auf die Länge durch eine flache Zahl ausgedrückt werden.

Allerdings.

Wenn man nun diese Zahl mit sich selbst vermehrt, und zur dritten Potenz erhebt, so kann man die Weite des Abstandes deutlich wahrnehmen.

Das ist für jeden, der rechnen kann, deutlich.

Wenn man nun nach umgekehrtem Verhältniß bestimmen will, wie weit der König in Rücksicht auf wahres Vergnügen, von dem Tyrannen entfernt ist; so wird er nach vollendeter Vervielfältigung finden, daß jener 729 mal glücklicher, als dieser, und der Tyrann eben so viele male unglücklicher lebt, als der König.

Da

Da hast du eine wunderbare Zahl durch deine Rechnung herausgebracht, um den Abstand des Vergnügens und der Traurigkeit zwischen den beiden Männern, dem Gerechten und Ungerechten, zu bezeichnen.

Wohl möglich, sagte ich; aber dennoch bestimmt diese Zahl das Verhältniß in der Lebensart beider sehr wahr und genau, wenn anders die Tage und Nächte, die Monate und Jahre nach richtigen Verhältnissen berechnet sind.

Ja das sind sie, sagte er.

Wenn der Gute und Gerechte nun den Bösen und Ungerechten so weit an Glückseligkeit übertrifft, so wird er ihn noch unendlich mehr in der Anständigkeit, Schönheit und Tugend des Lebens übertreffen.

Ja gewiß unendlich, sagte er.

Gut, versetzte ich. Da wir nun in unsrer Unterhaltung so weit gekommen, so wollen wir die vorigen Aeußerungen wieder aufnehmen, die uns hieher geführt haben. Es wurde hier von jemanden gesagt, für den vollkommenen Ungerechten, der zugleich für gerecht gehalten würde, wäre die Ungerechtigkeit nützlich. Behauptete man dieses nicht?

Allerdings.

Jetzt, fuhr ich fort, da wir uns über die Wirkungen, welche sowohl gerechte als ungerechte Handlungen auf die Seele äußern, verständiget haben, wollen wir uns über diese Behauptung weiter besprechen.

Wie

Wie wollen wir das machen? fragte er.

Laßt uns in Gedanken ein Bild der Seele zusammensetzen, damit der, welcher diese Behauptung aufserte, einsehe, was er behauptete.

Ein Bild? und was für eins?

Wir wollen das Muster dazu aus der alten Fabellehre entlehnen, etwa von der Chimära oder der Skylia oder dem Kerberos oder andern Ungeheuern, die, wie man sagt, in einem einzigen Ganzen viele verschiedene Gestalten vereinigen.

Ja von solchen Ungeheuern redet die Fabel.

Forme dir nun das Bild eines vielgestalteten und vielköpfigen Unthiers, das rings von Häuptern wilder und zahmer Thiere umringt ist, und das Vermögen hat, alle diese Häupter aus sich selbst hervorwachsen zu lassen, und sie nach Willkühr zu vertauschen.

Das Werk, sagte er, erfordert eine wunderbare Geschicklichkeit in dem Bildner. Doch da solche Unthiere in Gedanken leichter, als in Wachs und andern solchen Dingen gebildet werden, so mag es geformt sein.

Schaffe dir jetzt noch zwei andre Bilder, das eine von einem Löwen, das andre von einem Menschen. Aber das Bild des Ungeheuers sei viel größer, als das Bild des Löwen, und dieses wiederum größer, als das dritte.

Dies ist viel leichter, sagte er; ich habe sie schon geformt.

Diese

Diese drei Gestalten verbinde zu einem Ganzen, so daß sie irgendwo an einander gewachsen zu sein scheinen.

Es ist bereits geschehen, sagte er.

Dieses zusammengesetzte Unthier umziehe von außen mit der Form eines einfachen Wesens, mit der Gestalt eines Menschen, so daß es derjenige, der das Innere nicht zu durchschauen vermag, und nur die äußere Hülle ansieht, es für ein einfaches Geschöpf, nemlich für einen Menschen hält.

Gut, sagte er, ich habe das Bild nach deinem Wunsche geformt.

Wir können jetzt zu dem Menschen sagen, der behauptet: Ungerechtigkeiten verüben, sei für den Menschen nützlich, gerecht zu handeln, gewähre keinen Vortheil: daß seine Behauptung keinen andern Sinn habe, als diesen: es sei vortheilhaft für ihn, das vielgestaltete Ungeheuer zugleich mit dem Löwen zu pflügen und stark zu machen, den Menschen dagegen aushungern und kraftlos werden zu lassen, damit er geschleppt werden könne, wohin jene beiden ihn führen; es gewähre keinen Nutzen, daß man den einen Theil an den andern gewöhne, und sie unter einander befreunde; sondern man müsse sie mit einander kämpfen, sich beißen und unter einander auffressen lassen.

Diesen Sinn würde allerdings die Behauptung desjenigen haben, der die Ungerechtigkeit zu lobpreisen wagte.

Auf der andern Seite würde derjenige, der die Gerechtigkeit für nützlich erklärt, behaupten: ein jeder müsse durch Worte und Thaten dahin streben, daß der innere Mensch über den ganzen Menschen die Obergewalt erlange; dieser müsse das vielgestaltete Unthier, wie ein Landmann den Acker, behandeln, die Häupter der zahmen Thiere pflegen und warten, das Aufschießen der wilden aber verhindern; ihm gebühre es, die Natur des Löwen zu seinem Beistande zu benutzen, und, für alles gemeinschaftlich sorgend, die Theile unter einander und mit sich selber zu befreunden.

Unstreitig wird dies die Meinung dessen sein, der die Gerechtigkeit lobpreiset.

In jeder Rücksicht also dürfte der Lobredner der Gerechtigkeit Wahrheit reden, Lügen dagegen jeder, der die Ungerechtigkeit erhebt. Denn wir mögen auf Glückseligkeit oder Ehre und Nutzen sehen, so urtheilt der Lobredner der Gerechtigkeit immer richtig; derjenige hingegen, der sie tadelt, sehr unvernünftig, ohne zu wissen, was er tadelt.

Mir wenigstens scheint er es nicht im geringsten zu wissen.

Wir wollen versuchen, ihn durch sanfte Belehrung zu überzeugen; denn er fehlt nicht freywillig. „Theurer, wollen wir ihn fragen, sollten die Urtheile „über das Anständige und Schimpfliche nicht auf diese „Weise entstanden sein? Hat man nicht deshalb das
„Eine

„Eine schön genannt, weil es die thierischen Triebe
„der Natur dem Menschen, oder vielmehr dem gött-
„lichen Theile des Menschen unterwirft, und das
„andre deshalb häßlich, weil es den sanften Theil des
„Menschen zum Sklaven des unbändigen macht?“
Wird er uns beistimmen, oder was wird er ant-
worten?

Er wird uns beistimmen, wenn er meinem Ra-
the folgt.

Sollte es nach dieser Voraussetzung jemanden vor-
theilhaft dünken, ungerechter Weise Geld zu nehmen,
wenn die Folge davon wäre, daß er durch die An-
nahme des Geldes den edelsten Theil seiner selbst dem
schlechtesten zum Sklaven übergäbe? Oder wenn er
durch den Gewinn des Geldes die Freiheit seines Soh-
nes oder seiner Tochter aufopfern, und sie noch dazu
den rohesten und schlechtesten Menschen als Sklaven
ausliefern müßte: sollte ihm dann für einen solchen
Preis auch die größte Geldsumme wünschenswerth
scheinen? Und wenn er ohne Erbarmen den göttlich-
sten Theil seiner selbst dem ungöttlichsten und ver-
ruchtesten zum Sklaven übergiebt, ist er dann nicht
ein elender Mensch, und durch die Annahme des Gel-
des in ein noch schrecklicheres Verderben versunken,
als die Eriphyle, welche für ein Halsband das Leben
ihres Gemahls verrieth?

Allerdings, sagte Glaukon; denn ich will statt je-
nes antworten.

Meinst

Meinst du nicht, man habe deshalb die Zügellosigkeit von je her verdammt, weil sie jenem furchtbaren, grossen und vielgestalteten Ungeheuer eine so übermässige Freiheit gestattet?

Das ist augenscheinlich, sagte er.

Und aus welchem andern Grunde tadelt man die Selbstgefälligkeit und den Uebermuth, als weil sie jenes löwenartige und schlangenartige Thier zu unverhältnissmässiger Stärke und Grösse heranwachsen lassen.

Allerdings.

Eine zärtliche und weichliche Lebensart, tadelt man sie nicht deshalb, weil sie durch zu grosse Abspannung und Erschlaffung die Furchtsamkeit in demselben Thiere erzeugt?

Unstreitig.

Sind Schmeichelei und Niederträchtigkeit nicht deswegen Gegenstände des Abscheues, weil sie den muthvollen Löwen der Gewalt des tobenden Ungeheuers unterwerfen, und weil sie, um dieses unerfättliche und habfüchtige Unthier zu füttern, jenen durch Kränkungen demüthigen, und statt der Löwenatur die Natur eines Affen anzunehmen von Jugend auf gewöhnen?

Allerdings, sagte er.

Warum, meinst du, wird das Gewerbe des Handwerkers und Tagelöhners für schimpflich geachtet? Nicht deswegen, weil der edelste Theil des Menschen bei ihnen von Natur so ohnmächtig ist, daß er es nicht vermag, über seine thierischen Theile die Herrschaft zu gewinnen, sondern nichts weiter erlernen kann, als wie er sie pflegen und befriedigen soll?

Du scheinst die Sache richtig zu beurtheilen.

Damit nun ein solcher von einer gleichen Macht, wie der Beste beherrscht werde; so muß er sich, wollen wir behaupten, der Herrschaft des Besten, und der selbst von der Gottheit beherrscht wird, unterwerfen, nicht weil wir glauben, daß ihm die Dienstbarkeit (wie Thrasymachos von den Beherrschten glaubte) Schaden verursacht, sondern weil es für jeden Menschen das beste ist, von einer göttlichen und vernünftigen Macht beherrscht zu werden, sie mag nun in der Seele des Menschen selbst wohnen, welches das wünschenswürdigste ist, oder von aussen auf ihn einwirken. Denn nur dann, wenn dieselbe Kraft über alle herrscht, können wir, so viel möglich, von einerlei Gesinnung belebt werden, und Freunde unter einander sein.

Du hast Recht, sagte er.

Das Gesetz, da es allen Menschen gleichen Schutz verleiht, hat offenbar einen gleichen Zweck, und die Herrschaft über die Kinder beruht auf derselben Grundlage, denn wir überlassen die Kinder nicht gleich ihrer

rer

rer eigenen Willkühr, sondern nicht eher, als bis wir in ihrer Seele, so wie in einem Staate, eine gewisse Verfassung gegründet, und den edelsten Theil ihrer Seele, die Vernunft, ausgebildet durch die unsrige, eben so zur Hüterin und Herrscherin über sie bestellt haben, wie sie über uns herrscht, gestatten wir ihnen den Gebrauch der Freiheit.

Das ist offenbar.

In wie ferne und aus welchem Grunde, lieber Glaukon, könnten wir nun sagen, daß Ungerechtigkeit, Zügellosigkeit oder überhaupt schändliche Handlungen Nutzen gewährten, da wir in eben dem Grade verderbter werden, als wir mehr Schätze oder Macht erlangen?

Das können wir, sagte er, in keiner Rücksicht.

Und in wie ferne können wir behaupten, daß es nützlich sei, im Verborgenen und ungestraft zu freveln? Wird derjenige, der im Verborgenen frevelt, nicht immer ein größerer Bösewicht? Wenn dagegen der Frevler entdeckt und bestraft wird, kann dies nicht die Folge haben, daß die thierische Natur in ihm gebändigt und gezähmt, und die Vernunft in Freiheit gesetzt wird, daß die ganze Seele die Natur des besten Theiles annimmt, und durch den erworbenen Besitz der Mäßigkeit, Gerechtigkeit und Weisheit eine edlere Beschaffenheit erlangt, als der Körper, dem Stärke, Schönheit und Gesundheit zu Theil wurden, da überhaupt die Seele eine viel höhere Würde besitzt, als der Körper?

Allen-

Allerdings, sagte er.

Jeder Verständige wird daher für diesen Zweck seine Kräfte anstrengen, und so leben, daß er zuerst nur die Wissenschaften hochschätzt, die solche Eigenschaften in seiner Seele erzeugen, und alles übrige wenig achtet.

Offenbar, sagte er.

Und ferner nicht in der Absicht wird er seinen Körper pflegen und nähren, um seinen Hang zu thierischen und unvernünftigen Vergnügungen zu befriedigen. Nicht einmal die Gesundheit für sich wird das Ziel seiner Wünsche sein; Stärke, Schönheit, Gesundheit werden nur in so ferne Gegenstände seiner Achtung sein, als sie ihm zur Erlangung der Mäßigkeit förderlich sind. Ueberall vielmehr werden seine Beeiferungen den Zweck verrathen, durch die Harmonie, die er seinen körperlichen Theilen zu verschaffen sucht, den Einklang zu befördern, der in der Seele herrschen soll.

Allerdings, sagte er, wird er dahin streben, wenn er anders in Wahrheit ein Freund der Musen sein will.

Die allgemeine Anstrengung, sich Schätze zu sammeln, die gemeinschaftliche Stimme des nichtigen Haufens, die den Begüterten glücklich preist, wird sein Herz nicht bethören, und ihn nicht verleiten, sich Reichthümer aufzuhäufen, und dadurch sein Elend bis ins Unendliche zu vermehren.

Das

Das glaube ich nicht, sagte er.

Er wird vielmehr immer auf die in seiner Seele gegründete Verfassung zurückschauen, voll Bedacht, daß weder Ueberfluß des Reichthums noch Mangel etwas daran verrücke, und nach Möglichkeit alles so einzurichten streben, daß zwischen dem Erwerb und dem Aufwande eine gewisse Gleichförmigkeit statt finde.

Allerdings, sagte er, wird er dahin streben.

Aber auch Ehrenstellen wird er, aus derselben Rücksicht, nur in so ferne willig suchen und annehmen, als er dadurch besser zu werden glaubt, hingegen sich um solche zu beeifern, von denen er meint, daß sie die ihm beiwohnende Verfassung aufheben dürften, werden ihn weder besondere noch öffentliche Verhältnisse nöthigen.

Er wird also, sagte er, keine Staatsämter verwalten wollen, wenn ihm dies am Herzen liegt.

Ja beim Hunde, das wird er gerne thun, nemlich in seinem eigenen Staate; denn in seinem Vaterlande wird er es vielleicht nicht wollen, wenn ihn nicht eine göttliche Schickung dazu auffordert.

Ich verstehe dich, sagte er, du meinst den Staat, den wir eben beschrieben und in Gedanken geformt haben; denn auf der Erde, glaube ich, ist er nirgends zu finden.

Aber im Himmel ruht vielleicht ein Vorbild dazu für den, der schauen und nach der Anschauung seine Seele darnach einrichten will. Ueberhaupt liegt nichts daran, ob ein solcher Staat irgendwo ist, oder nicht ist. Der Weise wird doch nur in einem solchen und in keinem andern sich der Verwaltung unterziehen.

Das ist wahrscheinlich.

Platons
Republik
oder
vom Gerechten.

Zehntes Buch.

Platons Republik.

Zehntes Buch.

Nach meinem Urtheil nun, sagte ich, haben wir unsern Staat in vielen Rücksichten sehr gut eingerichtet, vorzüglich aber, dünkt mir, durch das, was wir über die Dichtkunst festsetzten.

Was war das? fragte er.

Dafs keiner Gattung derselben in unserm Staat die Aufnahme bewilliget werden dürfe, in so ferne sie Nachahmung beabsichtigt, denn dafs diese in keinem Betracht aufzunehmen sei, erhellt jetzt, wie es mir scheint, noch deutlicher, nachdem wir die verschiedenen Theile der Seele erklärt haben.

Wie verstehst du das?

Im Vertrauen gesagt (denn ihr müsst es an die tragischen Dichter und an alle, die sich mit der Nachahmung beschäftigen, nicht ausplaudern) alle dergleichen Dinge scheinen mir den Geist der Hörenden zu verderben, wenn sie kein Gegengift haben, und die
wahre

wahre Beschaffenheit dieser Dinge nicht einsehen können.

Wie verstehst du das, was du sagst?

Ich muß wohl nur mit der Sprache heraus, obgleich eine gewisse Vorliebe und Ehrfurcht, die ich gegen den Homer seit meiner Kindheit hege, mir das Reden schwer macht (denn er scheint für alle diese schönen Tragiker der Lehrer und Führer gewesen zu sein.) Doch mir muß die Wahrheit mehr gelten, als der Mann, und deshalb will ich reden, was ich denke.

Ja das mußt du, sagte er.

So höre denn, oder lieber antworte mir.

Frage nur.

Könntest du mir wohl sagen, was die Nachahmung eigentlich ist? denn ich selbst sehe noch nicht vollkommen ein, worin sie besteht.

Sollte ich es denn einsehen? sagte er.

Das wäre eben kein Wunder, erwiederte ich: denn es giebt ja Dinge genug, die das stümpfere Auge eher bemerkt, als das schärfere.

Das ist vielleicht gegründet, sagte er; aber in deiner Gegenwart kann ich nicht einmal so viel Muth fassen, um meine Meinung zu äußern. Also untersuche lieber selbst.

Gefällt es dir denn, daß wir unsre Untersuchung nach unsrer gewöhnlichen Weise anfangen? Wir pflegen nemlich die vielen einzelnen Dinge, denen wir
den;

denselben Namen beilegen, unter einem Hauptbegriff zusammenzufassen. Verstehst du mich auch?

Ja ich verstehe dich.

Laßt uns denn jetzt auch eine dir beliebige Art der Dinge nehmen, wozu viele einzelne Dinge gehören, zum Beispiel, wenn es dir nicht zuwider ist, die Art der Betten und Tische, deren es viele giebt.

Gut!

Aber in Rücksicht auf diese beiden Arten des Hausgeräths giebt es nur zwei Begriffe, wovon der eine sich auf alle Arten der Betten, der andre auf alle Arten der Tische bezieht.

Allerdings.

Wir pflegen auch zu sagen, daß die Künstler beide Arten des Geräthes, nach dem Begriff, den sie davon in der Seele haben, verfertigen, der eine die Betten, der andre die Tische. Und mit den übrigen Dingen ist es derselbe Fall. Doch sind die Werke, die diese Künstler verfertigen, nicht die Begriffe selbst. Nicht wahr? das liesse sich nicht denken?

Auf keine Weise.

Aber nun überlege doch, wie du einen solchen Künstler wohl benennen möchtest?

Wen?

Der alles allein verfertiget, was die andern Künstler einzeln verfertigen.

Das muß ein gewaltiger und bewundernswürdiger Mann sein.

Das

Das ist noch nicht alles; du wirst ihn bald noch mehr anstaunen. Derselbe Künstler vermag nicht bloß alle Geräthschaften zu verfertigen; sondern auch alle Pflanzen der Erde, alle lebendigen Wesen entstehen unter seinen Händen, sogar sich selbst vermag er zu bilden; das ist nicht alles, Himmel und Erde, Götter und alle Gegenstände im Himmel, und unter der Erde in dem Schattenreich gehen aus seiner schöpferischen Hand hervor.

Das ist ja ein Tausendkünstler von der ersten GröÙe, sagte er.

Du zweifelst noch, fuhr ich fort. Aber sage mir doch, scheint dir ein solcher Künstler überhaupt nicht wirklich zu sein? Oder in welcher Rücksicht, und in welcher Rücksicht nicht, meinst du, daß einer der Werkmeister aller dieser Dinge sein könne? Merkst du nicht, daß du auf gewisse Weise selbst alle diese Dinge hervorbringen kannst?

Wie wäre das möglich? sagte er.

Das ist gar nicht schwer, erwiederte ich; du kannst diese Werke auf vielerlei Art und leicht hervorbringen. Am leichtesten indessen kannst du dies bewerkstelligen, wenn du einen Spiegel nehmen, und ihn nach allen Seiten herumwenden willst; sogleich wirst du die Sonne und die Gegenstände am Himmel, sogleich die Erde, sogleich dich selbst und die übrigen Lebendigen, Geräthschaften, Pflanzen und alle andern Dinge darstellen, deren wir eben gedachten.

Allerdings, sagte er; aber dies sind ja nur Scheindinge, keine wirklichen Gegenstände.

Schön!

Schön! du triffst die Wahrheit sehr richtig. Aber zu dieser Gattung von Werkmeistern gehört, däucht mir, auch der Mahler.

Unstreitig.

Allein du wirfst die Dinge, die er verfertiget, für keine wirkliche Gegenstände gelten lassen, obgleich auch der Mahler auf gewisse Weise ein Bette verfertiget. Nicht wahr?

Allerdings, sagte er, ein scheinbares.

Aber was urtheilst du über den Tischler? Sagtest du nicht eben, daß dasjenige, was der Tischler mache, nicht der Begriff sei, den wir den Begriff des Bettes nannten, sondern ein einzelnes Bett.

Das sagte ich.

Wenn er nun das Wesentliche selbst nicht macht, so macht er auch nichts Wirkliches, sondern nur etwas, das mit dem Wesentlichen Aehnlichkeit hat, aber nicht das Wesen selbst. Wenn also jemand behaupten wollte, daß das Werk des Bettdrechslers oder irgend eines andern Handwerkers etwas vollkommen Wirkliches sei; so scheint er nicht die Wahrheit zu sagen.

Das würde er nicht, sagte er, wenigstens nicht nach dem Urtheile derer, die in solchen Untersuchungen bewandert sind.

Wir dürfen uns also nicht wundern, wenn auch dieses zur Erkenntniß der Wahrheit nichts beiträgt.

Das dürfen wir nicht.

Gefällt es dir nun, sagte ich, daß wir untersuchen, wie wir von den Nachahmern solcher Kunstwerke urtheilen müssen?

Mir ist es recht, wenn du es wünschest.

Giebt es nun nicht eine dreifache Gattung von Betten. Die eine, deren Dasein in der Natur gegründet ist, und deren Urheber wir, wie mich dünkt, Gott nennen könnten, oder wen sonst?

Keinen andern, glaube ich.

Die andre Art ist das Werk des Handwerkers.

Allerdings.

Die dritte entstand durch die Kunst des Mahlers.

Richtig.

Der Mahler also, der Bettdrechsler und Gott sind die drei Werkmeister der drei Arten der Betten.

Allerdings diese drei.

Gott nun, es sei daß er nicht anders wollte, oder daß er nach dem Gesetz der Nothwendigkeit, nur eine einzige Art des Bettes hervorbringen konnte, hat nur eine einzige Art erschaffen, nemlich die Art, welche eigentlich allein dem Wesen nach ein Bett ist. Zwei aber oder mehrere der Art hat Gott nie hervorgebracht und wird er auch jetzt nicht hervorbringen.

Wie ist das zu verstehen?

Wenn er zwei einzelne Betten machte, so würde sich wieder ein drittes zeigen, welches das Urbild von
bei-

beiden in sich enthielte; dann würde dies das wahre Bett sein, nicht die beiden andern,

Richtig.

Da Gott dieses wußte, und doch das Wesen eines Bettes, nicht dieses oder jenes Bett erschaffen, und folglich kein Bettdrechsler sein wollte: so schuf er nur ein, seiner Natur nach, einziges, wesentliches Bett.

Das ist augenscheinlich.

Wollen wir diesen Werkmeister den Naturschöpfer des Bettes nennen, oder wie sonst?

Der Name ist passend, weil er dieses und alle übrigen Werke nicht als Kunstwerke, sondern in ihrer Natur hervorgebracht hat.

Wie aber? Den Handwerker können wir ja wohl den Künstler des Bettes nennen?

Allerdings.

Aber der Mahler sollte der auch dieses Werkes Künstler und Bildner heißen dürfen?

Mit nichten.

Aber was wolltest du ihm denn in Rücksicht auf das Bett für einen Namen geben?

Mir dünkt, wir könnten ihn am schicklichsten einen Nachahmer dessen nennen, wovon jene die Werkmeister sind.

Gut! du nennst also den einen Nachahmer, dessen Werk im dritten Grad von der Wahrheit entfernt ist?

Aller-

Allerdings.

Dies wird also auch der tragische Dichter sein, wenn er anders ein Nachahmer ist, um drei Grade entfernt von dem Könige und der Wahrheit; und mit allen übrigen Nachahmern wird es sich eben so verhalten.

Es scheint.

Ueber den Begriff des Nachahmers hätten wir uns also vereinigt. Aber sage mir doch, glaubst du, daß es die Absicht des Mahlers sei, von jeder Sache das natürliche Urbild nachzuahmen, oder nur die Werke der Künstler nachzuahmen?

Die Werke der Künstler scheinen sie mir nachzuahmen, sagte er.

Aber in so ferne sie dieses oder jenes sind, oder nur scheinen? Dies mußt du mir noch bestimmen.

Wie sagst du?

Ich will mich erklären. Wenn du ein Bett von der Seite, oder von vorne, oder überhaupt in jeder beliebigen Richtung ansiehst, bleibt es sich immer gleich? Oder wenn es sich auch nicht verändert, scheint es doch nicht bald diese, bald eine andre Gestalt zu haben? Und verhält es sich nicht mit allen übrigen Dingen auf gleiche Art?

Allerdings, sie scheinen eine andre Gestalt anzunehmen, obgleich sie unverändert bleiben.

Nun überlege, Hat die Malerei den Zweck, die Dinge nachzuahmen, wie sie in der Wirklichkeit da sind,

sind, oder sie uns vorzustellen, wie sie uns aus gewissen Richtungen erscheinen? Ist sie also eine Nachahmerin des Scheins oder der Wahrheit?

Des Scheins, sagte er.

Die nachahmende Kunst ist also weit von der Wahrheit entfernt, und sie vermag, wie es scheint, uns deswegen so vieles hervorzubringen, weil sie von jeder Sache nur so wenig darstellt, und dies noch dazu im Bilde. Wir wollen zum Beispiel annehmen, ein Mahler solle einen Schuster, einen Zimmerer oder sonst einen Künstler mahlen. Ohne das geringste von diesen Künsten zu verstehen, wird er doch, wenn er ein geschickter Mahler ist, Kinder und unwissende Menschen, durch das Bild von dem Handwerker, das er ihnen aus der Ferne vorhält, so sehr täuschen, daß sie den wahren Handwerker vor sich zu sehen glauben.

Das wohl.

Doch über alle Dinge der Art, lieber Freund, müssen wir, glaube ich, so urtheilen. Wenn einer uns verkündet, er habe einen Menschen getroffen, der alle Künste verstehe, der alle Kenntnisse, welche die einzelnen zu besitzen pflegen in sich vereinige, und alles auf das genaueste wisse: so müssen wir ihn für einen Thoren halten, der, wie es scheint, auf einen Gaukler oder Nachahmer gestoßen ist, der ihn durch Blendwerke getäuscht hat, und den er nur deswegen für einen Allverständigen hält, weil er Wissenschaft, Unwissenheit und Nachahmung nicht zu beurtheilen vermag.

Sehr wahr.

Jetzt

Jetzt ist es Zeit, die tragische Dichtkunst, und den Vater derselben, Homer, zu betrachten. Es wird uns ja von einigen versichert, daß diese alle Künste, alle Sitten der Menschen, ihre Tugenden und Laster, und sogar die göttlichen Dinge kennen. Denn, sagen sie, ein Dichter, der seinen Stoff gut bearbeiten will, muß es nothwendig mit Sachkenntniß thun; ohne diese vermag er es nicht. Es ist also wohl der Untersuchung werth, ob die Menschen, die so etwas sagen, nicht vielleicht auf solche Nachahmer gestoßen sind, von denen sie sich täuschen ließen, deren Werke sie betrachteten, ohne zu bemerken, daß sie im dritten Grade von der Wahrheit abstehen, und daß solche Werke für den, der die Wahrheit nicht kennt, leicht zu machen sind, weil sie nur Erscheinungen, nicht wirkliche Gegenstände behandeln, oder ob ihre Behauptungen Grund haben, und die guten Dichter das wirklich wissen, was sie vielen so vortrefflich zu sagen scheinen.

Das verdient allerdings eine Untersuchung, sagte er.

Meinst du nun, wenn einer beides gleich gut verfertigen könnte, den Gegenstand der Nachahmung und das Bild desselben, daß er auf die Verfertigung des Bildes allen Fleiß verwenden, und diese Beschäftigung für die edelste seines Lebens zu halten geneigt sein würde?

Das glaube ich nicht.

Vielmehr, denke ich, wenn er in Wahrheit die Sachen, die er nachzuahmen bemüht ist, inne hätte,
so

so würde er lieber auf die Thaten selbst, als auf die Nachahmungen derselben seinen Fleiß verwenden; er würde sich beeifern, viele rühmliche Werke als Denkmäler von sich zurückzulassen, und lieber der Verherrlichte, als der Verherrlicher sein wollen.

Das glaube ich auch, sagte er; denn Ehre und Nutzen sind in beiden Fällen sehr ungleich.

So laßt uns denn weder vom Homer, noch von sonst einem Dichter über jeden Gegenstand, worüber sie wohl zu reden pflegen, Rede und Antwort verlangen, und ihnen zum Beispiel nicht die Frage vorlegen, ob einer von ihnen selbst ein Arzt ist, oder nur die Rede eines Arztes nachahmt; denn von welchem Dichter unter den alten und neuen hört man, daß er je einen Kranken, wie Asklepios, gesund gemacht, oder Schüler der Arzeneikunde hinterlassen habe, wie jener in seinen Abkömmlingen? Auch über die andern Künste wollen wir sie nicht befragen, sondern es gut sein lassen. Aber wenn Homer über die wichtigsten und edelsten Dinge zu reden wagt, über Kriege, Heerführungen, Staatsverwaltungen, Menschenerziehung; so ist es doch wohl billig, daß wir ihn ausforschen und etwa so fragen: „Lieber Homer, wenn du „nicht ein Künstler bist, der um drei Grade von der „Wahrheit entfernt ist, und nur Scheinbilder der Tugend darzustellen vermag (so bestimmten wir nemlich den Begriff eines Nachahmers) wenn du vielmehr auf der zweiten Stufe standest, und es einzusehen vermochtest, welche Beschäftigungen die Menschen besser machen, sowohl die einzelnen, als ganze „Staaten: so sage uns doch, welcher Staat wurde von „dir

„dir besser eingerichtet, wie Lakedämon vom Lykurg, wie viele andre groſse und kleine Staaten, durch andre Gesetzgeber? Welcher Staat verdankt es dir, daſs du ſeinen Bürgern weiſe Geſetze gabſt, und ſie glücklicher machteſt? Sikilien und Italien haben einen Charondas, wir einen Solon zu nennen; wo iſt der Staat, der dich nennen könnte?

Ich glaube nirgends, ſagte er, ſelbſt die Homeriden wiſſen ihn nicht namhaft zu machen.

Gedenkt man ferner irgend eines Krieges, der zu den Zeiten des Homers, unter ſeiner Anführung und durch ſeinen Rath glücklich beendigt wäre?

Keines.

Oder rühmt man von ihm vielleicht ſolche Werke, wodurch der Weiſe ſich auszeichnet, ſinnreiche Erfindungen, die auf die Vervollkommnung der Künſte abzwecken, oder ſonſt den Bedürfniffen des menſchlichen Lebens abhelfen, wie man dieſes von dem Miſieſer Thales und dem Skythen Anacharſis erzählt?

Gar nichts dieſer Art.

Aber wenn Homer auch keinen ganzen Staat eingerichtet hat, ſo wird er doch in ſeinem Leben einzelne, die den Umgang mit ihm ſuchten, unter ſeiner Leitung gebildet haben, die auf die Nachkommen eine gewiſſe Homerische Lebensweiſe fortpflanzten, wie man dies vom Pythagoras erzählt, der deswegen ſo vorzüglich geſchätzt wurde, und deſſen Nachfolger noch jetzt ihre Lebensweiſe die Pythagoräiſche nennen und unter den übrigen zu glänzen ſcheinen?

Auch

Auch von dieser Art meldet man nichts. Denn Kreophilos, der Freund des Homers, dürfte, lieber Sokrates, wegen seiner Bildung noch lächerlicher scheinen, als in Rücksicht auf seinen Namen, wenn das wahr ist, was man erzählt. Denn man sagt, daß Homer, so lange er lebte, seinen Freund äußerst vernachlässiget habe.

Das wird freilich erzählt, sagte ich. Aber, lieber Glaukon, wenn Homer wirklich die Menschen zu erziehen und besser zu machen tauglich war, wenn er die Dinge, die er nachzuahmen wußte, auch wirklich eingesehen hätte: meinst du nicht, daß er sich viele Freunde würde erworben haben, die ihn geliebt und geachtet hätten? Protagoras wenigstens, der Abderite, und der Chier Prodikos, und viele andre wissen ihren Anhängern, die ihre Belehrungen suchen, den Glauben einzuflößen, daß sie weder ein Haus, noch einen Staat zu verwalten im Stande sein würden, wenn sie ihnen nicht die Bildung verdankten, und wegen dieser Weisheit werden sie so geliebt, daß ihre Freunde sie beinahe auf den Händen tragen. Und die Freunde des Homers und Hesiodos sollten, wenn diese sie zur Tugend hätten anführen können, es gestattet haben, daß ihre Lehrer von einem Orte zum andern umherzogen, um ihre Dichtungen abzusingen? Sollten sie nicht vielmehr sie fester, als Gold gehalten, und sie genöthiget haben, sich häuslich bei ihnen niederzulassen, oder wenn sie dies nicht von ihnen erhalten konnten, ihren Lehrer nicht wenigstens überall begleitet haben, bis sie ihre Bildung vollendet hätten?

Du scheinst mir, sagte er, allerdings die Wahrheit zu reden, o Sokrates.

Können wir nun nicht mit Recht behaupten, daß alle Dichter bis auf den Homer von der Tugend und den übrigen Dingen, worüber sie dichten, nur die Bilder nachahmen, aber die Wahrheit nicht erreichen, eben so wenig als der Mahler, von dem wir eben sagten, daß er ohne von der Schusterkunst etwas zu verstehen, einen Schuster bilde, der den Unwissenden, die bloß auf Farben und Umrisse sehen, ein wirklicher Schuster zu sein scheine?

Allerdings.

Mit eben so großem Rechte, glaube ich, können wir behaupten, daß der Dichter, der von der Sache selbst nichts versteht, sondern nur nachahmen will, jeder einzelnen Kunst durch Worte und Sprache eine solche Farbe auftrage, daß sie denen, die nur auf den Ausdruck sehen, etwas natürliches zu sein scheint. Wenn er zum Beispiel über die Kunst des Schusters oder des Feldherrn, oder über sonst eine Kunst, in schön gemessenen Versen, die durch Bewegung und Wohl laut gefallen, etwas sagt, so scheint er ihnen etwas ganz vortreffliches zu sagen. So hinreißend sind diese Dinge von Natur. Was aber die Werke der Dichter, wenn man ihren Inhalt in einfache Worte auflöst, und ihnen die Farbe des Rhythmus und des Wohl laut es nimmt, für ein Ansehen gewinnen, wirst du, glaube ich, wissen. Hast du sie wohl eher aus dieser Rücksicht angesehen?

Das habe ich, sagte er.

Glei-

Gleichen sie nicht den Gesichtern, die zwar eine Zeitlang blühen, aber nicht schön sind, so wie sie dann sich zeigen, wenn die Blüte verwelkt ist?

Allerdings.

Wohlan denn überlege weiter. Wer nur Bilder verfertigt (so bezeichneten wir den Nachahmer) versteht von der wahren Beschaffenheit der Dinge nichts, sondern kennt nur den Schein. Nicht wahr?

Unstreitig.

Doch wir wollen nichts halb sagen, sondern weiter nachforschen.

Rede nur, sagte er.

Nicht wahr? Der Mahler kann Zügel und Gebiß mahlen?

Allerdings.

Aber auch der Riemenschneider und der Schmidt wird sie verfertigen können.

Allerdings.

Aber versteht der Mahler etwas davon, wie Zügel und Gebiß sein müssen? Das versteht ja nicht einmal der Mann, der sie verfertigt, der Riemenschneider und der Schmidt; sondern allein der Reiter, welcher sie zu gebrauchen weiß.

Sehr wahr.

Hat es nicht mit allen übrigen Dingen eine solche Bewandniß?

Wie meinst du?

In Beziehung auf jede Sache lassen sich drei Künste denken, die eine, welche die Sache zu gebrauchen weifs, die andre, welche sie verfertigt, die dritte, welche sie nachahmt.

Allerdings.

Man rühmt von einem Werkzeuge oder von einem lebenden Wesen oder von einer Handlung in keiner andern Rücksicht die Tugend, Schönheit und Richtigkeit, als in soferne die Sache den Nutzen leistet, zu welchem sie entweder durch die Kunst oder die Natur bestimmt wurde.

Das ist wahr.

Es ist folglich auch sehr nothwendig, dafs derjenige, der die Sache gebraucht, sie am besten kennen müsse, und dem Werkmeister am besten anzeigen könne, in wie ferne sie zu dem Gebrauche, wofür sie bestimmt ward, gut oder untauglich ist. Ein Flötenspieler zum Beispiel kann dem Flötenmacher anzeigen, welche Eigenschaften die Flöte haben mufs, wenn man darauf spielen soll, und kann jenem vorschreiben, wie er sie verfertigen mufs; aber der Flötenmacher kann das nicht bestimmen.

Unstreitig.

Der Kenner also kann über die Güte oder Untauglichkeit der Flöten urtheilen; der andre wird dem Urtheile des Kenners glauben, und darnach arbeiten müssen.

Allerdings.

Der-

Derjenige folglich, der ein Werkzeug verfertigt, besitzt über die Güte oder Untauglichkeit desselben den rechten Glauben, wenn er sich mit dem Kenner darüber bespricht, und auf sein Urtheil zu hören genöthiget ist; aber nur derjenige, der es zu gebrauchen weiß, hat Wissenschaft.

Ohne Zweifel.

Aber hat der Nachahmer von den Dingen, die er mahlt, durch den Gebrauch Wissenschaft erlangt, in wie ferne sie gut oder schlecht sind; oder besitzt er wenigstens eine richtige Meinung, weil er genöthiget ist, sich mit dem Kenner zu besprechen, und sich von ihm vorschreiben zu lassen, wie er mahlen soll?

Keines von beiden.

Der Nachahmer wird also, was Güte und Untauglichkeit betrifft, über das, was er nachahmt, weder Wissenschaft noch eine richtige Meinung haben.

Es scheint nicht.

Der Nachahmer dürfte also wohl keine gar erhabene Weisheit in Rücksicht auf die Gegenstände, die er bearbeitet, besitzen.

Das gewiß nicht.

Und gleichwohl wird er nachahmen, aber nicht weil er zu beurtheilen weiß, in wie ferne eine Sache untauglich oder brauchbar ist; sondern, wie es scheint, nur in so ferne, als etwas dem großen Haufen und den Unwissenden schön däucht, wird er es nachahmen.

Unstreitig.

Dies

Dies haben wir nun, glaube ich, zur Genüge ausgemacht, daß der Nachahmer über die Dinge, die er nachahmt, nichts erhebliches wisse, und daß überhaupt die Nachahmung mehr ein Spiel der Belustigung als eine ernsthafte Beschäftigung sei, und daß alle tragischen Dichter, sie mögen in Jamben oder epischen Versen singen, im vorzüglichen Verstande Nachahmer genannt werden müssen.

Allerdings.

Aber bei Zeus! rief ich aus, ist nicht diese Nachahmung um drei Grade von der Wahrheit entfernt? War es nicht so?

Ohne Zweifel.

Auf welchen Theil im Menschen äußert nun die Nachahmung ihre Kraft?

Erkläre dich deutlicher.

Höre nur. Die Gröfse eines Gegenstandes, aus der Nähe und Ferne, durch die Hülfe des Gesichts betrachtet, scheint uns doch wohl nicht immer gleich zu sein?

Keinesweges.

Auch das Krumme und Grade, im Wasser gesehen und ausserhalb dem Wasser, bieten uns nicht immer gleiche Erscheinungen dar, eben so wenig wie das Hohle und Hervorstehende, weil das Gesicht, vermittelt der Farben, getäuscht wird. Diese Täuschung ist offenbar mit einer ähnlichen verworrenen Vorstellung in der Seele verbunden. Auf diesen leidenden Theil unsrer Natur richten die Zeichenkunde, die Tas-

schen-

schenSpielerkunst und viele andere ähnliche Künste ihre Nachstellungen, durch alle mögliche Kunstgriffe der Gaukelei.

Das ist wahr.

Hat man nun nicht das Messen, Zählen, Wägen als die sichersten Hülfsmittel gegen diese Täuschungen erkannt, um zu verhindern, daß nicht der Schein, sondern die Kraft der Seele, welche rechnet, mißt und wiegt, unsre Urtheile über das Größere und Kleinere, Mehrere oder Schwerere bestimme?

Unstreitig.

Aber dies sind doch wohl Wirkungen des vernünftigen Theils der Seele?

Das leidet keinen Zweifel.

Ungeachtet dieser nun, nach oft wiederholten Messungen uns anzeigt, daß einige Dinge größer oder kleiner, als andere, oder sich gleich sind; so scheinen uns doch oft dieselben Dinge zugleich auch das Gegentheil zu sein.

Allerdings.

Behaupteten wir nicht einmal: es wäre unmöglich, daß dieselbe Kraft der Seele über dieselben Dinge zugleich zwei entgegengesetzte Urtheile hegen könnte?

Ja, und dies behaupteten wir mit Recht.

Die Kraft der Seele also, deren Urtheil der Messung widerspricht, kann nicht dieselbe mit der Kraft sein, deren Urtheil mit der Messung übereinstimmt.

Das

Das ist unmöglich.

Nun aber ist doch wohl der Theil, welcher aus dem Messen und Rechnen Folgerung zieht, der beste Theil der Seele?

Unstreitig.

Derjenige folglich, der diesem entgegengesetzt ist, würde zu den schlechtern Theilen unsrer Seele gehören?

Das ist eine nothwendige Folge.

Dieses Geständniß wünschte ich zu hören, als ich sagte, daß die Malerei und überhaupt die Nachahmungskunst in den Werken, woran sie sich erlustiget, weit von der Wahrheit entfernt ist, und daß sie mit dem Theile der Seele, welcher sich von der Vernunft am weitesten entfernt, Verkehr, Freundschaft und Liebe unterhalte, ohne etwas Gesundes und Wahres zu beabsichtigen.

Du hast vollkommen Recht, sagte er.

Selbst nichtswürdig, und zum Nichtswürdigen gefellt, bringt die Nachahmungskunst nur nichtige Dinge hervor.

So scheint es.

Gilt dies bloß von der Nachahmung, die für das Gesicht, oder auch von der Nachahmung, die für das Gehör arbeitet, und die wir Dichtkunst nennen?

Natürlich auch von der Dichtkunst.

Laßt uns indessen, fuhr ich fort, nicht auf die Aehnlichkeit bauen, welche die Dichtkunst mit der
Mah-

Mahlerei haben mag, sondern wieder auf den Theil unsers Geistes zurückgehen, auf den die Nachahmung, vermittelt der Dichtkunst, wirkt, und untersuchen, ob er von edler oder unedler Beschaffenheit ist.

Das müssen wir.

Wir wollen die Sache so wenden. Die nachahmende Dichtkunst, lagen wir, stellt Menschen in Handlungen vor, die sie entweder gezwungen oder freiwillig üben, durch deren Ausübung sie entweder glücklich oder unglücklich geworden zu sein glauben, und worüber sie sich also entweder freuen oder betrüben. Hat sie noch etwas mehr zum Gegenstande?

Nichts mehr.

Aber ist der Mensch in allen diesen Zuständen wohl mit sich selber in Uebereinstimmung? oder ist vielmehr seine Seele bei den Handlungen eben sowohl in Kampf und Aufruhr, als bei den Gegenständen des Gesichts, worüber sie, obgleich es dieselben Gegenstände betraf, zugleich zwei entgegengesetzte Urtheile hegte? Doch ich erinnere mich, daß wir nicht nöthig haben, uns hierüber mit einander zu verständigen; denn wir haben schon oben zur Genüge erkannt, daß die Seele unzählige Widersprüche der Art enthält.

Du hast Recht, sagte er.

Unstreitig, versetzte ich. Aber jetzt scheint es mir nöthig, daß wir das erwägen, was wir damals unberührt ließen.

Was meinst du? fragte er.

Ein

Ein weiser Mann, sagten wir, den irgend ein Unglück trifft, etwa dafs er einen Sohn verliert, oder etwas anders, das seinem Herzen sehr nahe war, wird diesen Unfall mit gröfserer Standhaftigkeit erdulden, als die übrigen Menschen.

Allerdings.

Nun lafst uns untersuchen, ob er gar nichts von Schmerz empfindet, oder, wenn dieses unmöglich ist, ob er nur seine Betrübniß zu mässigen sucht.

Das letztere möchte wohl eher wahr sein.

Aber sage mir doch noch weiter deine Meinung. Glaubst du, er werde seinen Schmerz mehr zu bekämpfen und zu unterdrücken suchen, wenn er von seines Gleichen gesehen wird, oder wenn er sich in der Einsamkeit aufhält, entfernt von dem Anblick der Menschen?

Viel anders wird er sich verhalten, wenn er von Menschen gesehen wird, sagte er.

Wenn er allein ist, glaube ich, wird er sich nicht zurückhalten, vieles zu sagen, dessen er sich schämen würde, wenn einer ihn hörte, und vieles zu thun, was er in der Gegenwart eines andern nicht zu thun wagen würde.

So verhält sich die Sache.

Dasjenige nun, was ihm entgegenzukämpfen befehlt, ist die Vernunft und das Gesetz; dasjenige, was ihn zur Traurigkeit fortreißt, ist die Leidenschaft selbst.

Das

Das ist wahr.

Da nun in dem Menschen in Beziehung auf dieselbe Sache entgegengesetzte Antriebe entstehen, so müssen nothwendig zwei einander widerstrebende Kräfte zugleich in seiner Seele sein.

Ohne Zweifel.

Die eine ist willig, dem Gesetze zu gehorchen in allem, was es befiehlt.

Wie verstehst du das?

Das Gesetz sagt zum Beispiel, nichts sei rühmlicher, als bei Unglücksfällen seine Ruhe zu erhalten, und nicht ungeduldig zu werden; denn man wisse noch nicht, ob eine Begebenheit dieser Art ein Gut oder Uebel sei, auch bessere man nichts durch Ungeduld; überhaupt verdiene keines der menschlichen Dinge, daß man sein Herz daran hänge; die Traurigkeit endlich verhindere, daß man dort Schutz suche, wohin man in solchen Fällen immer zuerst seine Zuflucht nehmen müsse?

Wozu meinst du, soll man seine Zuflucht nehmen?

Man soll, erwiederte ich, über das Geschehene rathschlagen, wie der Würfelspieler es macht, der nach den aufgefallenen Würfeln seine Sachen anordnet, wie die Klugheit es ihm als das beste rath; aber man soll es nicht wie die Kinder machen, die, wenn sie irgendwo angestossen sind, bei dem Gegenstande des Anstoßes verweilen, und die Zeit mit Schreien hinbringen; sondern man soll die Seele so gewöhnen, daß sie

sie immer gleich auf die Heilung des kranken Theiles, und auf die Verbesserung des erlittenen Schadens bedacht ist, ohne sich einer unnützen Klage zu überlassen.

Dies würde, sagte er, unstreitig das zweckmäßigste Mittel gegen die Unglücksfälle sein.

Auch können wir behaupten, daß der edellste Theil unsrer Seele den Rathschlägen der Vernunft zu folgen geneigt ist.

Das leidet keinen Zweifel.

Den Theil der Seele aber, welcher die Vorstellung des erlittenen Unfalls immer von neuem weckt, und zu unaufhörlichen Klagen reizt, können wir wohl mit Recht den unvernünftigen, trägen und feigen Theil nennen?

Allerdings.

Dieser leidenschaftliche Theil nun ist vieler und mannichfaltiger Nachahmung fähig; aber die vernünftige und ruhige Gemüthsverfassung wird eben so schwer durch Nachahmung dargestellt, als in der Nachahmung erkannt, besonders von einem Schwarme von so mancherlei Menschen, als sich in den öffentlichen Schauplätzen zu versammeln pflegt. Denn diese Nachahmung würde ihnen eine Gemüthsverfassung darstellen, die mit der ihrigen nichts Aehnliches hat.

Allerdings.

Es ist also offenbar, daß der nachahmende Dichter nicht auf diesen Seelenzustand zu wirken sucht, und daß seine Kunst nicht beabsichtigen kann, diesem
sein

sem zu gefallen, wenn er nach dem Beifalle der Menge strebt, sondern das er auf die leidenschaftliche und mannichfaltige Gemüthsverfassung seinen Fleiß verwendet, weil hier die Nachahmung leicht ist.

Das ist offenbar.

Wir wären jetzt schon berechtigt, ihn des Tadel's würdig zu halten, und ihn dem Mahler gegenüber zu stellen: denn er ist ihm sowohl darin ähnlich, das seine Werke, wenn man sie mit der Wahrheit vergleicht, nichtswürdig sind, als auch darin, das er, so wie jener, nicht auf den besten, sondern den unedlern Theil der Seele zu wirken sucht. Und schon deshalb dürften wir ihn in einen Staat nicht aufnehmen, der weise regiert werden soll, weil er den schlechtern Theil der Seele in Thätigkeit und Bewegung setzt, und während er diesen stärkt, den vernünftigen in Ohnmacht erhält. Denn so wie einer, der den schlechtern Bürgern die Verwaltung übergäbe, und die guten von der Herrschaft entfernte, das Verderben des Staats befördern würde: eben so können wir auch behaupten, das der nachahmende Dichter in der Seele jedes einzelnen Menschen eine schlechte Verfassung hervorbringe, durch die Schmeichelei, welche er gegen ihren unvernünftigen Theil beweist, der weder Großes noch Kleines zu unterscheiden vermag, sondern dieselben Gegenstände bald für groß hält, bald in kleinen Bildern sich vorstellt, aber von der Wahrheit immer unendlich weit entfernt bleibt.

Du hast vollkommen Recht,

Und

Und doch haben wir noch nicht die schwerste Beschuldigung gegen die nachahmende Dichtkunst vorgebracht. Denn es ist doch wohl sehr schrecklich, daß sie die besten Menschen, mit Ausnahme von einigen wenigen, zu verderben im Stande ist?

Das wäre freilich sehr schrecklich, wenn sie das thäte.

Höre und überlege. Wenn wir zum Beispiele aus dem Homer und andern tragischen Dichtern eine Stelle anhören, worin irgend ein Held im Schmerz vorgestellt wird, wie er in ausführlichen Reden sein Geschick beklagt, in Jammertöne ausbricht und sich die Brust zerschlägt: du weißt, wie sehr alle, selbst die besten unter uns sich freuen, und von der Leidenschaft sich fortreißen lassen, und wie sehr sie durch das Mitgefühl und warme Theilnahme geneigt gemacht werden, den als den vortrefflichsten Dichter zu preisen, der uns am meisten zu rühren versteht.

Das weiß ich, die Sache verhält sich unstreitig so.

Wenn wir aber selbst in der Lage sind, daß uns etwas Kummervolles begegnet, so gefallen wir uns, wie du weißt, grade in der entgegengesetzten Gemüthsverfassung, wenn wir nemlich ruhig zu bleiben und auszuliden vermögen, weil wir dieses für männlich, das andre, was wir damals lobten, für weibisch halten.

Das ist mir bekannt.

Ist nun aber ein solches Lob wohl rühmlich, und gereicht es uns nicht zur Unehre, daß uns der Anblick

blick eines Mannes, dem wir so wenig ähnlich zu sein wünschen, daß wir uns vielmehr schämen würden, wenn wir es wären, nicht Unwillen sondern Freude verursache, und unsern Beifall gewinne?

Bei Zeus, sagte er, das ist nichts weniger als vernünftig.

Das wirst du noch mehr sagen, wenn du die Sache von dieser Seite betrachtest.

Von welcher?

Wenn du bedenkst, daß der Theil der Seele, der bei eigenen Unglücksfällen mit Gewalt zurückgehalten wird, und der, vermöge seiner natürlichen Begierde, nach Thränen dürstet, und in Klagen unerfättlich ist, grade der ist, welchen die Dichter befriedigen und ergötzen; und daß auf der andern Seite der edelste Theil unsrer Seele, weil er durch Unterricht und Sittlichkeit noch nicht genug gebildet ist, durch eben diese Dichter nicht bloß veranlaßt wird, die Aufsicht über den winselnden Theil aufzugeben, unter dem Vorwande; man schaue ja nur fremde Leiden an, und es könne für uns nichts Schimpfliches enthalten, einen andern, der ein guter Mann zu sein versichert, zu loben und zu bemitleiden; sondern sogar bewogen wird, das Vergnügen, das durch die Mitempfindung entsteht, für Gewinn zu halten, dessen er sich nicht gerne durch die Verachtung der ganzen Dichtung berauben liesse. Denn sehr wenige Menschen, glaube ich, pflegen zu bedenken, daß die Empfindungen andrer, nach unserer natürlichen Beschaffenheit, in unsre eigene Seele übergehen, und daß es daher nicht
leicht

leicht ist, das Mitgefühl, wenn es durch die Anschauung jener Dinge stark genährt ist, bei eigenen Unglücksfällen zu mäßigen.

Das ist sehr wahr, sagte er.

Hat es nun mit dem Lächerlichen nicht eine gleiche Beschaffenheit? Wenn du dich auch schämen solltest, selbst ein Lustigmacher zu sein, aber auf Schaubühnen und in Gesellschaften einzelner Menschen die Nachahmung des Lächerlichen mit großem Beifalle aufnimmst, oder es wohl gar selbst nachahmst, so wirst du ähnliche Wirkungen erfahren, als die Nachahmung des Tragischen bei dir hervorbrachte. Denn die Begierde zum Lächerlichen, welche du vorhin durch Hülfe der Vernunft zurückhieltest, aus Furcht, ein Possenreißer zu scheinen, erhält dann wieder freies Spiel, und, wenn du sie dort gestärkt hast, so wird es dahin kommen, daß du, ohne es selbst einmal zu bemerken, auch oft in deinem eigenen Verhalten den Possenreißer spielst.

Ganz gewiss, sagte er.

Denselben Einfluss hat die nachahmende Dichtkunst auf die Liebe, den Zorn und auf alle übrigen Leidenschaften der Traurigkeit oder der Freude in der Seele, von denen wir sagten, daß sie uns bei allen unsern Handlungen begleiten. Denn anstatt sie verdorren zu lassen, führt sie ihnen neuen Nahrungsaft zu, anstatt sie der Herrschaft zu unterwerfen, um uns besser und glücklicher zu machen, vertraut sie ihnen die Herrschaft an, um unsere Verschlimmerung und unser Elend zu befördern.

Ich

Ich könnte nicht anders urtheilen, sagte er.

Solltest du daher, lieber Glaukon, Lobredner des Homers antreffen, welche behaupten, daß dieser Dichter ganz He las aufgeklärt habe, daß er vorzüglich gelesen zu werden verdiene, weil wir aus ihm lernen könnten, wie wir die Geschäfte des Lebens angreifen und uns selbst verhalten, und daß wir daher nach seiner Vorschrift unsern ganzen Lebenswandel einrichten müßten: so mußt du dich freilich mit Artigkeit und Freundlichkeit gegen diese Menschen betragen, weil sie wirklich so gut sind, als sie es zu sein vermögen; auch kannst du ihnen zugeben, daß Homer der größte Dichter und der erste unter allen Tragikern sei; aber zugleich mußt du wissen, daß man nur Lobgefänge zur Verherrlichung der Götter und edler Menschen aus der Dichtkunst in den Staat aufnehmen dürfe. Denn solltest du jene schmeichelnde Muse der lyrischen und epischen Muse aufnehmen, so werden Vergnügen und Traurigkeit in dem Staate herrschen, statt des Gesetzes und der Vernunft, die doch zu allen Zeiten für die beste Herrscherin anerkannt ist.

Du redest sehr wahr.

Dies mag zu unsrer Rechtfertigung dienen, daß wir die Dichtkunst, die wir deshalb noch einmal untersucht haben, oben aus unserm Staate verbannten, da sie von so gefährlicher Beschaffenheit ist. Denn wir hatten hinlänglichen Grund dazu. Damit uns indessen niemand der Härte und Gefühllosigkeit beschuldige, so wollen wir uns darauf stützen, daß der Streit zwischen der Philosophie und Dichtkunst schon alt ist.

Du kennst ja die Schmähungen: „Die blaffende Hündin, die gegen den Herrn anbellt“ — und: „In dem Schwarm unsinniger „Schwätzer erscheint er groß“ — und: „Der Tros der Weifen, der überall herrschen will — und: Leute, die Spitzfindigkeiten ausgrübeln, weil der Hunger sie plagt.“ — Diese und unzählige andere Stellen beweisen zur Genüge, daß eine alte Feindschaft unter beiden statt finde. Doch wollen wir erklären, daß wir bereit sind die Dichtkunst, die bloß das Vergnügen beabsichtigt, und überhaupt die nachahmende Kunst mit Freuden in unserm Staat aufzunehmen, sobald sie uns durch Gründe überzeugen können, daß sie in einem wohl eingerichteten Staat sein dürfen; denn wir wissen aus eigener Empfindung, eine wie bezaubernde Kraft sie haben. Aber es würde frevelhaft sein, wenn wir das, was wir als Wahrheit erkennen, verrathen wollten. Empfindest du nicht auch ihre Zauberkraft, mein Lieber, besonders wenn sie durch den Homer auf dich wirkt?

Ja sehr.

Es ist also der Billigkeit gemäß, daß wir ihr das Recht zugestehen, sich zu vertheidigen, es sei in einer Ode oder in einem andern Silbenmalse.

Allerdings.

Doch können wir es den Beschützern der Dichtkunst, die, obgleich sie selbst nicht dichten, doch Freunde der Dichtkunst sind, auch erlauben, sie in einer ungebundenen Rede zu vertheidigen, und zu beweisen.

weisen, daß sie nicht bloß angenehm, sondern auch für die Staatsverfassungen der Menschen nützlich ist. Und wir werden ihre Schutzrede gern anhören; denn es ist offener Gewinn für uns, wenn nicht bloß ihre Lieblichkeit, sondern auch ihr Nutzen gezeigt werden kann.

Wie sollten wir nicht dabei gewinnen? sagte er.

Könnten sie aber dies nicht zeigen, lieber Freund, so müssen wir es machen, wie die Liebhaber, die, wenn sie einsehen, daß die Liebe ihnen schädlich ist, sich, wiewohl ungerne, von dem Gegenstande ihrer Liebe entfernt halten. Wir werden zwar, weil uns durch die schönen Staatsverfassungen, worin wir erzogen sind, eine natürliche Liebe gegen die Dichtkunst eingeflößt worden, immer gerne sehen, daß ihre Schönheit und Wahrheit uns bewiesen werde; aber so lange sie sich gegen die vorgebrachten Beschuldigungen nicht vertheidigen kann, werden wir stets, wenn wir ihre Werke anhören, uns die Gründe vorhalten, die wir eben erkannt haben, um uns dadurch gegen ihre Zauberkraft zu waffnen, und stets auf unsrer Hut sein, daß wir nicht in jene jugendliche Liebe zurückfallen, die den meisten anhaftet. Wir müssen vielmehr bedenken, daß die gewöhnliche Art der Dichtkunst nicht Ehrwürdigkeit und Wahrheit genug enthalte, um der Beeiferung werth zu sein, daß jeder, dem seine innere Verfassung am Herzen liegt, bei der Anhörung Vorsicht anwenden müsse, und daß alles, was wir von der Dichtkunst gesagt haben, in der Wahrheit gegründet sei.

Ich stimme dir völlig bei, sagte er.

Denn groß, lieber Glaukon, größer, als er manchem scheint, ist der Kampf, von dessen Entscheidung es abhängt, ob wir gute oder schlechte Menschen werden. Daher müssen weder Ehre, noch Reichtum, noch irgend eine Herrschaft, noch die Dichtkunst, uns zu dem Stolze verleiten, die Gerechtigkeit und die andern Tugenden zu vernachlässigen.

Ich gebe dir Beifall nach den Gründen, die wir erkannt haben, und ich glaube, ein jeder andre wird ein Gleiches thun.

Und doch haben wir die größten Belohnungen und Wettpreise, welche der Tugend am Ziele harren, noch nicht angezeigt?

Die müssen, sagte er, unbeschreiblich groß sein, wenn sie größer sind, als die bereits erwähnten.

Wie könnte etwas groß sein, dessen Zeit von kurzer Dauer ist? Denn alle Zeit, von dem Alter der Kindheit bis zum Greisenalter, ist doch wohl, mit der ganzen Zeit verglichen, nur von kleinem Umfange?

Sie ist für nichts zu rechnen.

Wie nun? glaubst du, daß ein unsterbliches Wesen sich bloß für diese kurze Spanne der Zeit, oder für die ganze Zeit des Guten beflüssigen müsse?

Ich glaube für die ganze Zeit, versetzte er; aber in welcher Absicht thust du eine solche Frage?

Du weißt doch, daß unsre Seele unsterblich ist, und niemals untergeht?

Jener sah mich hier mit Verwunderung an, und sagte: Bei Zeus, ich nicht! Kannst du das beweisen?

Ich

Ich glaube, auch du kannst es, erwiederte ich; wenn ich nicht irre, denn schwer ist die Sache gar nicht.

Für mich ist sie es doch, sagte er; aber von dir möchte ich den Beweis, der dir so leicht ist, gerne hören.

So höre denn, versetzte ich.

Rede nur, sagte er.

Nennst du, hub ich an, nicht etwas ein Gut oder Uebel?

Allerdings.

Aber in eben dem Sinne, wie ich darüber urtheile?

Und wie urtheilst du denn?

Was zerstört und verdirbt, nenne ich ein Uebel, alles, was zur Erhaltung beiträgt und Nutzen gewährt, ein Gut.

Ich auch, sagte er.

Weiter, ist nicht beinahe für jede Sache ein Uebel und ein Gut gedenkbar? Zum Beispiel das Uebel für die Augen ist das Triefen, für den ganzen Körper die Krankheit, für das Getraide der Mehlthau, für das Holz die Fäulnis, für das Erz und Eisen der Rost, und, wie ich sagte, fast für jede Sache giebt es ein natürliches Uebel, eine eigne Krankheit.

Allerdings.

Jedes

Jedes dieser Uebel nun verschlimmert die Sache, der es beiwohnt, und befördert zuletzt ihre Auflösung und Zerstörung.

Das leidet keinen Zweifel.

Also das natürliche Uebel für jede Sache und die Verschlimmerung ist der Grund ihrer Zerstörung. Wenigstens, wenn dieses nicht ihren Untergang veranlaßt, wird sie durch nichts anders zerstört werden können. Denn weder das, was für die Sache ein Gut ist, wird sie zerstören, noch das, was weder ein Gut noch Uebel ist.

Das ist unmöglich.

Wenn wir also ein Wesen antreffen, das durch ein ihm anhaftendes Uebel wohl verschlimmert, aber nicht gänzlich zerstört werden kann: sollten wir dann nicht zu schliessen berechtigt sein; daß dieses Wesen überhaupt seiner Natur nach unzerstörbar ist?

Das ist unstreitig eine natürliche Folge.

Wie nun? Läßt sich in Rücksicht auf die Seele nicht etwas denken, was sie verschlimmert?

Ohne Zweifel, sagte er; alle die Uebel, deren wir eben gedacht haben, die Ungerechtigkeit, Zügellosigkeit, Feigheit und Unwissenheit äußern diese Wirkung.

Aber wird auch die Seele durch eins von diesen Uebeln aufgelöst und zerstört? Ueberlege wohl, damit wir nicht in den Wahn verfallen, zu glauben, daß, wenn der ungerechte und unvernünftige Mensch bei seiner Ungerechtigkeit ertappt worden, dann die
Un-

Ungerechtigkeit, welche die Seele verschlimmert, seine Seele auch zerstört habe. Doch laßt uns die Sache noch deutlicher machen. Nicht wahr? die Krankheit, welche das Uebel des Körpers ist, zerrüttet und verdirbt den Körper, und bringt ihn endlich dahin, daß er keinem Körper mehr ähnlich ist; und eben so werden alle übrigen eben genannten Dinge, durch die Anhaftung und Beiwohnung des ihnen eigenthümlichen zerrüttenden Uebels, allmählig in den Zustand versetzt, daß sie sich selber nicht mehr ähnlich sind? Ist es nicht so?

Allerdings.

Wohlan denn, mache jetzt die Anwendung auf die Seele. Hat die ihr einwohnende Ungerechtigkeit oder irgend ein andres Laster auf sie den Einfluß, daß sie dadurch ihrer Kraft beraubt, zerstört, und endlich durch die Trennung vom Körper in den Tod versetzt wird?

Das ist keinesweges der Fall.

Auch das wäre kein vernünftiger Gedanke, daß ein Wesen, welches durch sein eigenthümliches Uebel nicht zerstört wird, durch das Uebel, das einer andern Sache beiwohnt, vertilgt werde.

Das ist kein vernünftiger Gedanke.

Denn bedenke, lieber Glaukon, daß wir sogar, was den Körper betrifft, nicht einmal glauben, der Körper müsse durch schlechte Speisen, die entweder durch lange Aufbewahrung oder durch Fäulniß oder auf eine andre Weise verdorben sind, zerstört werden; sondern wenn schlechte Speisen ein Uebelbefinden

den des Körpers hervorbringen, so werden wir sagen, der Körper sei, durch die Veranlassung der Speisen, von seinem eigenthümlichen Uebel, der Krankheit zerstört worden; aber wir werden uns nie berechtigt halten, zu behaupten, daß der Körper von den schlechten Speisen, die mit jenem nicht einerlei Natur haben, daß überhaupt eine Sache durch ein fremdartiges Uebel, welches nicht das ihr eigenthümliche Uebel erzeugt, zerstört werde.

Du hast vollkommen Recht, sagte er.

Wenn also nach demselben Verhältnisse, das Uebel des Körpers nicht ein Uebel in der Seele hervorbringt, so werden wir nie annehmen dürfen, daß die Seele durch ein fremdes Uebel ohne das ihr eigenthümliche Uebel, ein verschiedenartiges Wesen durch ein fremdartiges Uebel, zerstört werde.

Das ist eine nothwendige Folgerung, sagte er.

Man überführe uns also entweder, daß unsere Behauptung unrichtig ist, oder wir werden, so lange diese unwiderlegt bleibt, nie zugeben, daß die Seele durch ein Fieber oder durch eine andere Krankheit, ja selbst nicht einmal durch gewaltsame Ermordung, oder wenn einer den ganzen Körper in lauter kleine Theile zerstückelte, durch alle diese Unfälle jemals zerstört werde, wenn man nicht beweisen kann, daß die Seele durch diese Unglücksfälle des Körpers ungerechter und frevelhafter wird; und wir werden nie einräumen, daß durch ein fremdartiges Uebel, das in einer fremdartigen Sache entsteht, und nicht das, einem jeden einzelnen Wesen eigenthümliche Uebel hervorbringt, weder die Seele noch ein andres Ding zerstört werde.

Aber

Aber das wird gewiß, sagte er, niemand zeigen können, daß die Seelen der Sterbenden durch den Tod selbst ungerechter und schlechter werden.

Sollte aber demungeachtet es jemand wagen, gegen unsern Beweis aufzutreten und zu behaupten, daß der Sterbende ungerechter und schlechter würde, damit er nur nicht genöthiget wäre, die Unsterblichkeit der Seele einzugestehen: so wollen wir dem, der so etwas behauptet, den Schluss entgegenstellen, daß in diesem Falle die Ungerechtigkeit, so wie die Krankheit ein tödtliches Uebel für den Besitzer sein müßte, und daß die Menschen, die sie bei sich aufnahmen, durch dieses seiner Natur nach tödtliche Uebel, je nachdem sie mehr oder weniger ungerecht wären, bald schneller, bald langsamer sterben, daß hingegen die Ungerechten nicht, so wie jetzt, durch andre, welche ihnen diese Strafen auflegen, den Tod leiden würden.

Bei Zeus, sagte er, dann würde die Ungerechtigkeit nicht das schrecklichste Uebel sein, wenn sie dem, der sie bei sich einwohnen läßt, den Tod brächte; denn sie würde ja ein Mittel zur Befreiung von Uebeln sein. Aber ich glaube, wir werden an ihr grade entgegengesetzte Wirkungen erkennen; andre tödtet sie, so viel sie nur vermag; aber den, der sie besitzt, macht sie sehr lebhaft, und nicht bloß lebhaft, sondern auch schlaflos. So wenig scheint sie von einer tödtenden Kraft zu enthalten.

Vortrefflich gesprochen! sagte ich. Wenn das eigenthümliche Verderben und das eigenthümliche Uebel die Seele nicht zu tödten und zu zerstören vermag: so wird das Uebel, das zum Verderben einer andern Sache

Sache bestimmt ist, noch viel weniger die Seele oder irgend ein andres Ding, als zu dessen Verwüstung es bestimmt ist, zerstören können.

Das ist noch viel weniger wahrscheinlich.

Wenn also die Seele durch kein einziges Uebel, weder durch das ihr eigenthümliche, noch durch ein fremdartiges zerstört wird, so ist offenbar, daß sie nothwendig immer fortdauern müsse; wenn sie aber immer fortdauert, so ist sie auch unsterblich.

Das ist nothwendig.

Dies können wir nun, fuhr ich fort, als ausgemacht annehmen. Wenn dies aber ausgemacht ist, so muß die Anzahl der Seelen immer dieselbe bleiben; sie kann sich weder verringern, weil keine zerstört wird, noch vergrößern; denn sollten die unsterblichen Wesen sich vermehren, so würden sie, wie du weißt, aus dem Sterblichen entstehen müssen, und alles Sterbliche würde am Ende unsterblich werden.

Du redest wahr.

Aber, fuhr ich fort, wir können weder dieses annehmen (denn die gesunde Vernunft gestattet es nicht) noch daß die Seele, nach ihrer wahren Natur betrachtet, aus vielen mannichfaltigen und verschiedenartigen Theilen zusammengesetzt sei.

Wie meinst du das? versetzte er.

Es läßt sich nicht leicht begreifen, wie etwas ewig sein könne, was aus Theilen zusammengesetzt ist, wenn die Zusammensetzung nicht wenigstens so vortrefflich ist, als wir sie eben an der Seele erkannt haben.

Das ist nicht wahrscheinlich, sagte er.

Dafs nun die Seele unsterblich ist, folgt nothwendig aus dem eben geführten Beweise und aus mehrern andern Gründen. Aber um die Seele nach ihrer wahren Natur kennen zu lernen, müssen wir sie nicht, wie eben, in dem verdorbenen Zustande betrachten, worin sie durch die Gemeinschaft mit dem Körper, und durch andre Uebel versetzt ist; sondern wir müssen sie in ihrer vollkommensten Reinheit, durch das blofse Licht des Verstandes anschauen. Dann werden wir sie viel schöner finden, und viel deutlicher die Natur der Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit und der andern Dinge, wovon wir geredet haben, einsehen. Was wir jetzt von ihr gesagt haben, ist freilich wahr, aber nur in Rücksicht auf das, was sie in ihrem gegenwärtigen Zustand zu sein scheint. Aber so wie diejenigen, welche jetzt den Meergott Glaukos sehen, Mühe haben dürften, in ihm seine alte Gestalt zu erkennen, da einige Theile des ehemaligen Körpers abgebrochen oder abgenutzt, oder überhaupt ganz von den Wellen entstellt, andre dagegen von neuem angewachsen sind, die aus Muschelschalen, Meerpflanzen und Felsstücken bestehen, so dafs er jedem andern Unthiere, als seiner ursprünglichen Gestalt ähnlich sieht; so dürften wir auch die Seele, wenn wir sie in ihrem gegenwärtigen Zustande betrachten, durch unzählige Uebel entstellt sehen. Aber wir müssen dorthin den Blick richten.

Wohin? fragte er.

Auf die weisheitsliebende Natur der Seele muß man sehen, und beobachten, mit welchen Dingen diese sich beschäftigt, und nach welcher Unterhaltung sie strebt, auf ihre Verwandtschaft mit dem Göttlichen,
Un.

Unsterblichen und Ewigen, auf das, was die Seele sein würde, wenn sie zu diesen Dingen mit ganzer Kraft aufstrebte, und durch dieses Streben sich aus dem Meere erhöbe, worin sie jetzt versenkt liegt, sich von den Felsstücken und Muschelschalen, oder mit andern Worten, von den vielen irdischen, fessigten und rohen Theilen säuberte, die ihr natürlich von der Erdnahrung ankleben, einer Nahrung, bei welcher viele sich glücklich dünken. Erst dann ist man vermögend, ihre wahre Natur zu erkennen, und zu unterscheiden, ob sie vielartig oder einfach ist, und überhaupt welches Wesen und welche Beschaffenheit sie hat. Was aber ihren gegenwärtigen Zustand, während des menschlichen Lebens, betrifft, so haben wir, glaube ich, ihre verschiedenen Leidenschaften und Kräfte genug erklärt.

Allerdings, sagte er.

Wir haben nun in unsrer Rede die Gerechtigkeit, entblößt von allen Zufälligkeiten, und abgesondert von allen Belohnungen und Meinungen, welche der Gerechtigkeit folgen, und weshalb sie, wie ihr sagtet, von Homer und Hesiodos gepriesen wird, betrachtet, und doch erkannt, daß sie das größte Gut für die Seele ist; wir haben eingesehen, daß man gerecht handeln müsse, man möge den Ring des Gyges haben oder nicht, ja sogar dann, wenn man außer dem Ringe auch noch den Schild des Ais habe.

Du redest sehr wahr, sagte er.

Jetzt kann es uns nicht mehr übel gedeutet werden, lieber Glaukon, wenn wir der Gerechtigkeit und der Tugend überhaupt die mannichfaltigen und großen Belohnungen zurückgeben, welche um ihrent-

wil-

willen der Seele des Menschen im Leben und nach dem Tode, von Göttern und Menschen zuerkannt werden.

Das muß allerdings geschehen.

Werdet ihr mir nun zurückgeben, was ich euch im Anfange unsrer Unterhaltung geliehen habe?

Und das war?

Ich habe euch die Möglichkeit zugestanden, daß der Gerechte ungerecht, und der Ungerechte gerecht scheinen könne. Denn ihr meintet, daß man, wenn es auch unmöglich wäre, in dieser Rücksicht Götter und Menschen zu täuschen, es doch der Untersuchung wegen als möglich annehmen müsse, um beide Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit für sich selbst zu betrachten, und durch die Vergleichung ihren wahren Werth zu beurtheilen. Ist dir das noch rememberlich?

Ich würde die Unwahrheit reden, wenn ich es läugnete, sagte er.

Da wir sie nun so beurtheilt haben, so verlange ich, daß ihr der Gerechtigkeit die Ehre wiedergebt, welche ihr von Göttern und Menschen bewilliget ist, und sie selbst anerkennt, damit sie auch die Siegesbe-
lohnungen davon trage, die sie durch die Meinung gewinnt, und denen mittheilt, die sich ihr ergeben, nachdem wir erkannt haben, daß sie auch durch ihre Wirklichkeit Güter gewährt, und diejenigen nicht täuscht, die sie bloß um ihrer selbst willen lieben.

Deine Forderung ist gerecht.

Ihr

Ihr werdet mir also zuerst einräumen, daß weder der Gerechte noch Ungerechte den Göttern nach seiner wahren Beschaffenheit unbekannt bleiben kann.

Wir gestehen es ein.

Wenn sie dies aber nicht können, so wird der eine von Gott geliebt, der andere von ihm verabscheut werden, wie wir dies gleich anfangs eingestanden haben.

Die Sache verhält sich so.

Werden wir aber nicht auch eingestehen, daß dem Gottgeliebten die möglichste Glückseligkeit, in so ferne sie von den Göttern verliehen wird, zu Theil werden müsse, wenn ich die nothwendigen Leiden ausnehme, die ihn etwa wegen voriger Vergehungen treffen?

Allerdings.

Einen solchen Glauben müssen wir also unterhalten, daß für den gerechten Mann, er mag in Dürftigkeit leben, oder Krankheiten oder irgend ein andres der scheinbaren Uebel leiden, alles dieses am Ende zum Heil gereichen werde, es sei schon im Leben oder erst nach dem Tode. Denn gewiß wird der nie von den Göttern vernachlässigt, der den ernstlichen Voratz hat, gerecht zu sein, der sich der Tugend befließiget, und der Gottheit, so viel für Menschen möglich ist, ähnlich zu werden strebt.

Es ist wahrscheinlich, sagte er, daß die Gottheit ihr Ebenbild nicht vernachlässigen wird.

Muß man aber nicht urtheilen, daß der Ungerechte grade das Gegentheil von diesem erfahren wird?

Un-

Unstreitig.

Dafs also von den Göttern dem Gerechten der Siegespreis zuerkannt wird, ist ausgemacht.

Wenigstens nach meinem Urtheile, sagte er.

Aber wem werden die Menschen den Vorzug zuerkennen? sagte ich. Verhält sich die Sache nicht so? Machen es, wenn wir die Wahrheit gestehen wollen, die schlaunen Ungerechten nicht eben so wie die Läufer, die von der Höhe herab, aber nicht von der Tiefe hinauf mit Leichtigkeit laufen; sie beginnen voll Hitze den Lauf, doch am Ende erscheinen sie lächerlich, lassen die Ohren auf die Schulter hängen, und kehren unbekränzt zurück. Aber die wahren und geschickten Läufer erreichen auch das Ziel, empfangen dort die Wettpreise, und werden mit Kränzen geschmückt. Dies ist auch mit dem Gerechten grössten Theils der Fall. Wenn er das Ziel seiner Unternehmung, seines Wandels und seines Lebens erreicht hat, dann wird er von den Menschen gepriesen und belohnt.

Ja gewifs.

Du wirst es mir nun nicht verargen, wenn ich von den Gerechten dasselbe sage, was du vorhin von den Ungerechten sagtest. Denn ich behaupte, dafs die Gerechten, sobald sie die Jahre erlangt haben, nach eigenem Wunsch in ihrem Staate die Aemter wählen, sich Weiber nehmen, woher sie wollen, und ihre Kinder ausstatten können, an wen sie es selber wünschen, und überhaupt alles, was du von den Ungerechten sagtest, wende ich jetzt auf die Gerechten an. Von dem Ungerechten dagegen behaupte ich, dafs die meisten

sten unter ihnen, wenn es ihnen auch gelingen sollte, die Menschen in ihrer Jugend zu täuschen, am Ende ihrer Laufbahn ertappt, ein Gegenstand des allgemeinen Gelächters werden, und ein schmähhches Alter erleben, verhöhnt und gezeißelt von Fremdlingen und Bürgern, ja sogar dafs sie, welches oben, von dem Gerechten gesagt, hart schien, jetzt aber völlig wahr ist, oft unter den grausamsten Qualen und Martern ihren Geist aufgeben müssen; kurz stelle dir vor, dafs ich dir alle Uebel, welche du oben anführtest, als Strafen des Ungerechten genannt habe. Aber überlege, ob du mir das auch gestatten willst?

Allerdings, versetzte er; denn was du sagst, ist ja ganz der Billigkeit gemäfs.

Das mag genug sein von den Siegspreisen, Belohnungen und Ehrengeschenken, welche der Gerechte während seines Lebens von Menschen und Göttern empfängt, außer den Gütern, welche ihm die Gerechtigkeit selbst gewährt.

Und diese, sagte er, sind nicht weniger ehrenvoll, als dauerhaft.

Aber alle diese Belohnungen sind von keiner Bedeutung in Rücksicht auf Gröfse und Menge, wenn man sie mit jenen vergleicht, welche den Gerechten nach seinem Tode erwarten. Wir müssen sie aber anhören, damit beide der Gerechte und Ungerechte das völlig empfangen, was wir ihm in unsrer Unterredung mitzutheilen verbunden sind.

Du magst uns gerne alles mittheilen, und darfst nicht fürchten, dafs du uns ermüdest; wir werden dir mit Vergnügen zuhören.

Ich

Ich will euch, versetzte ich, auch nicht die Erzählung eines Alkinoos mittheilen, sondern die Rede eines tapfern Mannes, des Armenischen Ers, der von Geburt ein Pamphilier war. Dieser war in einer Schlacht gefallen, und als man zehn Tage nachher die Leichname, die schon in Verwesung übergangen, wegräumen wollte, fand man auch seinen Körper, der noch ganz frisch war. Man trug ihn nach Hause, und da man ihn zwei Tage darauf begraben wollte, und schon auf den Scheiterhaufen gelegt hatte, lebte er wieder auf. Nach der Wiederauflebung erzählte er, was er in jener Welt gesehen hatte.

„Nachdem meine Seele, sagte er, sich vom Körper getrennt hatte, wanderte sie in Begleitung vieler anderer, und wir kamen zusammen an einem wunderbaren Ort, wo unten auf der Erde zwei Oeffnungen dicht neben einander, und oben am Himmel zwei andre den erstern grade gegenüber waren. Zwischen den Oeffnungen saßen die Richter. Diese, sobald sie den Urtheilspruch über die Angekommenen gefällt hatten, geböten den Gerechten, nachdem sie ihnen eine Schrift, worin der Urtheilspruch abgefaßt war, vorne an die Brust gehängt hatten, zur Rechten den obern Weg durch den Himmel zu wandern; den Ungerechten dagegen, die auch, aber hinten auf den Rücken, eine Schrift trugen, worauf alle ihre Thaten verzeichnet waren, hießen sie den Weg zur Linken zu wandern, der in die Tiefe hinabführte. Zu mir aber, als ich mich naberte, sagten sie: ich sollte von dort als Bote zu den Menschen zurückkehren, und befehlen mir, alles, was an dem Orte vorginge, mit anzuhören und anzuschau-

T

„schauen. Hier sah ich nun, wie die Seelen durch
 „die zwei entgegengesetzten Oeffnungen fortwander-
 „ten, einige hinab in die Erde, andre hinauf zum
 „Himmel, sobald sie ihren Urtheilspruch empfangen
 „hatten. Aus den beiden andern Oeffnungen sahe ich
 „einige aus der Erde voll Schmutz und Staub herauf-
 „kommen, andre in reiner Klarheit vom Himmel her-
 „absteigen. Die von Zeit zu Zeit Ankommenden schie-
 „nen eine lange Wanderung gemacht zu haben, und
 „voll Freudigkeit den Weg nach der Wiese zu neh-
 „men. Dort weilten sie, lagerten sich, wie bei Fest-
 „versammlungen bei einander; die sich kannten, grüß-
 „ten sich gegenseitig, und erkundigten sich wechsels-
 „weise, bald die Ankömmlinge aus der Erde bei den
 „Himmlichen, was ihnen in der Welt begegnet wäre,
 „bald die Himmlichen bei jenen, was sie unten er-
 „fahren hätten. Hierauf erzählten sie sich ihre Schick-
 „sale unter einander; einige unter Thränen und Weh-
 „klagen, gerührt durch die Erinnerung dessen, was
 „sie auf ihrer unterirdischen Wanderung, welche sie
 „erst nach tausend Jahren vollendet, gesehen und ge-
 „litten hatten; die Himmlichen dagegen sprachen von
 „den Seligkeiten, die sie empfunden, von den un-
 „nennbaren Schönheiten, die sie gesehen hatten.“

Alles mitzutheilen, lieber Glaukon; was er er-
 zählte, würde viel Zeit erfordern; aber der Hauptin-
 halt der Erzählung war dieser. Für jedes Unrecht,
 das einer gethan oder jemanden zugefügt hatte, müsse
 er besonders büßen, und zwar für jedes zehnfach.
 Jede dieser Büßungen dauere hundert Jahre, weil das
 Leben des Menschen ungefähr diese Dauer habe, da-
 mit jede verübte Ungerechtigkeit zehnfach gebüßt wer-
 de

de. Diejenigen also zum Beispiel, die sich vieler Morde schuldig gemacht, Städte oder Heere verrathen, oder freie Menschen unterjocht, oder andere Schandthaten verübt hätten, müßten für jedes einzelne unter allen diesen Verbrechen zehnfache Schmerzen dulden. Diejenigen dagegen, welche sich durch Wohlthaten verdient gemacht, und gerecht und unsträflich gelebt hätten, würden in eben dem Verhältniß belohnt. Ueber die Kinder, welche gleich nach ihrer Geburt sterben, sagte er auch manches, das aber nicht der Erwähnung werth ist. Diejenigen aber, welche gegen Götter und Eltern eine vorzügliche Ehrfurcht bewiesen haben, empfangen, nach seiner Erzählung, noch außerordentliche Belohnungen; diejenigen, welche die Götter verspottet, die Eltern gemißhandelt, und mit ihrem Blute sich die Hände bespritzt haben, werden härter, als die übrigen Verbrecher bestraft. Um dies zu bestätigen, sagte er folgendes:

„Ich war gegenwärtig, als einer seinen Nachbar
„fragte, wo der große Aridaeos wäre. Dieser Aridaeos
„war tausend Jahre vor dieser Zeit Tyrann in irgend
„einem Staate Pamphyliens gewesen. Er hatte seinen
„alten Vater und seinen ältern Bruder gemordet, und
„viele Schandthaten verübt, wie man sagte. Jetzt ant-
„wortete der Gefragte: Aridaeos ist noch nicht gekom-
„men, und dürfte auch wohl nie hierher kommen.
„Wir sahen unter den schrecklichen Schauspielen, die
„wir erlebt haben, auch eins, das ihn betraf. Als
„wir uns schon der Mündung näherten, und im Be-
„griff waren, in die Höhe zu steigen, erblickten wir
„plötzlich den Aridaeos, und neben ihm andre, wo-
„von die meisten Tyrannen, einige aber auch Privat-
„leute

„leute gewesen waren, welche scheußliche Frevel ver-
 „übt hatten. Diese dachten auch hinaufsteigen zu
 „dürfen; aber die Oeffnung währte ihnen den Zu-
 „gang, durch ein Gebrüll, welches sie immer zu er-
 „heben pflegt, wenn einer, dessen Bosheit entweder
 „durch keine Buße verfohnt werden kann, oder der
 „noch nicht genug gebüßt hat, hinaufsteigen will.
 „Bei der Oeffnung standen Männer von wildem und
 „feurigem Ansehen, welche, sobald sie den Schall ver-
 „nommen hatten, den Aridaeos und die übrigen Ver-
 „brecher ergriffen, ihnen Kopf, Hände und Füße zu-
 „sammenfesselten, sie dann auf den Boden stürzten,
 „sie schunden und auf Dornen zerfleischten, die an
 „den Seiten des Weges standen, und über welche sie
 „die Elenden schleppten, indem sie zugleich den Vor-
 „übergehenden anzeigten, wegen welcher Schandtha-
 „ten sie diese Qualen erdulden müßten, und daß sie
 „jetzt nach dem Tartaros geführt würden, in den sie
 „hineingestürzt werden sollten. Wir haben, sagte der
 „Erzähler, viel Schreckliches von mancherlei Art ge-
 „sehen; aber nichts so Schreckliches, als wenn die
 „Oeffnung brüllte. Jeder aber ging mit der größten
 „Freude durch die Oeffnung, wenn diese schwieg.“

„Dies sind ungefähr die Büßungen und Strafen,
 „welche den Verbrechern bevorstehen; aber auf der
 „andern Seite giebt es auch in eben dem Verhältnisse
 „Belohnungen für den Rechtschaffnen.“

„Wenn die Seelen sich sieben Tage auf dieser Wie-
 „se verweilt haben, so müssen sie sich am achten von
 „dort erheben und eine neue Wanderung antreten, und
 „nach vier Tagen kommen sie in eine Gegend, von
 „deren Höhe man eine Lichtmasse sieht, die in gra-
 der

„der Richtung wie eine Säule über den ganzen Him-
„mel und die Erde ausgebreitet ist, und die einem
„Regenbogen sehr ähnlich sein würde, wenn ihr
„Glanz nicht leuchtender und reiner wäre. Diese
„Lichtmasse erreichen sie nach einer Tagereise. Hier
„in der Mitte der Lichtmasse sieht man die äußersten
„Enden der Bande, welche den Himmel umschließen.
„Denn eben dieses Licht ist das Band des Himmels,
„das den ganzen Umfang desselben so zusammenhält,
„wie die Bande, welche den Rumpf der Schiffe um-
„schließen. An dem äußersten Ende ist die Spindel
„der Nothwendigkeit befestigt, wodurch der Um-
„schwung des ganzen Himmels bewirkt wird. Die
„Spindel selbst und der Haken daran ist von Demant,
„der Wirtel aus Demant und andern Edelsteinen zu-
„sammengesetzt. Der Wirtel ist in Rücksicht auf sei-
„ne Gestalt nicht von den Wirteln an unsern Spindeln
„verschieden. Wollen wir uns aber einen richtigen
„Begriff davon machen, so müssen wir uns einen gro-
„ßen hohlen Wirtel vorstellen, in dessen Höhlung ein
„anderer kleinerer Wirtel ruht, der darin einpaßt, wie
„Gefäße, die in einander passen und sich einschließen.
„In dem zweiten ruht ein dritter, in dem dritten ein
„vierter, und so müssen wir uns noch vier andre in
„einander gepaßt denken. Der sämtlichen Wirteln
„sind acht, die sich alle wie Kreise einander einschlie-
„ßen. Alle zeigen nur den obern Rand, und bilden
„um die Spindel, deren Schaft durch den Mittelpunkt
„des achten Wirtels geht, die zusammenhängende
„Oberfläche eines einzigen Wirtels. Was den Umfang
„des kreisförmigen Randes betrifft, so verhalten sich
„die Wirteln so zu einander; der erste und äußerste
„hat

„hat den breitesten Rand; dann verhalten sie sich in
„Rücklicht auf die Breite des Randes so gegen ein-
„ander: nach dem ersten folgt der sechste, nach dem
„sechsten der vierte, nach dem vierten der achte, nach
„dem achten der siebente, nach dem siebenten der
„fünfte, nach dem fünften der dritte, nach diesem
„endlich der zweite. Der Umkreis des grössten Wir-
„tels hat mannichfaltige Farben; der siebente hat den
„glanzendsten Umkreis; der achte nimmt den Glanz
„seiner Farbe von dem siebenten an; die Umkreise
„des zweiten und fünften sind einander ähnlich, sie
„haben einen gelblichern Schein, als jene. Der dritte
„hat den weissesten Schimmer, der vierte einen röth-
„lichen; der zweite übertrifft den sechsten an Weisse.
„Die Spindel als ein Ganzes betrachtet, muss sich in
„einer gleichförmigen Bewegung umdrehen. Während
„das Ganze sich umschwingt, drehen sich auch die
„sieben innern Kreise langsam um, aber in einer Rich-
„tung, die der Bewegung des Ganzen entgegengesetzt
„ist. Der achte unter ihnen hat die schnellste Bewe-
„gung; nach diesem bewegen sich der siebente, sech-
„ste und fünfte am geschwindesten, die ihren Um-
„schwung fast zu gleicher Zeit vollenden, der dritte
„und vierte scheinen sich gegenseitig um einander,
„und der zweite um den fünften zu kreisen. Die gan-
„ze Spindel aber drehet sich in dem Schoosse der Noth-
„wendigkeit. Oben auf jedem einzelnen Kreise sitzt
„eine Sirene, die immer denselben lautschallenden Ton
„anstimmt; und aus allen acht Tönen entsteht eine
„einzige Harmonie. — Um die Spindel sitzen drei
„andre Wesen in gleichen Entfernungen, jede auf ei-
„nem Thron, die Töchter der Nothwendigkeit, die
„Mö-

„Mören, Lachesis, Klotho und Atropos, in weißen
„Gewändern und mit Kronen auf den Häuptern. Sie
„stimmen ein in die Harmonie der Sirenen; Lachesis
„singt das Vergangene, Klotho das Gegenwärtige, Atro-
„pos das Künftige. Klotho berührt von Zeit zu Zeit
„die äussere Fläche der Spindel mit der Rechten, und
„befördert dadurch den Umschwung; die Atropos be-
„rührt auf gleiche Weise die innern Wirtel, und die
„Lachesis abwechselnd mit beiden Händen bald das
„Aeussere der Spindel, bald das innere Wirbelwerk.
„Sobald nun die Seelen ankommen, müssen sie zur
„Lachesis gehen. Hier stellt sie zuerst ein Prophet in
„Ordnung, nimmt dann, aus dem Schoofs der Lache-
„sis Loose und Tafeln, worauf die verschiedenen Le-
„bensarten der Menschen verzeichnet sind, und nach-
„dem er eine hohe Bühne bestiegen hat, spricht er
„diese Worte aus: Vernehmt den Spruch der
„jungfräulichen Göttin Lachesis, welche
„die Nothwendigkeit gebahr! Ihr Seelen
„Eines Tages, beginnt von neuem die
„Laufbahn des sterblichen Geschlechtes,
„das dem Tode entgegenreift! Nicht euch
„wird der Dämon wählen, sondern ihr
„müsst den Dämon wählen! Wer zuerst
„das Loos zieht, wähle zuerst ein Leben,
„und die Wahl sei unabänderlich! Die
„Tugend duldet keinen Beherrscher; je
„nachdem einer sie ehrt oder verachtet,
„wird sie es ihm mehr oder weniger ver-
„gelten Die Schuld ist des Wählenden,
„die Gottheit ist frei von aller Schuld.“

„Nach-

„Nachdem er dieses gesagt, schüttelte er die Loos-
„se umher, und jeder nahm das Loos auf, das vor
„ihm gefallen war. Nur mir gestattete man es nicht.
„Jeder, der ein Loos aufgenommen hatte, sahe, in
„welcher Ordnung er wählen dürfe. Hierauf legte er
„die Lebenstafeln, deren Anzahl viel größer war, als
„die Zahl der Wählenden, vor sie hin auf die Erde.
„Sie enthielten alle möglichen Lebensarten, sowohl al-
„ler Menschen, als aller Thiere. Man fand auch die
„Lebensarten der Tyrannen darauf verzeichnet; wo-
„von einige bis ans Ende ihre Macht behaupteten, an-
„dre im Verlauf der Zeit ein trauriges Schicksal erfuh-
„ren, und ihr Leben in Dürftigkeit, auf der Flucht
„und als Bettler endigten. Man sah auch die Lebens-
„arten solcher Männer darauf verzeichnet, die durch
„Gestalt und Schönheit, oder durch Stärke und Welt-
„kämpfe, oder durch edle Abkunft und durch die gro-
„ßen Thaten der Vorfahren berühmt werden sollten.
„Eben so konnte man auch die verschiedenen Lebens-
„arten der Weiber sehen. Für die Seele aber war kei-
„ne Ordnung des Verhaltens aufgezeichnet, weil sie
„nothwendig ihre Beschaffenheiten von den verschied-
„nen Lebensarten annehmen muß, die sie für ihren
„Körper erwählt hat. Uebrigens sah man Armuth und
„Reichthum, Krankheit und Gesundheit, und andre
„dergleichen Dinge unter die Lebensarten der Men-
„schen mannichfaltig vertheilt, so daß sie bald von
„dem einen, bald von dem andern mehr hatten, oder
„auch eine gleichförmige Mischung enthielten.

Hier nun, lieber Glaukon, was nemlich die Wahl
der Lebensarten betrifft, hat der Mensch, wie es
scheint

scheint, das meiste zu befürchten. Und daher muß jeder von uns vor allen Dingen, mit Vernachlässigung aller übrigen Wissenschaften, durch Nachdenken und Unterricht diejenige Wissenschaft zu erforschen und zu erlernen streben, die ihn fähig macht, die Würdigkeit oder Unwürdigkeit der Lebensarten zu unterscheiden, und jedesmal die bessere zu erwählen, nachdem er alles, was wir eben gesagt haben, überlegt, die verschiedenen Lebensarten mit einander verglichen, und ihr Verhältniß gegen die Tugend betrachtet hat: jene Wissenschaft, wodurch er einzusehen vermag, in wie ferne Schönheit bei Armuth oder Reichthum, oder bei einer gewissen Gemüthsanlage den Menschen gut oder böse macht; welche Wirkung edle oder unedle Geburt, das Leben im Privatstande oder in öffentlichen Aemtern, Schwäche und Macht, leichte oder schwere Fassungskräfte, und andre dergleichen Güter, die entweder Naturgaben oder erworben sind, in ihrer Verbindung unter einander hervorbringen, so daß ihn die Vergleichung aller dieser Dinge, mit steter Zurückschauung auf die natürliche Anlage seiner Seele, in den Stand setze, durch die Wahl zu entscheiden, welche die bessere oder schlechtere Lebensart sei, und diejenige die schlechtere zu nennen, welche die Seele ungerechter, jene hingegen die bessere, welche sie gerechter macht. Bei einer solchen Gesinnung hat er nicht nöthig, sich um andre Dinge zu bekümmern; denn wir haben ja gesehen, daß diese Wahl für den Menschen sowohl im Leben als nach dem Tode die beste ist. Diese Gesinnung muß fest wie ein Fels in seiner Seele ruhen; mit dieser muß er in die Unterwelt hinabgehen, damit auch dort weder Reichthum, noch andre Blendwerke

lie zu erschüttern vermögen, damit er nicht durch die Erwählung des Tyrannenlebens oder anderer Frevel, viel unheilbare Uebel begehe, und selbst noch grössere leide, sondern der Entschluß in seiner Seele feststehe, sowohl in diesem, als dem künftigen Leben, den Zustand zu erwählen, der die Mitte hält, und von dem Aeußersten auf beiden Seiten gleich weit entfernt ist. Denn nur durch eine solche Wahl erlangt der Mensch den glücklichsten Zustand.

Auch soll, nach der Erzählung des Armeniers, welcher aus der Unterwelt zurückkehrte, der Sehor die Worte geredet haben: „Jedem, und sollte er auch zuletzt wählen, der mit Weisheit wählt, und bei seinem Entschlusse im Leben verharret, steht ein glückliches Leben bevor, niemanden, der so wählt, ein trauriges. Weder der erste in der Wahl sei unbesonnen, noch der letzte verzweifeln!“

„Sobald der Prophet diese Worte gesprochen, erzählte der Armenier weiter, nahte der, dem das Loos zuerst zu wählen gestattete, und von Unvernunft und Habsucht bethört, wählte er das Tyrannenleben, ohne im geringsten zu überlegen und zu erkennen, daß er, nach der Bestimmung des Schicksals, seine eignen Kinder verschlingen und ähnliche Scheußlichkeiten verüben müsse. Doch kaum hatte er sein Schicksal sorgfältiger untersucht, so brach er in Verwünschungen und Wehklagen über die Wahl aus, und wiewohl er der Worte des Sehers nicht geachtet hatte, so klagte er sich doch nicht selber als den Urheber seines Unglückes an, sondern das Schicksal, die
„Dä-

„Dämonen, kurz jedes andre, nur nicht sich selber.
„Die Seele gehörte zu denen, die aus dem Himmel
„gekommen waren; sie hatte vor dem in einer wohl-
„geordneten Verfassung gelebt; aber sie war nur aus
„Naturtrieb und Gewohnheit, nicht durch die Wir-
„kung der Philosophie tugendhaft gewesen.

Der Erzähler fügte noch hinzu, daß die aus dem Himmel gekommenen Seelen sich im allgemeinen in solchen Fällen eben so oft täuschten, weil sie die Mühseligkeiten des Lebens noch nicht aus Erfahrung kennen, und daß dagegen viele Ankömmlinge von der Erde, die selbst Mühseligkeiten erduldet, und andre sie erdulden gesehen hätten, sich bei der Wahl weniger übereilten. Daher und weil die Ordnung des Wählens von dem ungefähren Fall des Looses abhängt, komme es, daß viele Seelen ihre Schicksale vertauschten, bald ein glückliches mit einem unglücklichen, bald ein trauriges mit einem bessern. Wer indessen (vorausgesetzt, daß er nach dem ihm zugefallenen Loose nicht zuletzt wählen müsse) sich einer gesunden Philosophie befließiget, so oft er in diese Welt gelangt, für den scheine, nach den Nachrichten, die uns von jener Welt verkündigt wären, nicht bloß das Leben auf der Erde glücklich zu sein, sondern er scheine auch bei seinem Uebergange von einer Welt in die andre keine unterirdische und rauhe Pfade durchwandern zu dürfen, sondern auf einem geebneten Wege, der zum Himmel führe, einherzugehen.

Das Schauspiel, wie nemlich die einzelnen Seelen die Lebensarten wählen, ist, nach des Mannes Erzählung, der Betrachtung werth. Denn es erregt bald Mitleiden, bald Bewunderung. In den meisten Fällen wäh-

wählen die Seelen nach den Erfahrungen, die sie in ihrem vorigen Leben gemacht haben, die Lebensarten. So sah er zum Beispiel die Seele, welche vordem den Orpheus belebt, den Körper eines Schwanes wählen, weil er das Geschlecht der Weiber haßte, durch welche er einst war getödtet worden, und nicht wieder durch die Geburt eines Weibes auf der Erde erscheinen wollte. Die Seele des Thamyros sah er den Körper einer Nachtigall wählen. Auch wollte er gesehen haben, daß ein Schwan und natürlich auch andre Singvögel ihre Zustände mit dem Leben der Menschen vertauschten. Eine andre Seele, als die Reihe des Looses sie traf, wählte den Körper eines Löwen. Dies war die Seele des Telamonier Ajas, der deswegen die menschliche Gestalt verabscheute, weil er sich des Urtheilspruches über die Waffen erinnerte. Nach ihr nahete sich die Seele des Agamemnon. Auch dieser haßte das Leben unter den Menschen wegen der Schicksale, die er einst erfahren, und wählte das Leben eines Adlers. Die Seele des Atlas, der nach ihrem Loose zu den Mittlern der Wählenden gehörte, konnte den großen Ehren nicht widerstehen, die dem Athleten zu Theil werden, und wählte diesen Zustand. Hierauf sah er die Seele des Epeos, des Sohnes des Penopeus, in den Körper eines Weibes übergehen, das in Künsten erfahren ist. Unter den letzten sah er die Seele des Possenreißers Thersites, die sich in den Körper eines Affen einhüllte. Endlich kam auch die Seele des Odysseus, die zufälliger Weise nach dem Loose die letzte war, um sich eine Lebensart zu wählen. Weil sie sich der Mühseligkeiten des vorigen Lebens erinnerte, so beschloß sie, allem Ehrgeiz zu entsagen,

und suchte lange nach der Lebensart eines sorgenlosen Privatmannes, die sie endlich nach vielem Suchen, von den andern übersehen, irgendwo fand. Sobald sie erblickte, was sie suchte, sagte sie, sie würde dasselbe gethan haben, wenn es ihr vergönnt gewesen wäre, zuerst zu wählen, und daß sie mit ihrer Wahl sehr zufrieden wäre. Auf gleiche Art gingen theils die Thierseelen in menschliche Körper, theils die Menschen-seelen in thierische Körper über, und zwar die Seelen der Ungerechten in die Körper der wilden, die Seelen der Gerechten in die Körper zahmer Thiere. Und so entstanden überhaupt die mannichfaltigsten Umwandlungen.

Nachdem nun alle Seelen, wie das Loos es verlangte, gewählt hatten, naheten sie sich, nach der Ordnung, der Lachesis. Diese gab jedem einen Dämon zur Begleitung mit, der ihn beschützen und ihm in der Erreichung seiner gewählten Bestimmung förderlich sein sollte. Der Dämon führte darauf die ihm angewiesene Seele zur Klotho, damit sie durch ihre Hand und durch die Umdrehung der Spindel das Schicksal bestätigen möchte, welches die Seele gewählt hatte. Sobald diese die Berührung vollendet hatte, führte er die Seele zu dem Gespinste der Atropos, damit sie den angeknüpften Faden des neuen Lebens unwandelbar mache. Von dort gingen sie mit graden Schritten zu dem Throne der Nothwendigkeit, und nachdem sie, und nach ihnen die übrigen alle hier vorübergegangen waren, wanderten sie alle in die Ebene der Lethe, unter schrecklicher Hitze und Schwüle. Denn die Gegend ist dort leer von Bäumen und allen Erdgewächsen. Als es Abend geworden war, lagerten sie sich bei dem Flusse Ameletes, dessen Wasser
sich

sich in keinem Gefäße festhalten läßt. Doch muß jeder ein gewisses Maass davon trinken. Diejenigen, welche ihre Besonnenheit verläßt, trinken mehr, als dieses Maass. So wie aber einer von dem Wasser trinkt, vergiftet er alles. Nachdem sie sich aber zur Ruhe gelagert, und es Mitternacht geworden war, entstand ein Ungewitter und Erdbeben, und plötzlich, wie Sterne, die am Himmel hervorspringen, wurden sie, die eine hiehin, die andre dorthin, durch die Zeugung in ein andres Leben versetzt. Ihm selbst aber, sagte er, habe man nicht gestattet, von dem Wasser zu trinken. Wie er indessen wieder in seinen Körper gekommen, wisse er nicht; denn als er am Morgen plötzlich aufblickt, habe er sich schon auf dem Scheiterhaufen liegen gesehen.

Diese Erzählung nun, lieber Glaukon, hat sich vom Untergange erhalten, und kann auch zu unsrer Erhaltung viel beitragen, wenn wir ihr Glauben schenken; denn sie kann uns förderlich sein, daß wir glücklich über den Fluß Lethe kommen, und unsre Seele von allen Flecken rein erhalten. — So laßt uns denn, überzeugt durch das, was wir gesagt haben, an dem Glauben festhalten, daß die Seele unsterblich und für die Aufnahme aller Uebel und aller Güter empfänglich sei. Laßt uns daher den Weg zum Himmel hinanstreben, und uns der Gerechtigkeit und Weisheit aus allen Kräften befeißigen, damit wir mit uns selber und den Göttern in Freundschaft leben, damit wir schon hier, als Sieger gekrönt, die Preisbelohnungen der Tugend empfangen, und dereinst auf jener tausendjährigen Wanderung, deren wir gedacht haben, uns glücklich fühlen mögen.





Plato,

Platons Republik oder Unterredung vom Gerechten in zehn Büchern

Bd.: Zweiter Band

1799

Coburg, Landesbibliothek -- A II 8

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11912531-8